P. O. germ. 1106 ti Putlitz
-4

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Soeben erschienen:

Wohin?!

Roman

von

Karl Heigel.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Neue Novellen

von

Marie Giese.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Aus dem Süden.

Novellen

von

Günther von Freiberg.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

---

85 F

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin**.

Vor Kurzem erschienen:

Prismen.

Novellen

von

Ida von Düringsfeld.

2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die Dame ohne Herz.

Roman

von

Karl Heigel.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Manon.

Novelle

von

Villamaria.

Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Putlitz, Ausgewählte Werke.

Vierter Band.

Ausgewählte Werke

von

Gustav zu Putlitz.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß

zum vierten Bande.

Funken unter der Asche.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Es war Frühling, und die Anlagen, die sich wie ein üppiger Kranz um den besuchten Badeort ziehen, prangten im überschwenglichen Blüthenschmuck des Flieders und Goldregens. Der Schneeball trug noch, wenn auch schon auseinanderflatternd, seine weißen Kugeln, und der Jasmin fing bereits an seine duftigen Knospen zu erschließen. Aus dieser Ueberfülle von Farben und Duft schimmerten die weißen Mauern der Landhäuser hervor, die, anmuthig zerstreut, von den Anlagen umschlossen wurden, während die Gitter, welche die kleinen zugehörigen Gärten absonderten, ganz überwuchert von frischem Grün und blüthenschweren Zweigen, dem Auge verschwanden. In der offenen Halle des Erdgeschosses einer dieser Villen, der kleinsten vielleicht, ruhte ein junges Mädchen nachläßig hingestreckt auf der Chaise longue, im eleganten, aber bequemen Morgenanzug, die zarte Gestalt

halb verdeckt von einer leichten, aber kostbaren Decke. Auf dem Tischchen neben ihr lag ein umgeschlagenes Buch, eine Tapisseriearbeit, die aus der Hand geglitten zu sein schien, am Boden. Die durchsichtigen feinen Züge ließen auf eine längere Krankheit schließen, aber der heiter träumende Ausdruck des Gesichts, das Auge, das froh in die volle Pracht des Frühlings hinausblickte, zeigte, daß sie überwunden war. Das junge Mädchen athmete Luft, Duft und Sonnenschein mit vollen Zügen, und mit einer Heiterkeit, der man es ansah, daß Sorgen sie noch nicht gestört hatten, gab sie sich dem süßen Nichtsthun hin, das so beglückend ist, wenn nur freundliche Bilder der Einbildungskraft es erfüllen. Sie mochte schon lange so, lächelnd wie ein Kind, hingeträumt haben, als leise die Glasthür hinter ihr sich öffnete und eine Frauengestalt in derselben erschien, die die Ruhende eine Weile sorgsam betrachtete. Sie trug ein ganz schlichtes, schwarz wollenes Kleid, darüber ein weißes, leinenes Tuch, über der Brust gekreuzt, und ein glattes, weißes Häubchen, dessen sauber gebrannter Strich, fest anschließend, das Gesicht einrahmte und das zurückgestrichene Haar verdeckte. Man hätte nicht sagen

können, ob die Frau alt oder jung sei, ob das Gesicht, dessen einziger Ausdruck gleichmäßige Milde war, anmuthig oder unschön zu nennen wäre, aber die ganze Erscheinung machte den Eindruck leiser Ruhe. Wenn man das junge Mädchen mit einem erwachenden Frühlingstage vergleichen konnte, so war diese Frau wie ein stiller Sonntagnachmittag, der die Andacht des Morgens ausklingen läßt in dem Schweigen der verstummten Arbeit.

Das junge Mädchen wandte den Kopf, nickte freundlich der Andern zu und rief lächelnd: „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich schon hereinholen, Schwester Clara? Es ist so schön hier, und ich fühle mich so wohl.“

Schwester Clara trat einen Schritt näher. „Wird es nicht zu viel, Fräulein?“ sagte sie, „der Doctor hat nur eine Stunde erlaubt, und ich glaube, wir sind schon ungehorsam gewesen.“

„Was weiß denn der Doctor?“ erwiderte lachend das junge Mädchen; „ich fühle ja selbst am besten, was mir gut thut, und Ihr sollt mich nun endlich nicht mehr wie eine Kranke behandeln.“ Dabei schob sie die Decke bei Seite und versuchte es, mit einer

schnellen Bewegung von der Chaise longue aufzuspringen, aber die Haltung schwankte, und das Mädchen griff nach dem Tischchen, um sich zu stützen. Unbemerkt, ohne plötzliche Bewegung, war indessen Schwester Clara schon an ihrer Seite und hielt sie im Arm.

„Sie brauchen mich doch noch," sagte sie, „und ich meinte schon, meine Hülfe sei überflüssig, Fräulein Lucie. Kommen Sie in's Zimmer, es ist genug für heute."

Lucie ließ sich führen, wie ein Kind, aber sie lehnte noch einmal über das Geländer, als müsse sie noch einen tiefen Zug thun aus dem berauschenden Becher der Frühlingspracht. „Ich bin matt," sagte sie, „aber es ist ein wunderbares Behagen in dieser Empfindung. Die Kräfte sprießen mir wie die jungen Blätter am Strauch, die so zart sind, daß der wärmere Sonnenschein sie schlaff zusammensinken läßt, aber sie welken nicht; im frischen Nachthauch stehen sie kräftiger wieder auf, sie müssen sich nur daran gewöhnen, zu leben."

Schwester Clara erwiderte nichts. Mit keinem Wort, keiner Bewegung wiederholte sie die Aufforderung, in's Haus zu treten, aber Lucie folgte ihr wie

einer zwingenden Gewalt. Sie stützte und trug die Genesende nicht, sie unterstützte nur, leitete und ergänzte die Kräfte, wo sie nicht ausreichten. Lucie lag wieder auf ihrem Ruhebett, hatte den beruhigenden Trank genommen, den Schwester Clara ihr mischte; kein Glas klang dabei gegen das andere, kein Löffel klapperte, die Dinge gingen wie von selbst unter den leisen Händen und stellten sich regelrecht wieder an ihren Platz.

Der Arzt kam. Er war ein noch junger Mann, zwischen dreißig und vierzig Jahre alt, gut aussehend, aber etwas brüsque in seiner Manier. Es war noch ein Theil vom Studenten an ihm hängen geblieben, aber vom liebenswürdigen Studenten. Im Grunde eine sentimentale Natur, fürchtete er diese Empfindsamkeit, deren er sich bewußt war, nahm eine schroffe, sarkastische äußere Form an und spottete über Freundschaft und Empfindungen, nicht so sehr, um Andere zu täuschen, als um gegen sich selbst zu kämpfen. Er ließ sich wenig mit Lucie ein und schnitt ihr alle Wünsche, Dies oder Jenes schon zu unternehmen, kurz ab. „Thorheiten,“ sagte er, „Unvernunft! Zerbrechen Sie sich doch nicht den Kopf über Dinge, die

meine Sache sind. Ich werde Ihnen das Alles verordnen, zur richtigen Zeit, wie ich früher Ihnen die Arzneien zur Stunde verschrieb. Alles, was ich nicht erlaube, bleibt verboten."

„Wenn Sie mir Ausfahren, Concert, Gesellschaften wie eine Arznei verschreiben wollen, Doctor, so will ich sie gar nicht, schon weil Sie dieselben in eine so fatale Kategorie bringen," lachte Lucie. „Bald werde ich Ihnen gar nichts mehr sagen, denn was ich auch vorbringe, — und am Ende habe ich doch über mich selbst auch mitzureden, — das nennen Sie dumm." —

„Das Wort habe ich nicht ausgesprochen," erwiderte ganz ernst der Doctor. „Ein alter Student bringt das nicht über seine Lippen. Grob muß ich schon mitunter sein, um Zeit zu ersparen, beleidigend nicht, und Ihr Ausdruck gilt unter den Studenten als Beleidigung."

„Sie sind aber kein Student mehr," spottete Lucie.

„Leider Gottes, nein!" erwiderte der Doctor. „Das liegt längst abgethan hinter mir, aber es glimmen immer noch ein paar Funken unter der Asche."

Dann wandte er sich zu Schwester Clara und besprach in ganz geschäftlichem Ton seine Verordnungen. Lucie wollte mit hineinreden, aber ihre Bemerkungen wurden vollkommen überhört. Als der Doctor aufstand, winkte er Clara mit dem Auge. Ohne ein Zeichen, daß sie ihn verstanden hätte, rückte sie Luciens Kissen zurecht, ging lautlos ordnend durch's Zimmer, und als der Doctor im Vorzimmer stand, war sie, wie zufällig und ganz natürlich, an seiner Seite.

„Schwester Clara," sagte der Doctor, „Ihr Pflegling ist als genesen zu betrachten. Ich wollte das vor ihr selbst nicht aussprechen, das verbietet die allgemeine Unvernunft der Menschen, namentlich der Genesenden. Nicht, weil ich mich nicht freute, diese Patientin aus den Händen zu lassen, sondern weil ich fürchte, sie könnte mir wieder hineinfallen. Ich brauche Ihnen keine Instructionen zu geben, Sie wissen besser als ich, was nützt oder schadet, und eigentlich müßte ich mich schämen, denn daß wir so weit sind, ist Ihr Verdienst, nicht das meinige. Ich bin auch jetzt ganz unnütz, und Sie sind es noch lange nicht."

„Das thut mir leid," sagte Clara, „ich hatte gehofft bald abreisen zu können."

„Was ruft Sie fort?" fragte der Doctor.

„Nichts," antwortete sie ruhig, „so lange meine Aufgabe hier nicht erfüllt ist. Dann aber kehre ich in mein Diaconissenhaus zurück, und es findet sich gleich wieder eine Stelle, wo ich nützlicher bin als hier."

„Haben Sie sich dazu verpflichtet?"

„Nein!" war die Antwort, „ich bin vollkommen frei; und von einem Zwang ist so wenig die Rede, daß ich ausscheiden könnte, wann ich wollte. Aber ich habe mir diese Lebensaufgabe gewählt und zum einzigen Zweck meines Lebens gemacht."

„Und ich habe gesehen, wie Sie dieselbe erfüllen," sagte der Doctor. „Wissen Sie, daß mir das vom ärztlichen Standpunkt völlig unbegreiflich ist, vom psychologischen gar nicht zu reden. Ich habe mir immer eingebildet, jeder Mensch müßte Schlaf haben, schon weil mir der meinige so oft gestört wird, müßte ruhen und in einem gewissen Schwanken der Stimmung sein Gleichgewicht finden. Von allem Dem ist bei Ihnen nicht die Rede. Sie sind immer wach, immer da, und wie ich an Ihrem Brusttuch nie einen Fleck, an Ihrem Häubchen nie etwas Zerdrücktes ge-

funden habe, so ist auch Ihre Stimmung immer dieselbe, in den Stunden der größten Gefahr wie in denen der Hoffnung.“

„Wer für sich selbst nichts mehr wünscht, nichts mehr hofft, vor nichts mehr zittert, der wird auch ruhig Anderen gegenüber. Sie, der Arzt, müssen das ja verstehen. Wer so manchem Todeskampf zusah, so viele gebrochene Augen zudrückte, wie ich, dem ist der Tod nicht mehr so erschreckend, das Leben nicht mehr so lieblich, und Schlaf und Wachen, der kleine Tod und das kleine Leben, unterscheiden sich nicht mehr. Man gewöhnt sich, die einzelnen Menschen nur danach zu betrachten, wie sie unserer Hülfe bedürfen. Der Kränkste steht mir am nächsten, der Genesene darf für mich nicht mehr existiren.“

„Danach gilt Ihnen der Gestorbene und der dem Leben Zurückgegebene gleich,“ warf der Doctor ein; „Sie haben es nur mit dem Kranken zu thun. Ist das nun die höchste Selbstsucht oder die höchste Selbstverleugnung? Sie glauben mir eine Erklärung Ihres Wesens zu geben, und werfen statt dessen neue Räthsel auf. Was Sie thun, und wie Sie es thun, kann nur aus dem Quell uneigennützigster Menschenliebe

entspringen, und daß diese dem Einzelnen gegenüber nicht an Kraft gewänne, ist unmöglich. Seit Monaten widmen Sie alle Ihre Gedanken, alle Ihre physischen Kräfte, sich ganz und gar dem eigensinnigen Kinde, das wir eben verließen, und das Herz sollte da nicht mit Theil haben? Sie sprechen davon, das anmuthige Geschöpf zu verlassen, als wäre es Ihnen lieb, eine Sorge loszuwerden, nur um sie mit einer neuen zu vertauschen."

„Ich darf mein Herz nicht an den Einzelnen hängen," sagte Clara, und ihre sonst gleichmäßige Redeweise bekam zum ersten Mal einen etwas stärkeren Accent. „Was ich dem Einen gäbe, müßte ich dem Andern entziehen, und meine Lebensaufgabe würde unmöglich, wollte ich hier oder da wieder Wurzel schlagen mit dem Herzen und über das Krankenzimmer hinaus Theil nehmen an den Geschicken des Einzelnen in der Welt. Zuerst habe ich mich zwingen müssen, kalt zu werden, jetzt bin ich es geworden und muß es bleiben. Sie sprachen vorhin, halb im Scherz, von Funken unter der Asche. Das Bild paßt auf mich, aber jetzt sind die Funken erstickt, und die Asche ist kalt geworden."

„Sind Sie dessen so gewiß?“ rief der Arzt.

„Ich denke, ja!“ erwiderte sie nun wieder ganz ruhig.

„Wo aber Asche ist, muß Rauch und Flamme gewesen sein,“ fuhr er fort und sah sie durchdringend an.

Das Mädchen ertrug den Blick ganz ruhig und mit unveränderten Zügen. „Die Zeit der Flamme ist erloschen,“ sagte sie, „mit der habe ich längst abgethan. Ja, sie ist namenlos geworden, und keine Brücke trägt zu ihr zurück. Ich heiße jetzt ‚Schwester Clara‘, und dieser Name braucht keine Vergangenheit.“

Sie grüßte den Arzt mit leiser Kopfbewegung und schritt in das Krankenzimmer zurück. Er nahm Hut und Ueberzieher. „Asche,“ murmelte er vor sich hin; „ja, wir sollen zur Asche werden, sagt die Schrift, aber nicht, so lange der Puls schlägt und das Blut durch die Adern rollt. Ich weiß nicht, ob ich dies Wesen bewundern soll oder verabscheuen, bemitleiden oder glücklich preisen. Es würde Einen gar nicht beschäftigen, wäre es wirklich nichts als ein unbeschriebenes Blatt, aber es ist ein Pergament, von dem man die Schrift fortradirte, und dann zerbricht man

sich immer noch den Kopf, um zu entziffern, was da stand. Schließlich ist meist die Lösung, wenn man sie wirklich empfängt, nicht einmal des Entzifferns werth gewesen.“ Er ging; aber halb verdrießlich, halb zerstreut, mußte er sich zu seinen weiteren Pflichten zwingen. Als Schwester Clara zurückgekehrt war zu ihrem Pflegling, fand sie diesen in größter Aufregung, fast im Zorn auf den Doctor.

„Das ist ein ganz unausstehlicher Mensch!“ rief Lucie, „so grob, so gleichgiltig, so mißachtend. Daß wir gerade dem in die Hände fallen mußten. Ich ärgere mich schon, wenn er kommt, und seine Arznei muß sehr gut sein, um den Schaden, den seine Anwesenheit hervorbringt, wieder gut zu machen. Was er nur wieder mit Ihnen zu complottiren hatte?“

Schwester Clara hatte sich ruhig an's Fenster gesetzt und griff nach ihrer Arbeit. „Bis hierher haben sich die Anordnungen des Doctors noch immer als richtig bewährt, folgen wir ihnen und kümmern wir uns nicht um seine Person,“ sagte sie.

„Das habe ich mir oft vorgenommen,“ schmollte Lucie weiter; „aber mit wem sollen sich die Gedanken beschäftigen, wenn nicht mit dem einzigen Menschen,

den man seit Monaten zu Gesicht bekommt? Und er wird immer unerträglicher. Ich bin überzeugt, wenn er auch meine Gesundheit herstellt, meinen Character verdirbt er, und das gründlich. Ich habe sonst nie einem Menschen etwas Böses gewünscht, aber diesem Doctor gönnte ich alle Schmerzen und Qualen. Wenn er so mit wahrem Behagen von den Leiden Anderer spricht und dabei mit dem ganzen Uebermuth der eigenen Gesundheit sein spöttisches Gesicht macht, könnte ich ihn mit zerbrochenen Armen und Beinen, ohne nur einen Schimmer von Mitgefühl, vor mir liegen sehen. An dem Menschen ist Alles beleidigend, selbst seine kräftige Gestalt und seine schön geschnittenen Züge. Wenn er lacht und seine prächtigen Zähne zeigt, kann ich so ärgerlich werden, daß mich nur die Furcht zurückhält, ihm etwas Boshaftes zu sagen."

„Furcht? vor was?" fragte Clara.

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Lucie, „vielleicht davor, daß er mich noch mehr tyrannisirt, mir aus Malice noch fatalere Mixturen verschreibt. Aber ich weiß recht wohl, was ich an ihm hasse; das Norddeutsche, das Preußische in seinem ganzen Wesen. Das bleibt für uns Süddeutsche nun einmal unüber-

windlich. Immer wollen sie uns sentimental rühren und gleich mit der Arroganz, daß sie sich von der eigenen Empfindsamkeit nicht beugen lassen. Sie prahlen damit, das überwunden zu haben, worauf sie sich Etwas zu gut thun — ihr Gemüth: Anmaßung auf beiden Seiten. Liebhaben will man sie nicht, auslachen kann man sie nicht, weil sie Einem mit Selbstverspottung immer zuvorkommen, also muß man sie hassen, und ich hasse diesen Doctor gründlich, schon weil er ein Preuße ist, und von der rechten Sorte."

„Ach, Sie sind ein Kind!" sagte Clara, „und im Grunde sind sie ihm auch dankbar, wie er das verdient."

„Sie nehmen ihn in Schutz, Schwester Clara, das habe ich längst bemerkt," rief Lucie, „und so müssen Sie es sich schon gefallen lassen, daß ich meinen Zorn, den ich vor ihm nicht kund geben kann, gegen Sie auslasse. Aber bitte, was können Sie zu seinen Gunsten vorbringen?"

Clara sah nicht auf von ihrer Arbeit.

„Nichts," sagte sie, „so wenig ich auch an ihm zu tadeln wüßte. Ich befolge seine Anordnungen,

weil das meine Pflicht ist, und weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie richtig sind. Als Arzt ist er gewissenhaft, das hat er uns bewiesen. Ueber die Krankenstube hinaus denke ich weder an ihn, noch an etwas Anderes."

„Clara!" rief Lucie, „Sie sind mir ein Räthsel. Ist es denn möglich, so mit dem Leben, mit den Empfindungen abzuschließen? Ich kenne wenig von der Welt, von ihren Freuden und Vergnügungen, von ihren Lockungen und Gefahren, und doch glaube ich nicht, daß ich das Alles aufgeben könnte, so kalt, so ruhig."

„Das sollen Sie auch nicht, Lucie," sagte Schwester Clara; „Ihnen gehört die Welt, und das Leben soll für Sie erst anfangen. Glauben Sie nicht, daß ich den Beruf, den ich mir wählte, für den einzig richtigen halte im Allgemeinen; aber er war der einzig richtige für mich. Mich befriedigt er, mich füllt er aus, ja, ich freue mich an ihm, wenn ich sehe, wie in diesem Augenblick, daß er helfen konnte, der Welt ein Leben wiederzugeben, der Welt, die für mich nicht mehr da ist."

Lucie richtete sich auf. So hatte die fast stumme

Pflegerin niemals zu ihr gesprochen, und zum ersten Mal kam dem jungen Mädchen der Gedanke, daß die bleiche Frauengestalt neben ihr, der sie nur behagliche und gehorsame Handleistungen und Krankendienste zugetraut, die sie wie einen Dienstboten betrachtet hatte, höher stünde an Bildung und Erfahrung. Die Krankheit hatte sie stumpf gemacht, hatte ihre Gedanken umschleiert, sonst würde sie das längst bemerkt haben, trotz des Schweigens der Genossin, deren Unnahbarkeit ihr überdies die Lippen geschlossen hatte. „Clara," rief sie, „erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Ihren Geschicken."

Schwester Clara schreckte zusammen bei der unerwarteten Frage und schwieg. „Woher," fragte sie sich, „auf einmal diese Theilnahme?" Sie bedachte nicht, daß das Gespräch mit dem Doctor ihr einen tiefern Eindruck gemacht hatte, als sie selbst sich gestand, und wie sie auch den ruhigen Ausdruck ihrer Haltung bewahrte, zitterte doch die Erinnerung an die Empfindungen, die sie meinte überwunden zu haben, durch ihr ganzes Wesen. „Lassen Sie das, Fräulein Lucie," sagte sie nach einer Weile in möglichst kaltem Ton, „es sind zwar keine Geheimnisse,

die ich verbergen muß, aber es sind auch keine Erzählungen, die in ein Krankenzimmer passen. Um Ihretwillen fragen Sie mich nicht, und um meinetwillen lassen Sie mich schweigen. Und wenn Sie Theilnahme für mich haben, begnügen Sie sich mit der Versicherung, daß ich nie in meinem Leben mich befriedigter fühlte, als in diesem Augenblick."

Lucie stand leise auf, schlich auf den Zehen zur Pflegerin hin und schlang beide Arme um ihren Nacken. „Theilnahme?" flüsterte sie, „Theilnahme? Welch kaltes Wort. Ich habe Dich lieb, Clara, ich habe es längst gefühlt, aber ich weiß es erst in diesem Augenblick. Ich habe Dich von ganzem Herzen lieb."

Clara löste leise die Arme, die sie umschlossen, und sagte: „Sie regen sich auf, Lucie, und das darf ich nicht leiden."

Lucie ließ sich nicht abweisen. „Ich habe Dich nicht lieb, Clara," sagte sie, „weil ich Dir dankbar bin, weil Du das kleine, vielleicht verlöschende Flämmchen meines Lebens pflegtest, anfachtest, frisch wieder aufflackern ließest, — ich habe Dich lieb, ich weiß nicht weshalb, und die Empfindung rührt mich und treibt mir die Thränen in die Augen, und ich

weiß doch auch wieder nicht warum? Ich habe Dich immer „Schwester Clara‘ genannt und dachte mir nichts dabei. Jetzt aber weiß ich, daß Du mir eine ‚Schwester‘ sein sollst, wie ich nie eine hatte und wie sie mir immer fehlte. Und so lehne ich mich an Dich und lasse mich nicht zurückweisen.“ Sie sank neben Clara nieder und verbarg ihr thränenüberströmtes Gesicht in ihren Schoos.

Eine leise Röthe zog über die bleichen Züge der Diaconissin. Sie fühlte es warm aufwallen in ihrem Herzen, und sie wußte es, daß damit wieder Etwas in ihr Leben trat, wovor sie sich fürchtete. Die langentwohnte Empfindung, daß ein Wesen sie liebe auf der Welt, hatte auch ihr einen Ton angeschlagen, der nachklang in ihrem Herzen, und der ihre ganze Lebensaufgabe zu erschüttern drohte.

„Sind doch noch Funken unter der Asche?“ flüsterte sie vor sich hin. Es durfte nicht sein. Sie wollte einen Kampf nicht wieder antreten, der überwunden sein mußte. Fest und kalt führte sie das liebliche Kind, dem sie seit Monaten alle ihre Kräfte gewidmet hatte, auf das Lager zurück und gebot Ruhe. Aber sie behandelte sie, ohne es zu wissen, doch nicht

mehr, wie eine Dienende das thut, sie strich ihr leise mit der Hand über das lockige Haar und die zart gerötheten Wangen. Es war etwas halb Mütterliches in ihre Art und Weise getreten. Lucie bemerkte das und lächelte unter Thränen. Sie ergriff die Hand der Pflegerin und hielt sie fest. Die schmale Hand war rauh und aufgesprungen in der Arbeit, und doch sah man es ihr an, sie mußte einst schön gewesen sein, und nicht bestimmt zu grobem Dienst. Clara zog die Hand mit leiser Gewalt fort, rückte Kissen und Decke in Ordnung und verließ das Zimmer. Sie trat in den Garten und schritt den kleinen Pfad zwischen dem blühenden Strauchwerk hin, die milde Frühlingssonne glänzte auf sie nieder, und Alles war Erwachen, Fülle, Glanz und Farbe um sie; sie selbst bleich, dunkel, abgestorben. Sie rang, ihre Ruhe wieder zu gewinnen, und sie glaubte, es sei ihr gelungen, als sie zurücktrat in's Zimmer. Eine eben erblühte Rose, die erste des Jahres, hatte sie fast gedankenlos abgebrochen und legte sie ihrem Pflegling auf die Brust. Lucie war eingeschlafen. Clara sah sie lange schweigend an, beobachtete zufrieden die gesunden, kräftigen Athemzüge, dann drückte sie mit

der äußersten Spitze der Lippen einen Kuß auf die heitere Stirn der Schläferin und lächelte. Sie meinte, sie hätte ihr ihre Liebe zurückgegeben, sei wieder frei und sicher, und die Funken wieder erloschen unter der Asche. —

II.

Der junge Arzt hatte seine Krankenbesuche beendigt, war wie gewöhnlich sehr spät zur table d'hôte des elegantesten Hotels gekommen und ging nach hastig eingenommenem Diner, wie er pflegte, in den Cursaal, wo er sicher war, seine Bekannten zu treffen. Wir brauchen keine Beschreibung dieser mit raffinirtester Eleganz ausgestatteten Locale zu geben, in denen sich Spieler und Zuschauer um den grünen Tisch der Roulette drängen, wo durch die athemlose Stille der Aufregung die monotone Stimme der Croupiers, das Rollen der Kugel und das Klingen der Geldstücke in immer gleicher Wiederkehr und Pause sich hörbar macht. Der junge Arzt drängte sich nicht an den Tisch hinan, er umschritt ihn in weitem Bogen, musterte die Spieler und wechselte hier und da einen Gruß, der ihm bald verlegen, bald unbefangen, meist

zerstreut und hastig erwidert wurde. Die Beobachtung der Physiognomien interessirte unsern Freund, dem Spiele selbst schenkte er keine Aufmerksamkeit. Es war ihm augenscheinlich um die Wirkung, nicht um die Ursache zu thun. Nach einer Weile schien er seine Beobachtungen vollendet zu haben und sich anzuschicken, den Saal zu verlassen, als er plötzlich wieder näher trat und einen Herrn in's Auge faßte, der ihm gegenüber unmittelbar am grünen Tisch stand, dessen Gesicht ihm bekannt schien und freundliche Erinnerungen weckte. Bald zweifelte er nicht mehr; er erkannte einen Studiengenossen aus Heidelberg, den er dort sehr lieb gehabt, seitdem aber nicht wiedergesehen, und dessen Schicksal er seit etwa fünfzehn Jahren vollkommen aus dem Auge verloren hatte. Es war nicht zu verwundern, daß er ihn nicht auf den ersten Blick erkannt hatte, denn der Freund war überraschend verändert. Anstatt des frischen, blühenden Gesichts, das dichte blonde Locken umflatterten, stark markirte, gereifte Züge und spärliches Haar um die hohe, schön gewölbte Stirn. Die Gestalt war am wenigsten verändert. Immer noch schlank und vornehm, war sie nur männlicher geworden. Der junge Arzt brauchte

lange Zeit, um sich aus dieser Erscheinung den Jugendfreund zurück zu construiren und war nicht gleich über die Identität im Klaren. So beobachtete er eine ganze Weile und sah, daß der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit dem Spiele mit einer fast gleichgiltigen Ruhe zusah. Vor ihm waren einige Haufen Gold- und Silberstücke aufgestapelt, aber er berührte sie nicht, und in der ganzen Zeit, in der das Auge des Doctors auf ihm ruhte, setzte er nicht ein einziges Mal. Endlich schlug auch der Fremde das Auge auf, er bemerkte es, wie Jemand gegenüber ihn scharf fixirte, nahm sein Glas, warf einen Blick hinüber, und schneller erkennend als der Freund, nickte er einen erfreuten Gruß hinüber, strich ruhig sein Geld ein und drängte sich durch die Menge. Er kam dem Doctor gleich mit ausgestreckter Hand entgegen. „Du hier, Meinard?“ rief er. „Wie man sich wiederfindet!“

„Ich war lange im Zweifel, ob Du es wirklich seiest, Constantin!“ sagte der Doctor.

„O, habe ich mich so verändert? Dich habe ich auf den ersten Blick erkannt,“ war die Erwiderung.

Sie verließen den Saal und gingen Arm in Arm

durch den Park. Der Doctor war ganz frisch in den alten, gemeinsamen Erinnerungen, von denen sich der Gefährte ruhig, kühl, fast gleichgiltig erzählen ließ. Endlich erkältete diese zurückhaltende Art, die er in der ersten Freude des Wiedersehens kaum bemerkt hatte, doch auch den Arzt, und er sagte, zum Cursaal zurücklenkend: „Verzeih, Constantin, Du warst beim Spiel, und ich habe Dich gestört. Da Du, wie Du sagst, einige Wochen hier bleibst zur Cur und ich wahrscheinlich zeitlebens hier bleiben werde zum Curiren, sehen wir uns wieder."

Der Freund hielt ihn zurück: „Du hast mich durchaus nicht gestört," sagte er, „ich spielte nicht und spiele niemals."

„Freilich sahst Du gleichgiltig auf die rollende Kugel, und ich habe nicht bemerkt, daß Du Dein Glück versuchtest, aber Dein Platz, die Geldhaufen vor Dir" — sagte der Doctor.

„Ah, Du hast mich beobachtet?" fiel Constantin ein, „und da Du das thatest, will ich Dir meine Schwäche eingestehen. Ich war früher passionirter Spieler, nicht aus Gewinnsucht, denn ich besaß mehr, als ich brauchte, aber aus Leidenschaft. Wie ein

Fieber ergriff es mich, wenn in Bekanntenkreisen die Karten zur Hand genommen wurden, und die öffentlichen Banken übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Tagelang kam ich nicht von dem grünen Tisch fort und habe viel verloren, ohne mich von meiner Leidenschaft heilen zu können, wenngleich ich mich ihrer schämte. Jetzt bin ich nicht mehr reich, habe gerade nur, was ich brauche, und zwar bei großer Einschränkung, und sicher nicht genug, um Etwas verlieren zu können. Ich mußte meine Leidenschaft überwinden. Das ist nicht so leicht, als es scheint. Blase in die halbverlöschende Flamme und sie schlägt immer hoch auf. Ich schäme mich fast, es einzuräumen, daß es mich furchtbare Kämpfe gekostet hat, wenn sich eine Aufforderung zum Spiel bot, dieser zu widerstehen. Selbst wenn ich mir einbildete, kalt zu sein, zuckte doch die alte Gluth wieder auf. Unter meinen Bekannten half ich mir durch das laute Bekenntniß meines durch die Nothwendigkeit gebotenen Entschlusses. Das war eigentlich die Feigheit des passionirten Wilddiebes, der ohne Gewehr dem Wilde nachspürt und sich dann damit brüstet, daß er nicht geschossen hat. Das wurde mir klar, wenn ich an eine öffent-

liche Bank trat und der Sicherheit halber meine Börse zu Haus gelassen hatte. Aber ich wollte mich von meiner Leidenschaft heilen, wirklich und gründlich, auch ohne den Zwang der Unmöglichkeit, ihr zu folgen, den ich mir selbsttäuschend auflegte. Ich glaube, es ist mir gelungen, und heute machte ich wieder eine Probe. Ich trat an das Roulette, legte meine ganze Baarschaft vor mich, folgte dem Spiel, beobachtete meine Bewegungen. Zuerst war es mir wohl, als wolle der alte Reiz wieder sein Recht geltend machen, aber er lockte immer weniger, und wenn Du mich nur während der letzten Viertelstunde beobachtet hast, so wirst Du mir bezeugen müssen, daß ich ganz gleichgiltig war, und ich versichere Dich, auch nicht ein Gulden meiner Baarschaft ist von der Stelle gerückt worden."

„Du warst also Dein Selbstarzt, während ich meinen Krankenbesuch an dem Spieltisch machte," sagte Dr. Meinard.

„Deinen Krankenbesuch? Wie verstehst Du das?" fragte der Freund.

„Ich beobachte täglich," war die Antwort, „welche meiner Patienten und Patientinnen sich an der Bank einstellen, und suche das möglichst unbemerkt zu thun.

Wie jeder sich zeigt in der Leidenschaft des Spiels, im Gewinn oder Verlust, das giebt mir Aufschlüsse über Charakteranlagen, über den Grad der Erregbarkeit und unterstützt nicht allein meine Krankheitsdiagnose, sondern giebt mir auch Winke für den Plan meiner Behandlung."

„Ach, Du bist nicht allein Arzt, sondern auch Psychologe!" warf Constantin ein.

„Läßt sich das trennen?" erwiderte Meinard.

„So führst Du Deine Kranken erst an die Bank, ehe Du Deine Cur anfängst?" fragte Constantin.

„Wie solche Arzneien, die meist Gifte sind, betrachte ich das Spiel, und mitunter bringt das Gift auch sogar Heilung. Ganz aufgeriebene Nerven gebrauchen ein Reizmittel, und ein solches sind mir die sechsunddreißig Nummern schon mehr als einmal gewesen. Die entnervte Kraft ist keine geheilte Leidenschaft, und wo der Puls aus Schwäche langsamer geht, als das Fieber bedingte, ist dies nicht gehoben."

„Ich hoffe nicht, lieber Junge, daß Du mich unter diese Kategorie bringen willst," sagte ganz ruhig Constantin, „wenn mich das Leben, in das ich hineinstürmte mit vollen, von kräftiger Jugendlichkeit ge=

schwellten Segeln, auch nach vielen Richtungen hin verbrauchte. Meine Illusionen sind vor der Zeit vernichtet, und tausend Dinge, die meine Altersgenossen noch in Bewegung setzen und fesseln, sind für mich werthlos geworden. Ich bin kalt geworden, vielleicht vor der Zeit, aber meine Kraft ist nicht alt, und meine Nerven befinden sich, Gott sei Dank, vortrefflich."

„Das brauchtest Du mir nicht mehr zu sagen," rief der Doctor, „nachdem Du mir meine an Dir gemachte Diagnose am Spieltisch durch Deine Erklärung so vortrefflich ergänzt hattest."

Die Freunde waren wieder vor dem Curhause angekommen, wo die Musik spielte und die Gesellschaft sich versammelte. Sie setzten sich an ein leeres Tischchen und zündeten die Cigarren an, aber sie sprachen nicht. Der Doctor wußte nicht recht, trotz der Freundschaftserinnerung, die ihm wieder im Herzen wach geworden war, wie er dem Genossen früherer, glücklicher Tage beikommen sollte. Die gemeinsamen Erinnerungen schienen ihm werthlos geworden zu sein, und die zurückhaltende, wenn auch freundliche Weise ließ ihn die Frage nach den Lebensereignissen, die zwischen Studentenabschied und Wiedersehen lagen,

wie eine Indiscretion vermeiden. Es war ihm wehmüthig, daß das aus der früheren Freundschaft geworden war. Der Andere schien das nicht zu bemerken und mochte selbst wohl weder Freude noch Mißbehagen über das Wiedersehen empfinden. Er sah theilnahmlos in die Menge, nachlässig in seinen Stuhl gelehnt. Wenn er ganz allein gewesen wäre, er hätte nicht anders aussehen können. Der Doctor wurde viel begrüßt, angeredet und ging dann wohl von einem Tisch zum andern zu kurzem Gespräch, immer aber wieder zurückkommend, weil ihn doch der Jugendfreund anzog, so zurückhaltend er auch erschien. So hatten sie lange gesessen ohne anderes Gespräch, als kurz hingeworfene, gleichgiltige Worte, als eine etwas übertrieben elegante Dame, am Arme eines älteren Herrn, den man trotz seiner Civilkleidung sofort als einen früheren Militair erkannte, an dem Tische der Freunde vorbeikam. Sie stand still, musterte die Gesellschaft, rief ziemlich laut ihre Begrüßung nach allen Seiten hinüber, und trat dann mit einem freudigen Aufschrei auf Constantin zu.

„Vetter Constantin!“ rief sie, „Du hier? Welche Ueberraschung! Und seit wann, wenn ich bitten darf?“

Constantin stand ganz ruhig, grüßte mehr förmlich als vertraulich und erwiderte: „Seit gestern, schöne Cousine.“

„Nun so vergebe ich Dir zur Hälfte, daß Du mich noch nicht aufgesucht hast, die andere Hälfte mußt Du durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen suchen,“ rief die heitere Dame. „Ach, und da finde ich Dich in der Gesellschaft eines andern Missethäters, der auch meinen Zorn verdient. Wir leben noch, Doctor, obwohl Sie zwar lange nichts davon bemerkt haben, wenn Sie auch täglich viermal an unserer Thür vorbeifahren. Er hat nämlich eine geheimnißvolle Patientin in unserer Nachbarvilla, Constantin, die er hütet wie ein Dornröschen, und über die er alle seine Freunde vernachlässigt. Wenn er Dein Arzt ist, thust Du mir leid.“

„Meinard ist nicht mein Arzt, sondern mein Freund,“ sagte dieser.

„Das schließt sich zwar nicht aus,“ rief die Cousine, mehr zum Doctor gewandt, als zu Constantin, „aber es bedingt sich auch nicht, wenigstens nicht bei diesem Dulcamara. Unser Arzt ist er zwar, aber Gott sei Dank, wir sind nicht krank. Von Freund-

schaft habe ich indessen noch nichts wahrgenommen bei ihm, sondern nur von malitiöser Nachrede und unhöflichster Rücksichtslosigkeit, denn er schlägt alle Einladungen aus, kommt niemals ungebeten, und ich werde auch dem Diener anempfehlen, ihn abzuweisen, wenn er sich einmal aus Versehen zu uns verirren sollte. Vielleicht kommt er dann aus Opposition wieder."

„Die gnädige Frau sind zu gütig," sagte Meinard mit sarkastischem Lächeln. Der alte Ehemann reichte steif freundlich dem Doctor die Hand, als wären Höflichkeiten gewechselt. Er hatte nichts begriffen von dem Gespräch. „Ich wußte nicht, Angelika, daß Du hier wärst," sagte Constantin, „und Du selbst versicherst, daß Ihr nicht krank seid —"

„So bekümmert er sich um seine nächsten Verwandten!" rief Angelika. „Es ist empörend. Seit fast drei Jahren, bald nachdem mein Mann den Dienst quittirt, wohnen wir hier, und seit drei Jahren hast Du also Niemanden nach uns gefragt? So erfahre es denn, wir haben uns hier etablirt, und ich finde den Entschluß, der übrigens mehr von mir ausging, als von meinem Mann, dem Alles ganz gleichgiltig

ist, durchaus glücklich.“ Sie hatte ihren Mann und den Doctor zurückgelassen und war mit Constantin einen kleinen Seitenweg hinaufgegangen. „Im Winter bleibt uns Geselligkeit genug, einen sehr hübschen Salon zu haben, in dem sich alle Welt versammelt. Man muß nicht allzu scrupulös sein und nicht alle Visitenkarten mit der Lupe betrachten, aber darin ist mein Mann auch sehr bequem. Er ist gegen Jedermann höflich und weiß niemals, mit wem er es zu thun hat. Im Sommer fehlt es uns nie an Bekannten aus allen Richtungen der Windrose, und daß ich auch Dich einmal wieder in die Finger bekomme, ist der beste und glücklichste Beweis. Uebrigens wird es Dir bei uns gefallen. Ich wenigstens habe mich nie in meinem Leben so gut amüsirt als jetzt. Mein Mann war nie amüsant, wenigstens nicht mit fünfzig Jahren, als er mich heirathete, und die tête-à-tête mit ihm in der kleinen Garnison waren nicht kurzweilig. Später wurde es etwas besser, aber ich fühlte mich immer genirt von den Rücksichten seiner Stellung, namentlich während die fatale Politik uns nur auf sogenannte Gutgesinnte beschränkte. Das war zuweilen zum Umkommen vor Langerweile. Hier haben wir ein immer

neues, immer wechselndes Bild der Gesellschaft, und darin bin ich noch wie mit achtzehn Jahren, das amüsirt mich. Ueberhaupt, lieber Constantin, die wahre Lebensregel ist doch, frisch zu bleiben für alle Dinge, sich für Alles zu interessiren und das Leben zu genießen, so gut man kann, versteht sich mit gutem Gewissen. Ich mache mich nicht jünger, als ich bin, und Dir gegenüber wäre das erst recht eine Thorheit, Constantin. Du weißt ganz genau, daß ich vier Jahr älter bin als Du, und wenn Du Dein eigenes Alter nicht vergessen hast, so kannst Du Dir das meinige leicht nachrechnen. Aber nach den Jahren richtet sich das Alter auch nicht, und ich bin gerade zufrieden mit meiner Zahl. Sie giebt mir alle Rechte und legt mir keine Verpflichtungen des Alters auf. Ich tanze zum Beispiel noch, und mit dem Vergnügen eines sechzehnjährigen Mädchens. Aber ich rede auch Kunst und Literatur, zuweilen sogar Politik, protegire, helfe, schaffe mir Verbindungen, und da ich mein gutes Herz von früher behalten habe, wendet man sich an mich mit den fabelhaftesten Dingen. Wenn Du nun fragst, wie wir das Alles gut machen, so will ich Dir auch darauf antworten. Mein Mann

hat seine hübsche Pension, und da wir kinderlos sind, haben wir sein mäßiges Capital auf Leibrente. Eine kleine Erbschaft, die ich selbst vor zehn Jahren machte, dazu gerechnet, haben wir vollauf, was wir brauchen, noch dazu, da wir nicht mehr reisen. Für meinen Mann wäre das eine Thorheit, denn ich versichere Dich, Kunst und Naturschönheit sind ihm ganz gleichgiltig, und wozu brauche ich zu andern Menschen zu reisen, wenn die andern Menschen zu mir gereist kommen? Da hast Du nun in Kurzem das Bild meines Lebens, und ich mache gegen Niemanden ein Geheimniß daraus. Zwanzig Mal lieber soll man mir vorwerfen, daß ich zu offenherzig bin, als daß man mich reservirt schilt. Glaube mir, dabei kommt nichts heraus, denn schließlich erfahren die Menschen doch Alles."

Sie hatte nicht die Absicht gehabt, Constantin, der stumm neben ihr herging, einen Vorwurf zu machen, denn es wäre ihr nicht einmal lieb gewesen, hätte er ihren Redestrom unterbrochen, um von sich selbst zu berichten, ja, sie verlangte nicht einmal danach, von ihm zu hören. Die äußeren Umrisse seines Lebens hatte sie verfolgt und sich ein oberflächliches Resumé

davon gemacht, und da waren keine Räthsel, deren Lösung sie noch zu finden hatte.

Constantin knüpfte ein gleichgiltiges Gespräch an und lenkte nach dem Curhause zurück. Angelika hielt ihn noch einmal fest. „Vetter," sagte sie, „der Doctor Meinard ist also Dein Freund?"

„Wir studirten in Heidelberg, waren dort in derselben Verbindung und hielten viel von einander. Damals war er ein wenig überschwänglich empfindsam, immer gerührt, wenn er etwas zu viel getrunken hatte, aber der beste Kamerad von der Welt. Seitdem sah ich ihn nicht und fand ihn heute unerwartet wieder."

„Er ist der gesuchteste Arzt des Ortes," sagte Angelika, „deshalb haben wir ihn auch, wenn wir ihn auch niemals gebrauchen. Ich mag ihn gern, wenngleich er zuweilen unbeschreiblich Unmanierliches hat und alle Rücksicht, wie absichtlich, aus den Augen zu setzen im Stande ist, dabei ist er von einer unausstehlichen Discretion über die Verhältnisse seiner Patienten. Mir ist es aber lieb, daß Du mit ihm liirt bist, das wird ihn öfter zu uns führen, und ich gebe es noch nicht auf, sein Vertrauen zu gewinnen.

Du glaubst nicht, wie es den Verkehr erleichtert, wenn man über die Verhältnisse der Menschen, mit denen man verkehrt, Bescheid weiß. Es ist so peinlich, über eine Menge Dinge nicht reden zu dürfen, nur weil man nicht weiß, ob sie Einem oder dem Andern in der Gesellschaft nicht verletzend oder tactlos erscheinen könnten."

Sie fanden Angelika's Gemahl in höflichem Gespräch mit einer großen Gesellschaft, welche die Frau sofort mit aller Vertraulichkeit begrüßte. Constantin empfahl sich kurz und suchte Meinard wieder auf, der auf ihn zu harren schien.

„Bist Du endlich losgekommen?" rief ihm der Freund entgegen. „Das ist nicht leicht, wenn man der Frau Generalin einmal in die Finger gefallen ist."

Constantin lächelte leicht: „Meine gute Cousine scheint hier wirklich in ihr zusagendes Element ge kommen zu sein, wenigstens meint sie das selbst. Als armes Fräulein aus einem vornehmen Hause hatte sie keine glückliche Jugend und doch einen unverwüstlich heitern Sinn. Ich habe sie oft deshalb bewundert, wenn sie von einem grämlichen Verwandten zum andern ging, nicht immer zart behandelt, und doch

niemals dadurch verbittert wurde. Es ist glücklich für die Menschen, nicht allzuverletzlich zu sein."

„Du meinst, die ein dickes Fell haben?" warf Meinard ein. „Aber ich will mich zarter ausdrücken, da wir von einer Dame reden. Zwischen der Mimose, die zusammenknickt, und der Distel, die sich wehrt bei der Berührung, liegt noch eine ganze Flora und die beliebtesten Species. Zu welcher Species der Rosen Deine Frau Cousine aber zu zählen ist, will ich nicht aussprechen."

„Ich errathe es," fuhr Constantin fort, „aber ich muß sie doch in Schutz nehmen. Ich habe niemals ein gutmüthigeres und aufopferungsfähigeres Gemüth gekannt, und lieb hatte man sie überall, wo sie erschien. Daß der langweilige General ihr seine Hand bot, war gewiß der klügste Streich seines Lebens, der aber auch wohl nicht aus seinem eigenen Kopf entsprang."

„Wahrscheinlich machte man ihm weiß, es sei das eine nothwendige Höflichkeit," sagte der Arzt, „denn höflich ist er zum Verzweifeln. So robust er noch ist, meint man doch, er lebe nur noch aus Höflichkeit, um nicht durch seinen Tod diese oder jene kleine

gesellschaftliche Verabredung zu stören, oder eine Visite zu versäumen, die er zu erwidern hat. Aber, Spaß bei Seite, er ist ein braver Mann, und sie ist eine vortreffliche Frau, der liebenswürdige Mittelpunkt der hiesigen Gesellschaft."

III.

Doctor Meinard hob bald die strengen Verordnungen auf, die Lucie an ihr Zimmer und zum größten Theil an das Ruhebett fesselten. Sie durfte Ausfahrten machen und hätte Besuche empfangen können, wenn sie überhaupt Bekannte am Orte gehabt hätte. Selbst einen Spaziergang zum Curhause, den Besuch eines Concerts oder des Theaters würde er erlaubt haben, hätte es dem jungen Mädchen nicht an Begleitung gefehlt. Schwester Clara entschloß sich ungern zu einer Spazierfahrt; jedes andere Hinaustreten unter Menschen wies sie aber so entschieden zurück und mit so unwiderleglichen Gründen, daß davon kaum mehr die Rede war. Mehrmals hatte sie sogar den Wunsch wiederholt, man möchte sie ihrer Pflicht entlassen und einen andern Schutz für ihren Pflegling zu finden suchen, was ja nicht schwer sein könnte.

Dies aber wies Lucie mit Bitten, ja, mit Thränen jedesmal so bestimmt von der Hand und wurde darin so kräftig von Meinard unterstützt, der immer wieder versicherte, er könne die Pflege nicht missen, die der Genesenden fast noch nothwendiger wäre, als der Kranken, daß Schwester Clara widerstehend nachgab, sich sogar verpflichtete, erst mit Lucie den Ort zu verlassen, und den Zeitpunkt hatte der Arzt als einen noch lange nicht zu erwartenden bezeichnet.

Das Verhältniß zwischen den beiden Frauen war ein ganz anderes geworden seit dem Tage, an welchem wir sie kennen lernten. Hatte Lucie bis dahin die wenig mittheilsame Krankenwärterin, die sich jeder, auch der härtesten Arbeit und Dienstleistung unterzog, wie eine Untergebene, fast wie eine dienende, ja, wie eine bezahlte Pflegerin betrachtet, so fing sie auf einmal an, sich ihr mit einer kindlichen Hingabe unterzuordnen, und das um so mehr, als Clara's einfache Weise auch durch nichts dazu aufforderte. Sie erschien ihr wie ein höheres, jeder Verehrung würdiges Wesen, und sie bildete sich die Ansicht mit der jungen Mädchen eigenen Exaltation fast zum Cultus aus. Meinard, in seiner Weise, stand kaum nach. Er

wurde in Clara's Gegenwart ein ganz Anderer, seine burschikosen Manieren verschwanden, seine Sentimentalität kam zum Vorschein, er wurde gesprächig und dehnte seine Besuche mehr und mehr aus. Schwester Clara verhielt sich dabei ganz natürlich. Sie sprach zwar wenig, aber sie vermied auch kein Gespräch und zeigte Bildung, Geist und Weltkenntniß. Alle Ostentation war ihrem Wesen so fremd, daß sie diese auch nicht durch Verleugnen ihrer Bildung annehmen wollte; aber sie erklärte immer wieder, daß sie mit allen weltlichen Dingen abgeschlossen hätte, daß sich das mit dem selbstgewählten Beruf nicht vertrüge, und daß sie von diesem, der ihr von Gott vorgezeichnet schiene, nicht weichen würde, so lange ihre Kräfte dazu reichten. Jede Frage über ihre Vergangenheit wußte sie leise abzulenken. Daß sie Lucie wirklich noch eine Nothwendigkeit war, konnte sie sich selbst nicht verhehlen. Eine Reizbarkeit des ohnehin, wie es schien, verzogenen jungen Mädchens hatte die lange und schmerzhafte Krankheit zurückgelassen, und in der Gewohnheit, sich nichts zu versagen, brauste diese nach allen Richtungen hin auf. Da genügte dann ein Blick der Schwester Clara, die erregten Wogen zu besänftigen und sie in

die Ruhe zurückzulenken, die der Arzt immer wieder als durchaus nothwendig bezeichnete. Clara konnte sich über diese Gewalt, die sie ausübte, nicht täuschen, hatte sie dieselbe doch bei verschiedenen Kranken beobachtet, denen schon ihre Gegenwart das Fieber milderte, die ein Blick, eine Berührung zum Gehorsam zwang. Daß sie hier aber aus ganz anderen Gründen entsprang, das wußte sie nicht, oder wollte sie sich doch nicht klar machen. Lucie war kaum mehr eine Kranke zu nennen, und daß sie sich ihr mit dem ganzen Herzen unterordnete, war nur möglich, weil Clara selbst mit unbewußter Neigung sich ihr zuwandte.

Lucie fing allmälig an sich Lectüre zu suchen, ihre Zeichnungen vorzunehmen, und der Arzt erlaubte das, freilich unter der Bedingung, daß es Clara überwachen und Einhalt gebieten sollte, sobald es anfinge aufzuregen oder die Kräfte über das Maß in Anspruch zu nehmen. Da mußte denn Schwester Clara oft ihre grobe Handarbeit, Gegenstände für die Krankenzimmer ihrer Diaconissenanstalt, bei Seite schieben und mit einem Pinselstrich oder einer kräftigen Bleistiftlinie die Arbeit des Pfleglings in Schick bringen, wenn dieser beim Mißlingen ungeduldig wurde, oder das

Buch aus der Hand nehmen und die letzten Seiten eines Capitels vorlesen, wenn ihr eine krankhafte Hast bei der Lectüre auffiel. Seit Jahren hatte sie Pinsel oder Bleistift nicht zur Hand genommen, noch ein Unterhaltungsbuch aufgeschlagen, aber die alte Geschicklichkeit war noch nicht verloren, und oft, wenn sie das empfand, schrak sie unwillkürlich zusammen, als hätte ihr eine längst vergangene Zeit einen Moment zurückgerufen, der nicht mehr in ihre Gegenwart passe. Meinard machte sie einmal darauf aufmerksam, als sie eine mißlungene Blume in Lucie's Album corrigirte, auch nicht gleich damit zu Stande kommen konnte, und als es endlich gelang, unwillkürlich mit Wohlgefallen ihr Werk betrachtete.

„Wie hübsch Sie das machen, Schwester Clara,“ sagte er, „und wie Sie selbst daran Freude haben!“

„Freude?“ sagte sie und schrak zusammen. „Ist es Ihnen nie begegnet, daß Ihnen ein Spiel wieder in die Hand fiel, das Sie in Ihrer Kindheit belustigte, daß Sie es mit der alten Geschicklichkeit versuchten, daß Sie mehr erstaunten als sich freuten, sie noch zu haben, und daß Sie es doch fortwarfen, weil Sie eben kein Kind mehr sind? So geht es mir

auch mit diesen Dingen. Wenn Sie heute versuchen wollten, den Kreisel zu drehen, oder den Ball zu werfen, es würde Ihnen vielleicht gelingen wie ehemals, aber Sie würden damit doch nicht wieder zum spielenden Knaben. Was wir wirklich in uns begraben haben, bleibt todt."

Lucie und der Doctor stellten sich mehr und mehr auf Kriegsfuß. So weit es seine ärztlichen Anordnungen betraf, wußte er sich freilich seine Autorität zu wahren, in anderen Dingen aber hatte er viel zu leiden. Lucie hielt sich schadlos für den Zwang, den sie nun einmal leiden mußte, durch kleine Neckereien über die Ungeschicktheit seiner Manieren, über die kleinen Lächerlichkeiten seiner Toilette. Den Doctor verdroß das, und er erwiderte nicht selten derb und gereizt. Oft behandelte er das junge, neunzehnjährige Mädchen wie ein Kind, dessen Unarten man dadurch straft, daß man sie nicht zu bemerken scheint. Er richtete das Wort dann gar nicht mehr an Lucie und wandte sich ganz zu Schwester Clara, die ihm mehr und mehr ein anziehendes Räthsel wurde. Diese schien das Verhältniß der Beiden gar nicht zu bemerken und trat nie aus ihrer gleichmäßigen, milden Weise heraus.

Lange aber sollte Lucie doch nicht in ihrer Abgeschlossenheit bleiben. Angelika, oder, wie wir sie bei ihrem vollen Namen nennen wollen, die Generalin Darnheim, war zu neugierig auf die geheimnißvolle Patientin des Doctor Meinard geworden, die in der Villa, hart an der ihrigen wohnte. Die Gärten der Villa waren nur durch ein Gitter von Eisendraht getrennt, das freilich, von Epheu und Strauchwerk dicht überwachsen, eine scheinbar undurchdringliche Mauer bildete; aber was sind Mauern gegen die Erfindungsgabe weiblicher Neugier? Angelika kannte die Stellen des Gitters ganz genau, an denen die Epheuranken am wenigsten üppig waren und sich mit einem Druck des Fingers auseinanderbiegen ließen. Sie hatte die junge Patientin mehr als einmal in der offenen Halle, in der auch wir ihr zum ersten Male begegneten, ruhen sehen, hatte sie beobachtet, als sie mit noch unsicherem Fuß durch die kleinen Gartenwege schritt, und sie dann heiter von Blume zu Blume eilen sehen, die sie sich als Vorbilder für ihre Malereien zusammensuchte. Der Name des anmuthigen jungen Mädchens war ja kein Geheimniß: Fräulein Lucie d'Orlines stand seit Monaten in der Curliste,

und daß Angelika die studirte, brauchen wir nicht zu versichern. Weiter freilich wußte die Nachbarin nichts, denn Doctor Meinard blieb jede Antwort schuldig, mehr aus Malice als aus Discretion. Aber war das denn nicht auch genug für den Augenblick und ganz ausreichend zum Weiterforschen? Das that denn auch Angelika und hatte bei ihren vielseitigen Verbindungen bald herausgebracht, was sie zu wissen wünschte. Lucie war die einzige Tochter eines als Kunstkenner vielgenannten Professors aus einer früher emigrirten französischen Familie. Bei seinem längern Aufenthalte in Rom hatte er als liebenswürdiger Cicerone durch die Galerien eine reiche deutsche Erbin kennen gelernt, und da Schönheit und Bildung ihn auszeichneten, hatte die Dame ihn allen anderen Bewerbern vorgezogen.

Das glückliche Paar etablirte sich in einer größern süddeutschen Residenz, und sein Haus war lange Zeit der gesuchteste Versammlungsort von Geist, Bildung, Kunstsinn und künstlerischer Berühmtheit. In dieser Atmosphäre, von Kindheit an zur Gesellschaft zugezogen und von dieser verhätschelt, wuchs das einzige Töchterchen auf. Die Mutter war vielleicht zu sehr

Schöngeist, aber diese Uebertreibung entsprang zuerst einem ganz natürlichen Grunde. Ihre Verwandten hatten die Verheirathung des reichen und viel umworbenen Mädchens mit einem armen Gelehrten nicht billigen wollen, und so bemühte sie sich immer wieder zu zeigen, daß er mit Geist und Kenntnissen ihr mehr zubrachte, als sie mit Reichthum ihm zu geben vermöchte. Lucie wußte viel eher, daß ihre Eltern die geistreichsten Leute der Welt wären, als daß sie die wohlhabendsten der Stadt genannt werden könnten. Die Mutter trieb eben Ostentation mit Geist und nahm den Wohlstand wie selbstverständlich mit in den Kauf. Der Vater kannte den Werth des Geldes nicht und bemerkte kaum die Behaglichkeit des Wohlstandes, die ihn umgab. Lucie hatte nie daran gedacht, daß sie ein reiches Mädchen sei, und als sie es erfuhr, leider durch den Tod ihrer Eltern, die sich schnell folgten, dachte sie nicht, daß das etwas Besonderes wäre. Sie war kaum erwachsen, als dies Schicksal sie traf, und lebte seitdem, aber fast selbständig, in dem Hause des Vormundes, eines entfernten mütterlichen Verwandten. Hier war es, wo der Keim eines schweren rheumatischen Leidens, dem die Mutter unter-

legen war, sich bei ihr zeigte und ihren Aufenthalt im Badeorte nothwendig machte. Der Vormund, ein vielbeschäftigter Beamter, konnte sie nicht begleiten, die Frau hielt die eigene Familie zurück, und so nahm man eine sehr empfohlene Diaconissin an, in deren Begleitung Lucie schwer krank an ihrem jetzigen Aufenthaltsorte ankam. Alles das hatte die gute Generalin erfragt, brieflich und mündlich, erspäht, combinirt, und es machte sie nur noch begieriger nach der persönlichen Bekanntschaft, mit der sie ihren Salon zu schmücken beabsichtigte. „Nichts hat uns so lange gefehlt, und nichts ist besser für einen Salon, als eine Erbin," sagte sie zu ihrem Manne; „die guten Partieen ziehen die jungen Herren in die Gesellschaft und sind heut zu Tage das einzige Mittel, ihrer habhaft zu werden."

Wir wollen aber zur Ehre ihres guten Herzens hinzufügen, daß die Theilnahme für das anmuthige, elternlose Mädchen, dessen Leben mit Mühe der schmerzvollen Krankheit abgerungen war, und die Isolirtheit, in der diese sich befand, den Hauptantheil an dem Wunsch hatte, ihr näher zu treten und sich ihrer anzunehmen.

An den kleinen Präliminarien der Bekanntschaft hatte es schon längst nicht gefehlt. Zuerst Erkundigungen nach dem Befinden, dann eine selbst bereitete, erfrischende und stärkende Speise, illustrirte Werke, oder eine seltene Blume waren hinüber gewandert, und der Dank war zurückgekommen, erst mündlich, dann schriftlich in zierlichen Billets. Meinard hatte diese einmal überrascht — und verboten. „Zu Correspondenzen sei man noch nicht erholt genug,“ hatte er decretirt. Das reizte nun auch Lucie zu dem Wunsch, die Nachbarin kennen zu lernen, und als einmal wieder eine freundliche Sendung kam, ließ sie den Diener, der sie brachte, hereinkommen und sagte ihm wörtlich: „Der unerträglichste der Aerzte verbietet mir zu schreiben, untersagt mir auszugehen, aber einen Riegel vor meine Thür und ein Eisengitter vor meine Fenster hat er aus Versehen noch nicht gelegt. Sagen Sie das Ihrer gnädigen Frau, der ich für mein Leben gern für so edle Güte und Freundlichkeit danken möchte.“

Eine Viertelstunde später war Angelika da. Schwester Clara zog sich ganz bescheiden in die Fensternische zurück und sah nicht auf von ihrer Arbeit. Die elegante Welt=

dame bemerkte sie gar nicht, oder hielt sie doch nicht der Beachtung werth. Dafür stürmte sie mit liebenswürdigster Herzlichkeit auf Lucie ein, die, erst etwas verlegen, sich doch auch schnell von der Gutmüthigkeit und der heitern Gesprächigkeit der noch immer hübschen Frau angezogen fühlte. Nach einer halben Stunde stand Schwester Clara auf und zeigte auf die Uhr. Die Zeit zum Baden rücke heran und müsse in äußerster Ruhe erwartet werden.

„Das ist eine fatale Person," dachte Angelika, die eben im schönsten Redestrom war, stand aber doch auf, imponirt von Clara's ruhiger Unbeweglichkeit.

Lucie nahm herzlichen Abschied. Seitdem kam Angelika täglich, ja, mehreremal am Tage. Sie war entzückt von der neuen Bekanntschaft und sprach das Entzücken der ganzen Badegesellschaft aus, die sie nur noch von der reizenden Erbin unterhielt, und das um so lieber, als sie die Einzige war, die sich dieser Bekanntschaft rühmen konnte. Lucie gewann die heitere Nachbarin lieb, deren unverhehltes Wohlwollen ihr schmeichelte, und deren Besuche die Einförmigkeit ihrer Existenz angenehm unterbrachen. Meinard war nicht ganz zufrieden mit diesen Besuchen, aber was wollte

er dagegen thun? Er hatte es oft genug erfahren müssen, daß ein entschiedenes Verbot das verzogene, verwöhnte Mädchen nur zur Opposition und zum Eigensinn reizte, und in diesem Fall ließ auch Schwester Clara ihn im Stich. Sie fände eine Aufheiterung bei der fast vollendeten Reconvalescenz angemessen, und wenn die Frau Generalin Lucie für die Vergnügungen unter ihren Schutz nehmen wollte, bei denen ihre Begleitung nicht schicklich wäre, so könnte das nur erwünscht sein. Dagegen durfte der Arzt nichts einwenden, um so weniger, als er darauf die Hoffnung baute, Lucie und Clara noch lange am Orte zu fesseln.

So standen die Dinge etwa acht Tage, nachdem wir in den Kreis unserer Freunde eintraten. Constantin hatte es nicht vermeiden können, das Haus seiner Verwandten, und zwar öfter, als er wünschte, zu besuchen. Er zog sich gern von der Geselligkeit zurück und hatte an Meinard den zusagendsten Umgang gefunden, wenn dieser auch durch seinen Beruf so in Anspruch genommen war, daß sich die Freunde nur Nachmittags trafen, dann aber meist einige Stunden mit einander zubrachten. Meinard hatte bald gesehen, daß der Freund ungern von seiner eigenen Person

sprach und alle Erinnerungen über sein Leben vermied, ja, Constantin sprach das sogar unumwunden aus.

„Jeder Mann von Charakter," sagte er einmal, „muß viel über sich selbst denken, aber wenig über sich reden, und sich dadurch von Denen unterscheiden, die nur an sich denken und fortwährend von sich sprechen. Wer die eigene Person, ihr Handeln, ihre Motive beständig im Munde führt und das gar prahlend oder lobend, beweist, daß er der fremden Anerkennung unter die Arme greifen muß, oder daß er der Selbstvertheidigung bedarf."

„Alles das zugegeben," erwiderte Meinard, „möchte ich doch, auch in dieser Beziehung, vor der Uebertreibung warnen. Es ist sicher nicht gut, wenn wir aus uns selbst ein Räthsel machen, das dann Jeder in seiner Weise und somit die meisten Menschen falsch lösen."

„Was nennst Du ein Räthsel aus sich machen?" fragte Constantin. „Du hast dieses Wort schon so oft gegen mich ausgesprochen, daß ich fast annehmen muß, daß Du mich damit treffen willst."

„Ich will nicht leugnen," erwiderte der Freund, „daß es in mancher Beziehung auf Dich paßt; aber ich kann Dich versichern, daß ich Dich nicht mit dem=

selben meinte. Seit einiger Zeit beschäftigt mich ein Frauencharakter, der seine Empfindungen und Schicksale so verschleiert, daß, wie Achtung gebietend ihr Thun ist, ich doch nicht sagen kann, ob es aus Selbstbewußtsein, oder höchster Herzensreinheit entspringt."

„Ach!" lachte Constantin, „das ist Coquetterie wie jede andere, und wärest Du nicht immer noch der sentimentale Student, wie ehedem, Du würdest Dich gar nicht dadurch täuschen lassen. Es ist unglaublich, was die Weiber Alles zu Waffen ihrer Coquetterie zu machen verstehen, oft selbst die Häßlichkeit ihres Gesichtes und ihrer Empfindungen."

„Nein," sagte Meinard ganz ernst, „in diesem Falle paßt Deine gewöhnliche Erfahrung gar nicht, und ich sehe nur wieder, wie schnell unser Vorurtheil uns zu falschem Spruch führen kann. Das Mädchen, von dem ich rede, ist frei von aller Coquetterie und eins der wunderbarsten Wesen, die mir je vorgekommen sind."

„Ach!" rief Constantin, „Du bist wieder einmal verliebt. Ich kenne das von früher."

Meinard wurde ganz ernst. „Von einer Empfindung, die man auch nur im alleroberflächlichsten

Sinne so nennen könnte, ist durchaus hier keine Rede," sagte er. „Wäre das der Fall, würde ich zu jedem Andern eher davon reden können, als zu Dir, der Du behauptest, mit jeder Empfindung des Herzens abgeschlossen zu haben. Gerade deshalb möchte ich Dich fragen, ob Du es für möglich hältst, den Interessen der Welt, der Bildung zu entsagen, abzuschließen mit dem Leben und das Herz zu ertödten bis auf die allgemeine, der ganzen Menschheit gewidmete Aufopferungsfähigkeit? Antworte mir, Constantin, hältst Du das für möglich?"

Constantin schwieg lange, ehe er antwortete. Dann sagte er: „Ich bin überzeugt, daß in vielen Fällen solchen Entschlusses eine Selbsttäuschung vorliegen kann; unmöglich ist es nicht, und ich befinde mich ungefähr in derselben Lage."

Meinard wollte erwidern, aber die Erklärung des Freundes trug so sehr den Stempel des eigen Empfundenen, daß er nicht wagte seine allgemeinen Ansichten gegen das persönlich Erlebte zu stellen.

Die Freunde hatten das Gespräch auf einem Spaziergange geführt und wollten eben aus der Fahrstraße in die Parkpromenaden einbiegen, als ein Wagen heran-

rollte, dem Platz zu machen, sie stehen bleiben mußten. Aber zugleich ertönte Angelika's Stimme, ließ den Wagen halten und rief:

„Vetter Constantin und der Doctor auf einsamem Spaziergang! Ihr kommt mir gelegen. Morgen Abend haben mir viele meiner Freunde zugesagt. Ich wüßte nicht, was ich Euch anthäte, wenn Ihr fehlen wolltet."

Constantin sah zerstreut auf den Wagen. Neben Angelika, matt hingestreckt in die Polster, mit dem zarten, durchsichtigen Roth der Genesung auf den Wangen, lehnte Lucie. Die liebliche Erscheinung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er überhörte die Anrede der Cousine und überließ es dem Freunde, sie zu beantworten.

Meinard hatte eine halbe Zusage gestammelt, kehrte aber sogleich den Arzt hervor und sagte: „Die Abendluft wird kühl, darf ich die gnädige Frau im Namen meiner Patientin zur Heimfahrt mahnen?"

Lucie richtete sich etwas auf. „Dachte ich es doch," rief sie halb verletzt, halb lächelnd, „als ich den Doctor nur sah, daß er uns unsre Fahrt verkümmern würde. Er thut nie etwas Anderes."

Angelika lachte auf. „Jetzt sind Sie unter meinem

Schutz, liebes Kind," sagte sie, „und ich werde Sie vor seiner Tyrannei, vor den Uebergriffen seiner hochweisen Autorität zu schützen wissen. Sie finden Lucie morgen Abend in meinem Salon, Doctor, aber da lassen Sie Ihre ärztlichen Verordnungen zu Haus."

Meinard wollte einreden, aber Angelica hieß den Kutscher weiterfahren, und als der Wagen fortrollte, bog sie sich lachend zurück, den Sonnenschirm wie im Triumph schwingend.

„Wer ist das junge Mädchen?" fragte Constantin.

Meinard war verstimmt. „Ein verzogenes Kind," sagte er, „eben aus schwerer Krankheit genesen, das Deiner unternehmenden, vergnügungssüchtigen Frau Cousine viel zu früh in die Hände fiel. Lucie ist ein Kind trotz ihrer neunzehn Jahre."

„Eine Anomalie also," sagte Constantin, „nach Deiner Theorie. Um Die flattern noch alle Illusionen des Lebens. Der Gedanke, die Spazierfahrt könnte ihr um eine Viertelstunde gekürzt werden, regte sie auf. Sie kann zürnen, also kann sie noch empfinden. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber um die halb erschlossenen Blüthen, über deren Farbenschmelz und Duft noch kein vernichtender Windhauch

gezogen ist, den kein versengender Sonnenstrahl berührte."

„Ach!" rief Meinard, „wie Du das nachempfindest! Ist Nachempfinden nicht die höchste Kraft der Empfindung?"

„Nein," erwiderte Constantin. „Es ist die Erinnerung, die in den Spiegel der Vergangenheit blickt und sich der Fähigkeit an Anderen freut, die man selbst verloren hat. Nachempfindung bedingt Objectivität, und Objectivität ist kalt gewordene Gluth. Mitempfinden ist ganz anders."

„Laß uns nicht um Worte streiten," rief Meinard, „die uns nicht weiter bringen."

„Du als Arzt," sagte Constantin ganz gelassen, „mußt das ja wissen, daß überreizte Kräfte sich verbrauchen und absterben. Wenn das Auge die Sehkraft verlieren kann, ohne Rettung, weshalb nicht das Herz die Fähigkeit zu lieben, und zwar so weit, daß es nicht einmal das Leben liebt mit allen seinen verlockenden Reizen? Es kommt nur auf die Erfahrungen an."

„Und ich behaupte," erwiderte Meinard, „daß nichts mehr uns täuscht, als die sogenannten Erfah=

rungen. Schlüsse ziehen aus Erfahrungen heißt die Regel bilden aus den Ausnahmen. Nimm einmal das junge Mädchen, das eben bei uns vorbeifuhr. Es hat das Schwerste erfahren, was es in seinen Jahren erfahren konnte — es hat seine Eltern, mit ihnen Stütze und Halt und die reinste Quelle der Liebe verloren. Und doch liegt das ganze Leben mit Glück und Freuden noch vor ihm, ja, das höchste Glück — einen Andern beglücken zu können. Wem sich so ein reines Herz erschlösse, würde er nicht mit aufblühen können in mehr als kalter Nachempfindung?"

Constantin erröthete. Luciens Erscheinung hatte wirklich seine Gedanken beschäftigt. „Es wäre sündlich," sagte er, „das verdorrte Laub gegen eine duftende Blüthe zu setzen, Nichts gegen so Vieles. Laß uns davon abbrechen. Vielleicht beurtheilst Du mich anders, wenn Du mich besser verstehst. Komm, ich will Dir mein Leben erzählen, aber nicht im dumpfen Zimmer. Wo können wir ungestört sein?"

Sie standen gerade vor Angelika's Villa. Der Wagen hielt noch vor der Thür. Meinard fragte den Kutscher, ob die Herrschaften ihn noch gebrauchen würden? „Sogleich," war die Antwort, „die Frau

Generalin fahren mit dem Herrn in's Concert." Meinard wandte sich zu dem Freund. „Am ungestörtesten sind wir im Garten Deiner Frau Cousine. Laß mich noch einige kleine Besuche machen, in einer Viertelstunde ist Frau Angelika fort, hole Dir indessen Deinen Mantel und sei im Voraus bedankt für Dein Vertrauen."

Mit freundschaftlichem Händedruck trennten sich die Freunde.

IV.

Als der junge Arzt in den Garten trat, fand er den Freund schon harrend. Constantin ging unruhig auf und ab. Der Mantel, den der fast schwüle Frühlingsabend unnöthig machte, hing über seinem Arm. Fast hatte er es bereut, sich dem Freunde gegenüber zu einer Eröffnung verpflichtet zu haben; aber ein gegebenes Versprechen zurückzunehmen, war seinem Charakter so unmöglich, daß er nur darüber nachdachte, in welchen Grenzen er die Erfüllung halten könne. Denn es fiel ihm auf einmal schwer auf die Seele, daß er Geheimnisse Anderer, die fast wie Anklagen gegen diese erscheinen müßten, zu be-

rühren hätte, so weit sie in seine eigenen Schicksale eingriffen.

Der Wagen der Generalin war längst fortgerollt. Tiefe Stille lag um den kleinen Garten, in dem nur die Bienen durch den duftenden Jasmin summten und die eben erschlossenen Obstbaumblüthen umschwärmten. Die Gesträuche warfen ihren langen Schatten über die sauberen Kieswege, und schon legte sich leise Dämmerung um Blatt und Blüthen. Es war eine geheimnißvolle Stimmung in der Natur und Ruhe für leises Wort und lang zurückgehaltene Gedanken.

Als Meinard auf den Freund zuschritt und mit heiterem Gruß sein längeres Ausbleiben entschuldigen wollte, winkte ihm dieser schon von Weitem und legte den Finger auf die Lippen. Dann schob er den Arm in den des Freundes und zog diesen weiter in den Garten, in den tiefsten Schatten, fort aus der Nähe des Hauses, von dem man sie hätte sehen und belauschen können. Ein Bänkchen stand in der Nische der Mauer, die den Garten vom Nachbargarten trennte, daneben einige Stühle. Ueppiger Epheu umwucherte den Platz. Da ließ sich Constantin nieder, winkte

dem Arzt, Platz zu nehmen, und indem er mit leiser Beugung des Kopfes das Gesicht ganz im Schatten verbarg, fing er an:

„Du verlangst eine Erklärung meiner Lebensauffassung, meines Charakters, meiner Stellung zu Gesellschaft und Welt?"

„Habe ich das verlangt?" sagte Meinard.

„Nicht entschieden, nicht mit Worten, aber es giebt dringenderes Verlangen als solches. Die trotz allem Nichtverstehen vertrauende Freundschaft gewinnt ein Recht, daß wir uns ihr erklären; ja, Du magst nicht Unrecht haben mit der Behauptung, daß selbst die Welt mit ihrer öffentlichen Meinung in gewisser Beziehung berechtigt ist, zu fordern, daß wir einen Theil unseres Selbsträthsels ihr gegenüber lösen. Aber das bedarf keines Geständnisses. Die öffentliche Meinung weiß immer mehr von uns, als wir glauben. Das bei Seite. Ihr Urtheil ist immer falsch, weil sie dasselbe nach der allgemeinen Regel fällt und jeder Mensch, mehr oder weniger, eine Ausnahme ist. Deshalb verlange ich nicht einmal von Deiner Freundschaft, daß Du recht heißen sollst, was ich denke, empfinde, wie ich den Staat und das Leben außer

mir ansehe, aber Du sollst anerkennen, daß das arme Individuum, das dem Freund sein „Ich" nennt, nicht anders werden konnte, als es ist. Der Botaniker mischt fremdartige Stoffe zum Boden, in den er seine Blumen pflanzt, und siehe da, die Blüthe färbt sich anders als gewöhnlich, bildet ihre Blätterform in veränderter Stellung. Sprich mir das Recht zu, das man jener Blume einräumt, das Recht der Absonderlichkeit."

„Das ist das schwerste Zugeständniß der öffentlichen Meinung!" rief der Arzt.

„Deshalb," fuhr Constantin fort, „stelle ich es auch nur an den Freund. Aber zur Sache. Erwarte nicht große und überraschende Lebensereignisse. Ich bin, mit Falstaff zu reden, wenn auch nicht jüngerer Sohn eines jüngeren Bruders, doch einziger Sohn eines jüngeren Vetters, das heißt eines mittellosen Sprossen einer alten, reichbegüterten Adelsfamilie. Es versteht sich danach von selbst, daß mein Vater Officier war. Daß er in der kleinen Garnison seines Regimentes ein armes Mädchen aus Liebe heirathete, ist fast ebenso selbstverständlich. Das waren die Consequenzen, an denen der Adel in Deutschland materiell

zu Grunde ging. In der Einschränkung, in der aufgeputzten Entbehrung meines elterlichen Hauses verstrich meine übrigens glückliche Kindheit. Eine Empfindung aber prägte sich mir ein: ich war viel vornehmer, aber auch viel ärmer, als die meisten meiner Spielkameraden. Der Hochmuth wuchs in der Scham, und der Glanz, der ab und zu von den reichen Verwandten auf uns fiel, machte das nur noch schroffer. Mein Vater war einer der Wenigen, die in der unglücklichen schleswig-holsteinischen Campagne von 1848 blieben; aber die tödtliche Kugel ließ ihm noch Zeit, einen entfernten Vetter, einen unverheiratheten Majoratsbesitzer, zu meinem Vormund zu ernennen, vielleicht in der Hoffnung, dadurch am besten für meine Zukunft zu sorgen. Meine Mutter überlebte den Vater nicht lange, und so war ich denn wirklich von meinem dreizehnten Jahre an dem Onkel-Vormund überlassen. Er war sehr reich, klug und in gewisser Beziehung gebildet, aber oberflächlich. Sein Schloß war ein Raritätencabinet, ohne Wahl noch Sachkenntniß zusammengespeichert. Reisen war seine Leidenschaft. Mit allen Höfen hatte er Verbindung, seine liebenswürdigen Formen, sein

Reichthum, seine Sonderlingslaunen machten ihn überall zum gern gesehenen Gast. Er hatte seine Güter in Mitteldeutschland, also haßte er Preußen, und so war es seine erste vormundschaftliche Sorge, mich der steifen preußischen Armee, der ich sonst unrettbar verfallen gewesen wäre, zu entringen. Deshalb nahm er mich zu sich, hielt mir Lehrer und behandelte mich wie ein Stück seiner Raritätensammlung; denn ich war ein hübscher, aufgeweckter Junge, und da der Oheim mit Vorliebe Alles sammelte, was zur Geschichte seiner Familie gehörte, so paßte ich gerade so gut in seine Sammlung, als ein altes Ahnenbild, oder ein mittelalterliches Stammbuchblatt, oder Rüstzeug und Geräth mit Wappen und Inschrift. Ich wurde gezeigt wie alle die schönen Dinge, mit denen das Schloß vollgepfropft war, und wenn mir das hinterher auch erst klar wurde, eine Ahnung davon hatte ich doch schon damals. So wuchs ich denn auf als lebendige Rarität, als kostbares Familienstück, und gewöhnte mich nach Kräften dieser Stellung zu genügen. Ich spielte als Kind den Erwachsenen, haschte nach Effect durch Paradoxen und suchte durch ungewöhnliches, oft für mein Alter unpassendes Thun und Reden aufzufallen. Ich

war ein Spielzeug und war mir dessen bewußt. Nach und nach aber wurde ich dem Oheim mehr als das, er gewann mich wirklich lieb, auf seine Art freilich, die sich bald in überschwänglicher Zärtlichkeit und Nachsicht, bald in vollständigem Beiseitesetzen offenbarte. Die ganze Verwöhnung des Reichthums lernte ich aber kennen und gewöhnte mich schnell an dieselbe. Das waren nun schroffe Contraste, in denen sich mein Charakter entwickeln mußte. Die dürftige Einschränkung des Elternhauses und der verschwenderische Luxus im Schlosse des Oheims, die Zärtlichkeit der Eltern, von soldatischer Strenge des Vaters geregelt, und das launenhafte Verziehen des Vormundes, der preußische Militärstolz, der mir in der Kindheit eingeprägt wurde, und der höfische Preußenhaß, der dem Knabenjahr eingeimpft werden sollte. Wunderbarer Weise hoben sich die Contraste nicht auf, sondern ließen jeder seine Spur in der Entwickelung meines Charakters, und das gleich sehr zum Vortheil als zum Nachtheil. An meine so früh verlorenen Eltern dachte ich mit idealisirender Liebe zurück; welche Empfindungen ich aber für den Oheim hatte, läßt sich schwer schildern. Halb war es dankbare Hingabe, halb ein fast bitterer Groll,

den ich zu verbergen suchte. Alles, was ich von ihm empfing, drückte mich wie ein Almosen, gegen das sich der Hochmuth sträubte, und das ich doch verlernt hatte zu entbehren. Die Zärtlichkeit des alten Roués erfreute mich nicht, und die Vernachlässigung that mir weh, ich wußte aber, daß ich mir das nicht merken lassen durfte, und lernte so, früh meine Empfindungen zurückzuhalten. Das ist eine gefährliche Errungenschaft. In dem Maße, als man die Fähigkeit gewinnt, seine Gedanken nicht auszusprechen, seine Empfindungen nicht zu verrathen, verliert man die, Wort und Ausdruck dafür zu finden. Mir ist es so ergangen, und was Du vielleicht Verschlossenheit genannt hast, was mir schon in den Jünglingsjahren meine Altersgenossen als Geheimnißkrämerei vorwarfen, war nichts als Unfähigkeit, der starr gewordenen äußern Form Durchsichtigkeit zu geben.

Mein Vormund schickte mich auf die Universität, wo wir uns kennen lernten. Ich war in den meisten Beziehungen reifer, fertiger als Ihr Alle, und wieder mehr, als ich mir dies merken ließ. Zuweilen bin ich warm geworden in der frischen Gluth des Studentenlebens, aber ich drängte auch diese Empfindung

zurück, oft gewaltsam. Ich war reich damals, denn der Oheim sparte nichts an dem schönen Familienstück, das ich für ihn war, und ich verschwendete, denn ich wollte ihn diese Liebhaberei, die mich verletzte, theuer bezahlen lassen. Zwischendurch habe ich zuweilen dem ganzen jugendlichen Uebermuth die Zügel schießen lassen, um zu erproben, wie weit ich die Gewalt hätte, mich selbst wieder in Schranken zu halten, und so war ich in den tollsten Stunden oft kühl und berechnend."

Meinard lächelte. „Das habe ich wohl damals bemerkt, wenn ich auch nicht ganz den Schlüssel dazu hatte," sagte er. „Ja, es erhöhte meine Theilnahme für Dich. Aehnliche Stimmung, ähnliche erzwungene Gefühlskälte hatte ich an mehreren meiner Freunde kennen gelernt, denen das Schicksal früh das Elternhaus geraubt hatte. Nur in dem Hauch der unverdienten und doch so unversiegbaren Elternliebe erwärmt sich das Gemüth und bildet sich natürlich aus. Aber es schläft nur ohne diesen belebenden Hauch und wird einst erwachen an dem Feuer des eigenen Heerdes."

Constantin lachte laut auf. „Immer noch der

alte Romantiker von damals," sagte er. „Wer spricht jetzt noch von Haus und Heerd? Jetzt heißt's Salon und Comfort der Kaminecke. Die patriarchalische Familie existirt nicht mehr, und die deutsche Ehe ist in allen ihren alten Traditionen verwandelt."

„Laß uns darüber nicht streiten!" unterbrach ihn Meinard, „und bleib bei Deiner Mittheilung, Lieber. Gerade, weil ich Dir in vielen Fällen Recht geben müßte, würde ich im allgemeinen Deine Ansicht um so eifriger bekämpfen. Ich glaube an das Haus, den Ausgangspunkt unseres deutschen Wesens."

„Deutsch! Deutschland!" rief Constantin aus mit schmerzlichem Spott.

Meinard legte ihm die Hand auf den Arm, um ihn zu unterbrechen.

Constantin hielt ein. „Darauf komme ich ohnehin noch," sagte er, „das gehört mit in meine Geschichte, die ich kurz zu Ende bringen will. Erst noch ein Geständniß über meine Studentenjahre. Es ist mir nicht immer gelungen, den Reiz der Jugendlust, den Zug der schnell auflodernden Freundschaft, die Freude an der Kneipe, die Erregung bei den Paukereien kalt zu beherrschen, ich habe Stunden gehabt,

in denen das Herz durchging, und in denen ich Student mit Leib und Seele war."

„Das brauchtest Du mir nicht zu gestehen, mir am wenigsten, und in diesem Augenblick," rief Meinard mit bewegter Stimme. „Unsere Freundschaft beweist das und Dein Vertrauen." Er reichte dem Freunde die Hand hinüber, dieser aber hatte die seinige über Stirn und Augen gelegt und fuhr nach kurzer Pause in scheinbar ganz kaltem und ruhigem Tone fort: „Ich verließ die Universität. Gelernt hatte ich wenig, aber ich hatte doch die glücklichste Zeit meines Lebens genossen. Mit meiner wissenschaftlichen Bildung war es überhaupt schwach bestellt. Eine Geläufigkeit in den neuern Sprachen hatten mir aber die vielfachen Reisen mit dem Vormund schon als Knaben gegeben. Seinen vielverbreiteten Verbindungen wurde es leicht, mich einer Gesandtschaft attachiren zu lassen, und da seine Freigebigkeit mir ein überreiches, fast unbegrenztes Jahrgehalt gewährte, konnte es nicht fehlen, daß ich, jung, sicher mit vornehmem Namen, immer gefüllter Börse und reichen Empfehlungen schnell eine bevorzugte Stellung in der sogenannten großen Welt gewann. Ich war recht eitel damals, recht frivol, recht

übermüthig. Damit ist die ganze Hohlheit jener Zeit ausgesprochen. Und doch sollte sie den Wendepunkt meines ganzen Lebens bringen. Ich nenne Dir nicht Ort, noch Namen, darauf kommt es nicht an, und es würde mich in der Erklärung dieser Lebenskatastrophe hindern. Also! Zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Gesellschaft gehörte die Tochter eines deutschen Gesandten, der durch immer offenes Haus sich fast zum Mittelpunkt aller Kreise gemacht hatte. Die Liebenswürdigkeit der Tochter trug dazu nicht wenig bei. Sie war eine von jenen vornehmen Naturen, bei denen nichts absichtlich erscheint, Alles wie selbstverständlich sich zeigt. Sie war so unbestreitbar anziehend, daß, glaube ich, Niemand sich die Frage aufgeworfen hat, ob sie schön sei oder nicht. Wort und Ausdruck trafen so natürlich immer das Richtige, daß es unmöglich gewesen wäre zu forschen, ob ihre Unterhaltung geistreich sei oder gewöhnlich. Ihr Anzug, immer geschmackvoll, immer elegant, schien so unberechnet, daß man meinen mußte, sie hätte nie darüber nachgedacht, jedenfalls nie nach fremdem Muster gewählt und geordnet. Die Sicherheit der Form ging so weit, daß ich nie eine falsche Bewegung, nie einen

unnützen Schritt, nie anmuthslose Hast oder ungeschicktes Zögern an dem jungen Mädchen bemerkt habe. Dabei lag eine frische Heiterkeit, Freude und Verständniß an Allem über dem ganzen Wesen. Die Erscheinung mußte Einen versöhnen mit der Leere der großen Welt. Man konnte im Zweifel sein, ob sie Gemüth hätte, aber man kam nicht auf mit dem Zweifel. Wer so sicher das Wort des Ernstes und des Scherzes fand, wessen Gesicht so harmonisch für jede Wendung des Gespräches den wohlthuenden Ausdruck gewann, dem mußte diese Fähigkeit auf dem beweglichen Boden der Empfindung wurzeln. Ich kann nicht leugnen, daß mich das Mädchen gleich bei der ersten Bekanntschaft mächtig anzog, aber ich hielt diese Empfindung mit Gewalt zurück. Ich war zu sehr zum Absonderlichen und Paradoxen erzogen, als daß ich mich nicht scheuen mußte, nur ein Klang in der allgemeinen Anerkennung zu werden, nur zu bewerken, was Keinem verborgen bleiben konnte. Ja, ich ging so weit, mich auffallend zurückzuhalten und meine Aufmerksamkeit mehr unter alle anderen Damen zu zersplittern, als wie alle Anderen ihr zu huldigen. Cornelia allein schien dies gar nicht zu bemerken und

war gegen mich weder mehr noch weniger freundlich, als gegen alle Welt. Daß sie viel umworben war, versteht sich von selbst, um so mehr, als man den Vater nach seiner maßlosen Verschwendung für sehr reich halten mußte und sie sein einziges Kind war. Das Mädchen wußte aber alle Anträge so vorbeugend abzuweisen, daß sie sich, ohne Verstimmung oder verlegene Befangenheit hervorzurufen, jeder Werbung entzog. Ihr Platz an der Spitze des väterlichen Hauses war gefunden, sie verlangte keinen anderen, und ihm war sie unentbehrlich.

„Mein erzwungenes Widerstreben gegen die Anerkennung aller dieser Vorzüge sollte aber bald gebrochen werden. Mein Oheim kam zum Besuch. Er war seit Jahren mit Cornelia's Vater in Beziehung und wohnte im Hôtel des Gesandten. Das machte auch mich zum täglichen Gast des Hauses. Die Eitelkeit des Oheims war befriedigt durch die Stellung, die sich sein kostbares Familienstück in der Gesellschaft errungen hatte. Ich hatte ihn kaum je vorher so zärtlich, so verschwenderisch mir gegenüber gesehen. Aller Welt erzählte er, daß ich sein Zögling sei, daß er mich als seinen Sohn liebe, daß ich jetzt sein

Vermögen theilen, später sein Erbe werden solle. Zwischen Cornelia und mir hatte sich ein scheinbar vollkommen unbefangenes Verhältniß gebildet, was aber nicht hinderte, daß man aus der Freundschaft der beiden alten Herren, aus meinem häufigeren Verkehren im Hause Schlüsse zog, die unser fast gleichgiltiges Verhalten gegen einander auch nicht widerlegte. Eine Heirath aus Neigung erwartet man nicht in der großen Welt, Cornelia's Vater selbst scheint Anfangs gegen den Oheim Andeutungen gemacht zu haben, und mir wurde das von allen Seiten mitgetheilt. Mein ganzer Stolz, mein Selbstgefühl sträubte sich gegen dies ‚Verfügen', und fast eben so sehr in Cornelia's Seele, als in der meinigen. Der Onkel wollte ein Pendant zum Familienstück, dachte ich mir, und freilich ein glänzenderes hatte er nicht finden können. Eines Morgens zu ungewöhnlicher Stunde wollte ich den Oheim aufsuchen. Er hatte sich mit Cornelia's Vater in dessen Cabinet eingeschlossen, und zufällig begegnete ich ihr im Vorzimmer. Sie war sichtlich bewegt, als sie mich sah, in ungewöhnlicher Aufregung mit verweinten Augen. In hastigen Worten fragte ich sie nach der Ursache,

Sie sah mich lange verwundert an. Der Ton der Theilnahme, den sie nie vorher von mir vernommen hatte, überraschte sie, öffnete aber auch ihr die Lippen. Es giebt Stunden im Leben, und auch die jetzige muß ich dazu zählen, die so unser gewohntes Wesen wandeln, daß sich Zurückgekämpftes, oft nicht zum Selbstbewußtsein Gekommenes, plötzlich erschließt, als wenn der Schleier des Gemüthes fiele. Solche selige oder unselige Stunde war jene. Von Cornelia erfuhr ich, daß die Verhältnisse ganz anders ständen, als ich vermuthet hatte. Mein Oheim hatte Anfangs vielleicht daran gedacht, mich mit der Tochter seines Freundes zu verheirathen, jetzt aber warb er selbst um ihre Hand, und der Vater forderte mit Härte und ohne Widerrede zu gestatten, daß sie diese Werbung annähme. Mein ganzer Groll, fast könnte man sagen, Verachtung gegen den Oheim machte sich Luft, und so wurde es uns klar, was wir lange uns selbst nicht eingestanden hatten, was wir für einander empfanden. Das waren die wunderbarsten Tage meines Lebens. Alle meine guten und schlimmen Eigenschaften gingen auf in der ernsten, herrlichen, männlichen Liebe zu Cornelien, die mir als das Ideal aller Frauen, der

Mittelpunkt der Schöpfung erschien. Ich träumte damals auch vom deutschen Hause, vom trauten Heerd; alles Eitle, Frivole, Unwahre fiel wie Schlacke von mir ab. Ich sah Cornelien wohl erschrocken vor der Gluth einer Leidenschaft, die sie so wenig erwartet hatte, aber das schien mir mädchenhafte Scheu. Wir schwuren uns, trotz aller Hindernisse, einander nur uns selbst treu zu bleiben. Laß mich darüber schweigen und auch über alle die Erfahrungen, die folgten. Corneliens Vater wies mich kalt und kurz ab. Der Oheim war gewandter. Er schien sogar gerührt von dem Geständniß meiner Liebe, ich sei aber noch jung und müsse mir erst eine Carrière machen. Die Diplomatie eines Mittelstaates böte mir dazu keine Chancen. Ich hätte überhaupt mehr Anlage, mehr Aussicht für den Militairstand. Eine Officierstelle im österreichischen Dienst stehe ihm zur Verfügung. Als Officier könne ich auch heirathen, als Diplomat nicht, dazu reichten die Vermögensverhältnisse nicht aus. Cornelia warnte mich Anfangs vor der scheinbaren Freundlichkeit des Oheims, dann auf einmal drang sie in mich, seinen Rath anzunehmen, dem er freilich dadurch Nachdruck zu geben suchte, daß er durchblicken

ließ, er könne seine Hand ganz von mir zurückziehen. Ich glaubte ihr, reiste ab, sicher in meinem Vertrauen, und trat ein in ein Regiment, das in Ungarn garnisonirte. Corneliens Briefe wurden immer unsicherer, unverständlicher und blieben endlich ganz aus. Der Oheim begnügte sich, mir durch dritte Hand meine mäßige Zulage zahlen zu lassen, die ich mit der vernichtendsten Empfindung von Scham annahm. Laß mich kurz sein: ich war betrogen. Erst wollte ich es nicht glauben, forderte Urlaub, um mich persönlich zu überzeugen, um mir aus Corneliens eigenem Munde die Erklärung zu fordern. Man verweigerte mir den Urlaub, und ich konnte darin nicht den Einfluß des Oheims verkennen.

„Meinen Zorn, meine Verzweiflung, meine Stimmungen kann ich Dir nicht schildern. Aber ich war jung. Um mich zu betäuben, stürzte ich mich in alle Ausschweifungen, die meine Jahre entschuldigten. Ich galt für den Tollsten der Tollen unter meinen Kameraden. Ich wollte vergessen, und zuweilen ist es mir gelungen. Mein neuer Stand wurde mir lieb, ja, ich wurde Soldat mit Leib und Seele, und die immerhin noch aufrecht erhaltene Kameradschaftlichkeit der

österreichischen Armee ließ es mich vergessen, daß ich nicht der Heimath meines Vaters diente, so war ich ihr entfremdet worden. Inzwischen hatte ich meine Mündigkeit erreicht. Mein unbedeutendes elterliches Vermögen, das sich aufgespart fast verdoppelt hatte, denn der Vormund hatte ja alle Kosten meiner Erziehung übernommen, wurde mir ausgezahlt. Ich wußte nicht einmal, daß ich Das besaß. Es ist sehr bescheiden, aber es reicht aus. Ich dankte dem Vormund für die Geschenke, mit denen er mich überhäuft hätte, und theilte ihm mit, daß ich keine Zulage von seiner Mildthätigkeit mehr annehmen würde, da ich sie nicht brauche. Damit war mir eine neue Beschämung erspart, ein Stein vom Herzen gewälzt. Die Zeit, die nun folgte, hätte ich eine fast gute nennen können. Wie Euch damals auf der Universität, erschien ich auch meinen Kameraden schroff, zurückhaltend; aber sie hatten Achtung vor meiner Pflichttreue im Dienst, vor meiner Zuverlässigkeit. Dazu war ich ein guter Kamerad. Das Schicksal hatte mich mit rauher Hand erzogen, aber erzogen hatte es mich, und ich habe an mir weiter gearbeitet ohne Schonung. Mit Gewalt streifte ich die Ver=

wöhnungen der üppigen Jahre ab, bei offenem Zeigen meiner beschränkten Mittel hielt ich Haus mit dem, was ich hatte, alles Eitle, alles Unwahre bekämpfte ich an mir; hart und klar wie Stahl wollte ich sein. Ich wurde auch so kühl, so empfindungslos. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte meiner Entwickelung, der Irrwege, die mich dahin führten, was ich bin.

„Nun kam das Unglücksjahr 1866, Unglücksjahr nämlich für die neue Heimath, die ich gewonnen hatte, und an der ich hing mit allem Pflichtgefühl. Verstehe mich recht, ich meine damit nicht Oesterreich, ich meine die österreichische Armee. Sie mußte in Schmach büßen, was nicht Mangel an Muth verschuldet hatte, sondern der innere Zwiespalt des Landes, die lange Verblendung und Ueberhebung, die Fehler ihrer Verwaltung. Viele von uns, und ich der Erste, gingen mit offenen Augen in dies Verderben, ich noch dazu mit der schmerzlichen Empfindung, ohne Aussicht auf ehrenvollen Erfolg, gegen eine Armee zu kämpfen, in der mein Vater gedient hatte, für die er gestorben war. Das waren harte, bittere Prüfungen, denen für mich eine schwere Verwundung ein Ende machte. Der Tod wäre vielleicht glücklicher gewesen!

Nach dem Frieden nahm ich meinen Abschied, den schon mein körperlicher Zustand bedingte. Ich hätte aber ohnehin einem Lande nicht weiter dienen können, zu dem ich gar keine innere Verbindung mehr hatte. Ich wäre ein Söldling gewesen, und das wollte ich nicht sein. Damit war mir das Letzte genommen, woran mein Herz noch hing — der Soldatenstand. Das war ein neuer Kampf, aber ich habe ihn ausgerungen. Ich habe kein Pferd bestiegen seitdem, habe meine Uniform, meine Waffen verschenkt.

„In der ersten Zeit machte es mir Fieber, wenn ich Truppen exerciren sah, militairische Signale hörte, oder Officiere in fröhlichem Beisammensein traf. Eine Empfindung, halb Groll, halb Sehnsucht, ergriff mich. Das ist nun auch überwunden, auch ausgebrannt, auch kalte Asche geworden."

„Und war das nöthig?" rief Meinard. „Warum soll der kühne, der geschickte Schiffer, dem ohne seine Schuld das Fahrzeug an den Klippen zerschellte, den Fuß nicht wieder setzen auf ein neues Schiff? Deutschland ist ein anderes geworden seit jenem Kriege, Preußen mit erstarkter Macht, unser gemeinsames Vaterland, steht an der Spitze der deutschen Entwicke-

lung, das preußische Heer ist das erste der Welt. Du würdest einen Platz finden in demselben und leicht mit Deinem Namen, Deinen Kenntnissen."

Constantin stand plötzlich auf, ergriff den Freund unter dem Arm und ging mit heftigen Schritten den schon im Dunklen liegenden Garten hinab. „Ich bin Süddeutscher geworden mit allen Gewohnheiten und Sympathien und passe nicht mehr in die verknöcherte Sentimentalität des Nordens. Das ganze preußische Wesen ist mir unüberwindlich, und ich habe weder die Fähigkeit, noch den Wunsch, diese Abneigung zu verbergen. Ich bin Deutsch, nicht Preußisch, mit ganzer Seele."

„Sind denn das schroffe Gegensätze?" sagte Meinard lächelnd. „Immer wieder höre ich das, und immer weniger kann ich es verstehen. Gerade durch Preußens Macht und Tüchtigkeit hat seit 1866 Deutschland wieder den ersten Schritt zum Ansehen, zur Einigung gemacht."

„Laß uns nicht politisiren, Lieber," rief Constantin, „ich hasse das. Wir würden doch nicht zusammenkommen, da wir von ganz widerstrebenden Anfängen auszugehen scheinen. Die geistreichsten Conjecturen

und spitzfindigsten Auslegungen können die Dinge nicht anders machen, als sie sind. Ich habe auch einmal, aber nur kurze Zeit, als ich im Jahre 1866 mit meiner Wunde auf dem Krankenlager lag, auf ein einiges, starkes Deutschland gehofft, fest vertraut auf Preußens Mission. Es hat mit eigennütziger Hand nach einem Theil von Deutschland gegriffen, nichts Festes, Zusammenhaltendes gewonnen und den Bruch nur noch schroffer gemacht. Sich selbst wird es vergrößern, aber nie Deutschland einen. Auch diese meine Hoffnung für die Zukunft, aufgeflammt unter Schmerzen und Kummer, ist zu Asche gebrannt und todt. Laß uns nicht in Wunden wühlen."

Der junge Arzt schüttelte den Kopf. „Das Naturgemäße, Gesunde, der Gedanke, dem der edelste Herzschlag der Nation gehört, muß kommen, zur Wahrheit werden. Aufhalten kann man es, nicht hindern. Und wenn nun Die, von Denen Du meinst, daß sie es zu hindern streben, es nur reif werden lassen wollen?"

„Alter Schwärmer, glücklicher Optimist!" rief Constantin. „Warte denn, wie schon Generationen vor uns warteten. Hoffe, wie schon unsere Väter hofften. Ich habe das verlernt, dazu sind mir zu

viel Lebenshoffnungen gescheitert, und ich habe die Geduld verloren, dies bequemste Kind der Hoffnung, diese Erbtugend der Deutschen. Es ist spät geworden, laß uns heimgehen. Sei ein guter Arzt und halte mich nicht auf. Mich fängt an zu frieren, bis an's Herz hinan." Er warf den Mantel um und hüllte sich fest ein.

„Noch zwei Worte, bitte, lieber Freund," sagte Meinard. „Was ist aus Cornelia geworden?"

Constantin stand still. „Höre ich doch den Namen seit Jahren zum ersten Male wieder von fremden Lippen aussprechen," flüsterte er vor sich hin. „Ich erschrak fast, als hätte man einen Todten erweckt . . . Laß es gut sein, sie ist todt für mich. Ich weiß nichts von ihr, als daß sie den Oheim nicht heirathete. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie es gethan hätte. Das Rohr, auf dem unsichern Boden der wortbrüchigen Unzuverlässigkeit, dem vergifteten Wehen der Welteitelkeit preisgegeben, muß schwanken nach allen Seiten, und es ist Zufall, nach welcher Richtung es zusammenknickt. Sie wäre jetzt Wittwe, denn mein Oheim starb vor einigen Jahren, hochgepriesen in einem langen Nachruf der Landeszeitung.

Ich war selbst bei dem Leichenbegängniß, ein lebendiges Zeugniß seiner Vortrefflichkeit, die er mir aber, so wenig als etwas Anderes, vererbte. Bei seinen Anlagen, wenn das Schicksal ihn anders erzogen, hätte er ein tüchtiger Mensch werden können. Die Zeitung hätte ihn vielleicht weniger gepriesen, aber er wäre dessen mehr werth gewesen. Auf dem Leichenbegängniß, das eine Menge von Bekannten und keinen wirklichen Freund vereinigt hatte, auf dem mehr Champagner als Thränen flossen, hörte ich auch zufällig von Corneliens Vater sprechen. Er hatte längst seine Gesandtenstelle aufgegeben, war in die Schweiz gezogen und dort gestorben. Man wußte nichts weiter von ihm, oder wollte doch nichts wissen, und es war Mancher da, der sich früher um seine Gastfreundschaft gedrängt hatte. Nun aber laß uns gehen."

Die Freunde verließen den Garten. Meinard brachte Constantin bis an seine Wohnung, aber sie sprachen kein Wort mehr und schieden mit stummem Händedruck.

Nebenan im Gärtchen, das nur ein epheuumwuchertes Drahtgeflecht von dem der Generalin schied, schlüpfte ein leichter Schritt über den Kiesweg. Kaum hörbar

rauschte ein Seidenkleid über die Steinchen. Bald darauf rollte der Wagen der Generalin die Straße herauf. Angelika stieg aus und schritt die Treppe hinauf, heiter plaudernd mit dem stummen Gemahl, der ihr den Arm reichte. Als sie bald darauf beim Auskleiden aus ihrem Schlafzimmerfenster einen Blick nach dem Nachbargarten warf, erlosch gerade der Lichtschein, der aus Luciens Fenster auf die blüthenschweren Zweige des Gesträuches fiel.

V.

Doctor Meinard fand seine junge Patientin am andern Morgen in eigenthümlicher Aufregung, die Schwester Clara zugab, aber nicht als krankhaft bezeichnen wollte, sondern vielmehr als Beweis vorgeschrittener Genesung ansah. Lucie hätte, von ihrer Spazierfahrt mit der Generalin zurückgekehrt, noch den Abend im Freien zugebracht und sei kräftiger als je. Clara bat dringend, ihre Aufgabe für beschlossen zu erklären und sie aus der Verpflichtung gegen das junge Mädchen zu entlassen. Bei dieser Aussicht brach Lucie in Thränen aus und schlang beide Arme um die Freundin, als müsse sie dieselbe mit Gewalt

zurückhalten. In dieser einzigen Beziehung war sie mit ihrem Arzt einerlei Meinung, in allen übrigen waren die kleinen Neckereien zum offenen Krieg geworden. Heute erklärte Lucie, einnehmen wolle sie treulich Alles, was der Doctor nöthig fände, selbst gegen ihre Ueberzeugung; in allem Uebrigen erkläre sie sich für emancipirt und würde nun ihre Lebensweise nach ihrer eigenen Einsicht einrichten. Der Erziehung sei sie entwachsen, einen Vormund hätte sie schon und einen Gefängnißwärter könne sie nicht gebrauchen. Meinard erwiderte, in Bezug auf die Erziehung sei er nicht ihrer Meinung, über den Vormund hätte er kein Urtheil, was aber den Gefängnißwärter beträfe, so müsse er die Ehre dieses Postens zurückweisen. Clara, die sonst keinen Antheil an diesen kleinen Neckereien zu nehmen pflegte, warf diesmal doch dazwischen, daß neben Allem ein theilnehmender Freund ihrer Patientin nicht unnöthig scheine. Meinard sah darin einen leisen Vorwurf und sagte: „Bis zu einem gewissen Grade ist jeder Arzt der Freund seiner Patientin, über diese Grenze hinaus pflege ich aber meine Freundschaft nicht aufzudrängen.“

„Das ist wieder einmal recht preußisch!“ rief Lucie. „Freundschaft bis zu einer gewissen Grenze, Empfindung nach der Elle. Bitte, Doctor, sagen Sie mir, wie viel Gran Freundschaft haben Sie für mich?“

„Nach dieser Gewichtsbezeichnung,“ erwiderte Meinard, „scheinen Sie meine Freundschaft unter die Kategorie der Arzeneien zu stellen, und da diese ihre Ingredienzien zusammenzusetzen pflegen, will ich den Vergleich acceptiren. Meine Freundschaft für Sie, Fräulein Lucie, ist allerdings nicht unvermischt. Fordern Sie aber nicht, daß ich die Zusammensetzung verrathe. Es sind scharfe und bittere Substanzen darunter, und das Recept bleibt mein ärztliches Geheimniß.“

„Muß ich's einnehmen?“ rief Lucie.

„Ich warne Sie davor, es zu verlangen!“ war Meinard's Antwort.

„Gut,“ fuhr Lucie fort, „so verlange ich, in Folge Ihrer Warnung, für heute überhaupt keine ärztliche Anordnung oder Einrede mehr, weder jetzt, noch heute Abend, wo wir uns auf Angelika's Soirée treffen werden.“

„Ah, Sie gehen auf die Soirée, Fräulein Lucie?“ sagte Meinard mit so spöttischem Ton, daß man nicht unterschied, ob er nur Zweifel, vielleicht Drohung mit einem Verbot, oder sonst noch eine Schadenfreude verriethe. Lucie war auch sofort Feuer und Flamme.

„Was wollen Sie mit dem Ton sagen, und mit dem Gesicht dazu?“ rief sie. „Ja, ich werde auf die Soirée gehen und endlich einmal meinen Willen durchsetzen, umsomehr, als ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Sie mir Dinge nicht verbieten, weil sie mir schädlich sein könnten, sondern lediglich, um mich zu ärgern. Das passive Aergern und Reizen ist nun einmal die Virtuosität Ihrer Nation. Ich gehe heute zu Angelika, selbst auf die Gefahr, Ihnen dort zu begegnen, was mir die halbe Freude des Abends verderben würde.“

„Sie finden mich sicher!“ sagte Meinard ganz ruhig. „Ich werde früh kommen und als Letzter fortgehen.“

„Da haben wir es!“ brauste Lucie auf, „nur, um mir die Freude zu verderben, denn sonst geht er nie in Gesellschaft, am wenigsten zur Generalin, die bitter über ihn klagt.“

„Und ich werde Sie keinen Augenblick aus den Augen lassen, Fräulein Lucie,“ fuhr Meinard ganz ruhig fort. „Das ist meine Pflicht — als Arzt.“

„So bleibe ich zu Hause!“ rief Lucie, dann aber sich besinnend, setzte sie hinzu: „Nein, ich gehe; sonst hätte er mich wieder gezwungen, und ich lasse mich nicht mehr tyrannisiren.“

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und als schäme sie sich derselben, oder wolle doch dem Arzt nicht die Genugthuung gönnen, diese zu bemerken, eilte sie aus dem Zimmer.

Meinard lachte laut, vielleicht sollte Lucie es hören, aber sein Lachen klang nicht heiter. Schwester Clara hatte ruhig im Fenster gesessen, als bemerke sie den Streit nicht, der sie nichts anginge. Jetzt stand sie auf, leise, ruhig, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herr Doctor,“ sagte sie, „ist es zweckmäßig, das junge Mädchen zu reizen, dessen Nerven immer noch der Schonung bedürfen, wenn übrigens die Pflege auch unnöthig geworden ist?“

Meinard brach plötzlich sein Lachen ab und wurde ganz ernst.

Schwester Clara's Weise und Wort hatte etwas

gebieterisch Beruhigendes. Sank doch das Fieber ihrer Pfleglinge, wenn sie nur an das Krankenbett trat.

„Sie haben Recht, Schwester Clara," sagte der Arzt, „so weit Ihre Worte mich betreffen. Ich darf mich nicht durch das verzogene Dämchen zur Empfindlichkeit hinreißen lassen, so schwer das zuweilen ist. Ich verspreche Ihnen, mich zusammen zu nehmen, und danke Ihnen, daß Sie mich an meine Pflicht mahnten. Aber ich fordere nun auch von Ihnen, eine Pflicht zu bedenken, der Sie sich entziehen wollen."

Clara sah ihn mit großen Augen fragend an.

Meinard fuhr aber mit einem etwas unsichern Tone fort: „Sie haben Recht, der körperlichen Pflege bedarf das junge Mädchen nicht mehr. Aber es bedarf einer andern, wichtigern Pflege, die wieder nur Sie ihr geben können — der Erziehung. Ausgestattet mit Schönheit, Reichthum, Verstand und Bildung, vielleicht auch mit Gemüth, fehlt doch die Anmuth innerlich und äußerlich, die alle diese Vorzüge harmonisch verbindet. Ungezügelter Wille, fast möchte ich sagen anerzogener Eigenwille, vernichten die guten Eigenschaften und machen das sonst vielleicht anziehende Wesen unerträglich. Hier haben wir eine psychologische

Krankheit, die Ihre Pflege überwinden kann, Sie treten nicht heraus aus Ihrer selbstgewählten humanistischen Aufgabe, wenn Sie die Cur dieser Krankheit übernehmen, denn nur Sie vermögen das."

Clara antwortete ohne Besinnen: „Was Sie fordern, habe ich reiflich bedacht, und das macht mir die Antwort leicht. Sie überschätzen das Uebel und die Mittel der Erziehung. Lucie zeigt sich Ihnen anders, als sie ist, und ich will nicht untersuchen, wie weit Sie selbst die Schuld daran haben. Erziehen kann sie aber nur der Mann, und ich kann hinzufügen, der beneidenswerthe Mann, dem sie sich einst in Liebe anschließt. Mag Gott sie vor Täuschung bewahren! Meine Aufgabe ist hier aber erfüllt, und die, welche Sie mir geben wollen, kann, darf ich nicht übernehmen. Sie wissen, welche Lebensaufgabe ich mir stellte. Ich that es nicht für eine Zeit, sondern so lange mir Gott Leben und Kraft dazu läßt. Das ist das Wesen dieser übernommenen Pflicht. Man kann und darf aus ihr nicht wieder zurück in die Welt, in ihr Treiben, in ihre Interessen. Damit würde man sie zum Theil entheiligen. Schon jetzt streift mich viel zu sehr die Welt, das Treiben

der Lebenden und Gesunden, ja unser jetziges Gespräch greift über die Pflicht meiner Aufgabe fort. Glauben Sie nicht, daß ich diese Berührung fürchte für mich, aber sie ist ein Unrecht an meinem Beruf. Ich bleibe noch, in etwas bedarf Lucie meiner noch, aber wenn ich gehe, ohne Abschied vielleicht, halten Sie mich nicht auf, forschen Sie mir nicht nach. Versprechen Sie mir das!" Sie reichte dem jungen Mann die Hand, ruhig und kalt. Er ergriff sie hastig und warm, aber sie entzog sich seinem Druck, und leise schritt Schwester Clara aus dem Zimmer.

Meinard stürmte noch einige Male mit schnellen Schritten durch das Zimmer, ehe er den Hut ergriff, um zu gehen. „Welche Contraste!" sagte er vor sich hin. „Völliger Mangel dort, und hier Uebermaß an Herrschaft über sich selbst. Was soll man mehr tadeln, mehr anerkennen? Was kümmert's mich am Ende. Ja, wenn man sein menschliches Herz aus dem Spiel lassen könnte. Clara hat Recht, der Arzt muß das eben so gut, als der Pfleger, oder sie hat Unrecht für Beide. Ohne Herz sein ist Unnatur, und alle Unnatur ist falsch." Er ging, aber verstimmt. Sein Raisonnement hatte ihn nicht über seine Zweifel beruhigt.

Auch Lucie war den Tag über still und in sich gekehrt gegen ihre Gewohnheit, und nicht einmal ein kurzer Besuch Angelika's, die nur zur Nachbarin hinüberschlüpfte, um sich zu vergewissern, daß diese ihrem Salon am Abend gewiß nicht fehlen würde, konnte sie zerstreuen. Sie fragte zwar die Freundin um Rath wegen ihrer Toilette, aber auch mit weniger Freude daran, als Tags zuvor, und als Angelika, die nichts von der Zerstreutheit bemerkte und der Luciens Schweigsamkeit nicht auffiel, weil sie selbst ununterbrochen sprach, halb als Scherz hinwarf: „Hat Ihnen denn Ihr gestrenger Arzt und Tyrann auch erlaubt, zu kommen?" fuhr Lucie auf.

„Ach, reden Sie mir nicht von dem unausstehlichsten aller Menschen, der mir fast schon die Freude an der Soirée verdorben hätte. Wenn ich nicht käme, wäre es nur, um ihm nicht zu begegnen."

„So werde ich ihn noch einmal dringend einladen lassen, dann bleibt er sicher fort," rief Angelika. „Ich bin überzeugt, daß er Ihnen den Abend verleiden wollte, nur aus Malice gegen mich. Aber thun Sie ihm nur nicht den Gefallen, Herzchen. Ihre Toilette ist allerliebst, und ich ziehe mich ganz

einfach an, nur damit Sie desto reizender hervortreten, denn ich lasse Sie nicht von meinem Arm. Der Doctor sei aber meine Sorge, wenn er wirklich kommen sollte. Ich werde so liebenswürdig gegen ihn sein, daß er gleich wieder geht. Wenn er nicht zanken kann, so langweilt er sich. Es giebt solche Männer, und wenn man sie erst kennt, regiert man sie wie alle Anderen, nur mit aparten Mitteln. Au fond ist Meinard eine gute Seele, ein ungeschliffener Edelstein, aber mit Absicht ungeschliffen. Er fürchtet sich vor seiner eigenen Gutmüthigkeit, und deshalb wickelt er sie dreifach in Malice, aber das zu starre Packpapier bricht, und der weiche Inhalt schaut überall durch. Er hat Ihnen vielleicht doch das Leben gerettet, jedenfalls die Gesundheit wiedergegeben. Erkennen wir ihm das an, und lassen Sie uns lachen über seine Ungezogenheiten."

„Also soll ich dem unausstehlichen Menschen noch dankbar sein?" rief Lucie und wollte zürnen, mußte aber doch selbst lachen.

Angelika hatte in ihrer Gutmüthigkeit wirklich Luciens Unwillen besänftigt.

Als Lucie nun mit Hülfe ihres Mädchens daran

ging, sich zu putzen, wollte es ihr in keiner Weise gelingen. Sie hatte sich von anderer Kleidung, als das Krankenzimmer bedingte, entwöhnt und sah wohl, daß Dies oder Jenes nicht recht war, probirte auf verschiedene Manier, kam aber nicht zu Stande. Sie wurde ungeduldig, schalt das Mädchen, riß sich die Blumen wieder aus dem Haar, steckte an der Garnitur des Kleides, aber es wurde immer verkehrter. Schwester Clara saß ruhig bei ihrer Arbeit und schien die ganze Scene nicht zu bemerken; als aber Lucie am Ende ihrer Ungeduld, in Thränen ausbrach, bald gar nicht mehr auf die Soirée gehen wollte, bald diesen Entschluß wieder aufgab, trat Schwester Clara leise heran. „Setzen Sie sich, liebes Kind," sagte sie, „ich werde Ihnen das in Ordnung bringen."

„Sie, Clara?" rief Lucie und sah sie verwundert an, „was wissen denn Sie von Toilette?"

Sie setzte sich aber doch ganz geduldig, ganz ruhig nieder und ließ Clara gewähren, ohne ein Wort einzureden. Diese, ohne zu probiren, ohne eine Bewegung zu viel oder zu wenig, ordnete das Haar und die Blumen, steckte die Schleifen des Kleides, wählte den Schmuck und schob Unpassendes zurück. Dann

sagte sie: „Jetzt sind Sie fertig, liebes Kind," und setzte sich wieder, als hätte nichts sie unterbrochen, an ihre Arbeit.

Lucie warf nun einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Sie hätte doch nicht gewagt, gegen Clara's Anordnung Etwas einzuwenden; aber sie sah auch mit dem einen Blick, daß Alles gut war. Sie wollte danken, aber eine leise Handbewegung von Clara hielt sie davon zurück, und so nahm sie nur mit stürmischer Zärtlichkeit Abschied und ging. Der General, den Angelika hinübergeschickt hatte, erwartete sie schon vor der Thür, um sie zu seiner Frau zu führen.

Als Schwester Clara allein war, ließ sie die Arbeit sinken. Es flog wie ein Lichtschein der Erinnerung an verschwundene Tage durch ihre Seele. Sie hatte nicht bedacht, was sie that, als sie Lucie bei dem weltlichen Putze behülflich war, sie wollte nur eine unruhige Aufregung beruhigen.

Nun war ihr, als hätte sie in ihr eigenes Leben zurückgegriffen, indem sie die Gewohnheit früherer Tage übte. Sie erschrak, daß ihre von der Arbeit rauh gewordenen Hände noch nicht verlernt hätten,

was in die Aufgabe ihrer Gegenwart nicht mehr paßte. Aber es war nicht die Geschicklichkeit der Hand, es war der Gedanke, der sie schreckte, der Empfindungen weckte, die sie längst abgethan glaubte, sie erschrak vor dem Funken unter der Asche. Aber schnell hatte sie sich gefaßt und ihre Ruhe wiedergewonnen, nur überlegte sie ihre Abreise. Diese brauchte keine Vorbereitungen. In wenigen Minuten konnte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammenlegen, ein schneller Entschluß war genügend. Aber sie fürchtete für Lucie die Aufregung des Abschieds und sah ein, daß sie dieselbe noch nicht allein lassen könne. Aber war denn nicht Angelika da? Clara sträubte sich vor dem Gedanken, ihr das junge Mädchen zu überlassen, und so setzte sie sich hin und schrieb an Luciens Vormund mit kurzen Worten, ihre Aufgabe sei erfüllt, andere Pflichten warteten auf sie, Luciens Cur sei beendet, und sie ersuche ihn, seine Mündel nun wieder unter seine Obhut zu nehmen. Als der Brief geschlossen und abgeschickt war, war sie ganz beruhigt. Die nächsten Tage mußten einen Abschluß bringen.

Indessen hatte Angelika, viel früher als nöthig,

ihre Toilette beendet, war mit schnellem, prüfendem Blick durch ihre Salons geschritten, hatte ungewöhnlich wenig anders geordnet und dem Diener kurze Befehle gegeben. Etwas Anderes mußte sie beschäftigen, denn sie sah immer mit Ungeduld nach der Uhr. Sie hatte Constantin gebeten, eine Stunde eher, als sie ihre Gäste erwarten konnte, zu ihr zu kommen, hatte, nicht ohne Mühe, das Versprechen von ihm erlangt, zur gewünschten Stunde sich einzustellen, aber da er es einmal versprochen hatte, wußte sie, daß er es halten würde. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Er kam, etwas wider Willen zwar, aber pünktlich. Die erleuchteten Räume, durch die er geführt wurde, verstimmten ihn, er wäre am liebsten umgekehrt. Aber Angelika eilte ihm mit großer Herzlichkeit entgegen, streckte beide Hände aus, nahm ihn unter den Arm und zog ihn in ihr kleines Boudoir. Man konnte ihr nicht böse sein, und Constantin mußte unwillkürlich lächeln.

„Was hast Du mit mir vor, Angelika," sagte er, „sprich es aus ohne Umschweife."

„Ach Gott, das ist leicht gesagt," erwiderte sie, „und ich weiß es ganz genau, aber ich fürchte mich

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

vor Deinen Schrullen. Ich weiß nicht recht, wie ich Dir beikommen soll. Wir haben aber, Du und ich, keine anderen Verwandten auf der Welt als uns Beide. Ich hätte noch meinen Mann, aber der zählt nicht viel mit. Also haben wir Rechte an einander, und wenn nichts weiter, so hast Du die Verpflichtung, mich wenigstens ruhig anzuhören."

„Die will ich mich bemühen zu erfüllen," sagte Constantin, „aber bitte, komme zur Sache."

„Nun, so laß uns mit Vernunft reden!" fing sie an. „Unsere beiden Mütter, obgleich sie verschiedene Schwestern waren in tausend Dingen, waren doch darin gleich, daß sie, nach der Ansicht der Welt, recht schlechte Partien machten."

„Ach, davon willst Du reden?" fiel Constantin ein. „Ja, daran ist nichts mehr zu ändern."

„Du willst Scherz machen," fuhr Angelika fort, „und ich habe mich wahrscheinlich falsch ausgedrückt. Also ganz einfach. Mir konnten meine guten Eltern kein Vermögen hinterlassen und Dir sehr wenig. Ich, ein Mädchen, war schlimmer daran als Du und mußte mich viel in der Welt hin- und herstoßen lassen. Das Schicksal eines armen adeligen Fräuleins

ist nicht beneidenswerth. Aber ich klagte nicht, mein Humor verließ mich nicht, und das machte mich Anderen und, was schwerer war, Andere mir erträglich. Schließlich hatte ich noch das Glück, mich zu verheirathen. Vielen mochte wohl das als ein Glück nicht erscheinen, die meinen Mann kannten, denn er ist, unter uns gesagt, etwas langweilig; aber ich weiß am besten, daß es ein Glück war, und daß ich alle Ursache habe, dankbar dafür zu sein. Mein Mann ist vortrefflich, meine Lage sorgenfrei, fast mehr als das, und ich bin ganz zufrieden. Das ist sehr viel und mehr werth, als eine Ehe, die mit schwärmerischer Liebe anfängt, mit Illusionen, die sich nicht erfüllen und dann Bitterkeit und Verstimmung zurücklassen."

Sie hielt ein und erwartete von dem Vetter ein zustimmendes oder selbst einwendendes Wort, von dem sie dann auf den eigentlichen Zweck ihrer Rede hätte überlenken können, aber Constantin hatte nicht die Absicht, ihr entgegenzukommen. Er sah zu Boden und spielte mit seinem Hut. Angelika rückte näher zu ihm mit ihrem Stuhl, legte die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Du bist nicht mehr in erster Jugend, Constan-

tin, aber immer noch ein stattlicher Mann, trägst einen alten, vornehmen Namen und kannst Dich dreist um jedes Mädchen bewerben."

„Meinst Du, Angelika?" sagte er nicht ohne spöttischen Ausdruck.

„Ja, spotte nur!" rief sie, „ich weiß, was ich sage, und habe darüber ein Urtheil, obgleich ich so gut wie Deine Schwester bin. Du hast mich aber niemals so verwöhnt, daß ich Dich liebenswürdiger finden müßte, als jede Andere. Gerade heraus, es thäte Noth, daß Du Dich verheiratheteſt, daß Du eine gute Partie machtest, und das wäre das Vernünftigste, was Du thun könntest."

„Das Vernünftigste? Da magst Du nicht Unrecht haben, Angelika!" sagte Constantin. „Aber die Menschen thun so selten das Vernünftigste . . ."

„Daß es nicht schaden kann, wenn einmal Einer eine Ausnahme macht," fuhr die eifrige Dame auf. „Nimm es mir nicht übel, Vetter, Du selbst hast Dich damit nicht übernommen bis jetzt. Wärest Du ein wenig fügsamer gewesen gegen Deinen alten, reichen Onkel, so hätte er Dich zu seinem Erben gemacht, und ich brauchte mir nicht jetzt den Kopf über Deine Zukunft zu zerbrechen."

„Laß Das, Angelika!“ sagte Constantin und wollte aufstehen.

„Nein!“ rief sie, „so kommst Du noch nicht davon. Ich müßte nur noch einmal anfangen, und meine ganze heutige Mühe wäre vergebens gewesen.“ Dabei zog sie ihn wieder auf den Stuhl nieder und fuhr immer eifriger fort: „Wärest Du zwanzig Jahre jünger, würde ich kein Wort verlieren und mich auf den Zufall verlassen, daß Du Dich einmal verliebtest. Jetzt steht das nicht mehr zu erwarten. Da Du also nicht mehr Deinem Herzen folgen kannst, so folge dafür meinem Rath und Deiner eigenen Einsicht.“

„Wenn ich nur endlich erführe, wo Du eigentlich hinaus willst,“ rief Constantin.

Diesmal stand Angelika auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. „Wenn ich nur wüßte,“ sagte sie lachend, „weshalb ich mich so um Dich quäle, da Du es mir so muthwillig schwer machst. Du mußt längst wissen, was ich meine, und man muß so etwas eigentlich mehr errathen lassen, als aussprechen. Den Gefallen, mich zu errathen, thust Du mir aber nicht, das sehe ich nun wohl ein, also muß ich schon deutlicher werden. Ich habe eine Partie

für Dich, eine reizende Partie, und will sie arrangiren, ohne daß Du viel Mühe davon haben sollst."

„Ach!" rief Constantin und stand auch auf.

Angelika stellte sich ihm entgegen und legte beide Hände auf seine Schultern. „Lieber Vetter," sagte sie, „ich bin Dir niemals mit meiner Cousinenzärtlichkeit lästig gewesen, aber wenn Du mich diesmal ruhig anhören wolltest, weiter verlange ich ja nichts, könnte ich Dir um den Hals fallen. Du weißt es längst, daß ich an meine kleine Freundin Lucie denke, der ich Dich gestern auf der Spazierfahrt vorstellte. Sie ist das reizendste Kind von der Welt und sehr reich. Welch' glückliches Leben würde Dir werden mit ihr, wie glücklich würdest Du sie auch machen können. Du bist nun einmal von dem Holz, aus dem man vornehme und reiche Männer schneidet, und sie steht Dir gar nicht, die jetzige Gène Deiner Verhältnisse. Du hast dafür zu lange bessere genossen. Mit Lucie würdest Du noch einmal reich und wieder jung werden. Sage nicht gleich ‚Ja', das verlange ich nicht, aber sage auch nicht vorschnell ‚Nein'. Lerne das Mädchen kennen; sie kommt heute Abend, aber sei dabei etwas liebenswürdig. Ueberlege es Dir in

aller Ruhe, aber nicht zu lange, denn Lucie kann bei allen ihren Vorzügen nicht lange unbemerkt bleiben, und der erste Bewerber ist immer im Vortheil. Entschließest Du Dich, wie ich hoffe, wie es große Thorheit wäre, nicht zu thun, so überlaß mir alles Weitere. Lucie liebt mich, und ich habe den Weg zu ihrem Vertrauen."

Angelika hatte Thränen in den Augen, sie meinte es wirklich gut, und dann rührte sie auch die Ueberzeugung, nicht ohne Mühe ein gutes Werk gethan zu haben. Da hörte sie Gäste im Nebenzimmer eintreten, strich schnell noch mit der Hand über Constantin's Stirn, warf ihm im Forteilen eine Kußhand zu und ließ ihn allein.

Constantin wollte erst lächeln über den Eifer der kleinen Frau, denn soweit hatte ihre Herzlichkeit seine Verstimmung entwaffnet, daß er dem etwas aufdringlichen Beglückungsbestreben nicht zürnen konnte; aber er wurde unwillkürlich ernst. Luciens Erscheinung hatte ihm gestern doch einen Eindruck gemacht, und er dachte, freilich wie an eine Unmöglichkeit, dem Project nach, das Angelika so plötzlich entworfen hatte. „Wenn ich nicht ‚Ich' wäre," sagte er vor sich hin,

„der ausgebrannte Krater, so wäre Angelika's Plan keine so arge Thorheit. Aber man schreibt nichts mehr auf ein Blatt, von dem man eine ganz andere Schrift fortradirte. Es ist leer, aber nicht mehr empfänglich für neue Schrift."

Er hätte sich am liebsten fortgeschlichen, unbemerkt, ohne zur Gesellschaft zu gehen, aber das Zimmer hatte nur einen Ausgang, und der führte in den Salon. Da kam auch schon Angelika, die ihn hereinrief. So blieb keine Wahl. Der Kreis, den er vorfand, war nicht groß, wenigstens vertheilte er sich ungezwungen in dem geschmackvoll arrangirten Raum. Der General verließ kaum seinen Posten an der Thür und sorgte mit Höflichkeit dafür, daß hier oder da ein Stuhl herangeschoben, dort eine Tasse abgenommen oder ein Glas gefüllt wurde. Angelika war in fast zu auffallender Beweglichkeit überall, und heute besonders, denn sie bemühte sich immer wieder, Lucie bekannt zu machen, auf sie hinzuweisen, sie in ein Gespräch zu verwickeln; dabei suchte sie durch Preisen ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Geistes, ihrer Talente, durch kleine Bemerkungen über ihr Leben, ihre lange Krankheit das Interesse im Voraus zu wecken. Das

arme Kind hätte sich besser befunden ohne diese etwas gewaltsamen Bemühungen, die sie auf einmal zum Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung machten. Lucie, von Kindheit auf an Gesellschaft gewöhnt, empfand zum ersten Mal im Leben ein Gefühl von Befangenheit, das ihr bis dahin fremd gewesen war. Daran war freilich Angelika nicht allein schuld. So völlig gekräftigt sich Lucie im eignen ruhigen Zimmer fühlte, so angegriffen erschien sie sich im entwohnten Gewirr vieler Stimmen, und dann machte sie Constantin's Eintreten eigenthümlich verlegen. Nach dem flüchtigen Begegnen am vergangenen Nachmittag hatte sie dann in ihrem Gärtchen seine ganze Eröffnung an Meinard belauscht. Sie schämte sich dieser Indiscretion, und doch vom ersten Wort hatten sie diese Mittheilungen so gefesselt, daß sie athemlos gebannt war auf dem epheuumrankten Bänkchen, auf dem sie durch das Gespräch der Männer überrascht wurde. Diese Lebensschilderung kam ihr den ganzen Tag nicht aus den Gedanken. Sie suchte sich das flüchtige Bild Constantin's in's Gedächtniß zurückzurufen, glaubte es gefunden zu haben, und nun, als Constantin vor ihr stand, sah sie, daß es ein ganz Anderer war, und

wußte doch nicht, welchem sie den Vorzug geben sollte. Sie wäre sicher nicht Angelika's Einladung gefolgt, und mehrmals den Tag über hatte sie den Entschluß gefaßt, fortzubleiben, aber der Wunsch, Constantin wiederzusehen, warf alle Entschlüsse um. Nun stand sie ihm gegenüber und hätte gewünscht, meilenweit fort zu sein, so verlegen, so beklommen fühlte sie sich. Sie wußte nicht, wie reizend sie war mit dem Erröthen auf den zarten Zügen, wie rührend im leisen Erzittern ihrer Haltung, wie anziehend durch das unsicher gehauchte Wort ihres Gesprächs. Selbst Meinard war dadurch betroffen, und das neckende Wort, mit dem er sie hatte begrüßen wollen, erstarb auf seinen Lippen.

Angelika konnte zufrieden sein mit dem Eindruck, den ihr Schützling machte, aber mit Constantin war sie es gar nicht. So viel sie ihn in das Gespräch zu ziehen suchte, so wenig brachte sie aus seiner Wortkargheit heraus. So schroff, so sich selbst in falsches Licht stellend hatte sie ihn niemals gesehen. Und doch war Alles, was er sagte, klug, charaktervoll, aber streng und bitter. „So, wie er sich heute zeigt, muß er jedem jungen Mädchen gründlich mißfallen,“ dachte

sie. Bei allen Anderen wäre es ihr gleichgiltig gewesen, bei Lucie kreuzte es ihre so schön ausgesonnenen Pläne. Es war ihr fast lieb, als Meinard ihr zuraunte, er hielte es für seine junge Patientin rathsam, den ersten Versuch, zur Geselligkeit zurückzukehren, nicht über Gebühr auszudehnen. Sie mahnte selbst Lucie zum Aufbruch, und der General war gleich da, sie in ihre Wohnung zurückzuführen.

Alle Welt war von dem jungen Mädchen eingenommen und dankte Angelika für die Bekanntschaft. Angelika wollte eben ein überschwängliches Lob anheben, als ihr Blick auf das spöttisch lächelnde Gesicht Meinard's fiel und den Strom ihrer Rede hemmte. Sie fühlte, sie durfte ihn nicht zum Widerspruch herausfordern, zu dem er schon in Anschlag lag. Der Doctor hielt übrigens, was er schon vorhergesagt hatte: er blieb bis zum Letzten und nahm der liebenswürdigen Wirthin auch noch das Vergnügen, worauf sie den ganzen Abend brannte, ihrem Vetter Constantin eine tüchtige Strafpredigt zu halten. Flüchtig nur beim Abschiedsgruß flüsterte sie ihm zu: „Nun, das kann ich Dich versichern, Constantin, so unausstehlich als heute Abend habe ich Dich noch niemals

gesehen. Du machtest ja meinen Salon zum Bärenzwinger."

Die Freunde gingen zusammen fort. „Weißt Du," sagte der junge Arzt, „daß es einmal wieder gewitterschwer am politischen Horizont aufsteigt? Frankreich macht eine drohende Physiognomie —"

„Wie schon so oft," unterbrach ihn Constantin. „Die Machthaber in Berlin verstehen sich aber vortrefflich mit dem Machthaber an der Seine. Nachgerade schreckt uns dies Klirren der Waffen nicht mehr, das einen diplomatischen Puff maskiren soll, der schließlich wohl gar auf Deutschland gemünzt ist. Lassen wir das."

Sie gingen noch eine Weile schweigend, dann sagte Constantin wie aus einem Gedanken heraus, der ihn eben beschäftigt hatte: „Sie ist wie ein Frühlingsgedicht, wie das Aufathmen eines Lerchengesanges, angehaucht wie eine Knospe im Entfalten."

„Von wem sprichst Du?" rief lachend Meinard.

„Von dem Schützling meiner kleinen Cousine!" erwiderte Constantin, aber so unbefangen, so ruhig, als sprächen sie noch von den Kriegsdrohungen. „Armes Kind, alle Enttäuschungen des Lebens liegen

noch vor ihr! Deshalb sind uns die Frühlingsblüthen so anziehend, weil wir wissen, daß ein Herbst kommt, der sie entblättert."

„Nein, nicht deshalb," sagte Meinard, „sondern weil sie dem kahlen Winter folgen. Man lernt genießen erst im Entbehren. Aber Du hast Recht, das Kind war heute Abend allerliebst. Wäre ich nicht seit fünf Monaten ihr Arzt, hätte ich mich schwerlich dem Eindruck entzogen. Du aber warst, Gott sei Dank, nicht ihr Arzt."

„Aber mein eigener," rief Constantin. „Ich bin gründlich geheilt von allen Gefahren des Herzens. Um so gefahrloser kann ich beobachten. Gute Nacht!"

VI.

Lucie war in großer Aufregung aus der Soirée der Generalin heimgekommen, und Schwester Clara hatte es schon bereut, diesen ersten Schritt, der die Genesung bezeichnete, eigentlich im eigenen Interesse beschleunigt zu haben. Aber Lucie war auch, gegen ihre Gewohnheit, unmittheilsam. Clara fragte nicht, obgleich es ihr nicht entging, daß das junge Mädchen wenig schlief und mit halb verweinten Augen auf-

stand, und sie sich deshalb sorgsamer um dasselbe bemühte, als sie in letzter Zeit gethan hatte. Lucie merkte es wohl, daß sie auf einmal wieder als Kranke behandelt würde, und nun bat sie flehentlich, um Alles in der Welt nur dem Doctor nichts zu verrathen, gegen den ihre Antipathie am vergangenen Abend nur noch gewachsen sei, und den sie den fatalsten Rest ihrer Krankheit nannte. Schwester Clara lächelte und wollte ihn in Schutz nehmen, aber sie merkte schnell, daß das ihren Pflegling nur noch mehr reizte, und gab die Vertheidigung auf. Es war ihr lieb, daß Angelika schon früh herüber kam, und der Besuch war ihr zum erstenmal gelegen. Die Generalin hatte Schwester Clara bis dahin gar keiner Beachtung gewürdigt; so wenig, daß sie vor ihr sprach und that, als sei überhaupt keine dritte Person im Zimmer. Lucie war das oft peinlich gewesen, und sie hätte die Freundin so gern mit in die Unterhaltung gezogen; aber eine leise ablehnende Bewegung von Clara hatte sie immer verhindert. Angelika kam, wie gesagt, ungewöhnlich früh, im Morgenkleide, und erkundigte sich herzlich nach dem Befinden der Freundin. Sie wäre gar nicht zufrieden mit ihrer Soirée, sagte sie, viel-

leicht weil sie sich so sehr im Voraus darauf gefreut hätte. Es sei steif, langweilig gewesen, und Lucie, die durch die bewegten und geistig belebteren Kreise der großen Stadt verwöhnt sei, müsse einen traurigen Begriff von ihrer Geselligkeit erhalten haben. Sie wisse aber sehr wohl, wem sie die Schuld beizumessen hätte und würde ihre Strafpredigt schon an den rechten Mann bringen.

Lucie hörte der ganzen Auseinandersetzung mit sichtlicher Zerstreutheit zu. Sie lag halb müde auf der Chaise longue und spielte mit den Quasten der Fenstervorhänge an ihrer Seite, während Angelika auf ein niedriges Stühlchen niedergekauert war und Schwester Clara, die unhörbar ruhig weiter arbeitete, den Rücken zukehrte.

Angelika schalt immer weiter auf ihren Abend, vielleicht so heftig, um Lucie widersprechen zu machen, aber Lucie hörte zu wie im Traum und sagte kein Wort. Endlich rief Angelika: „Sie sollen doch noch einen andren Begriff bekommen von meinem Salon, liebes Kind, und das in den nächsten Tagen. Ich setze Alles in Bewegung, Musik, Vorlesen, pikante Ausländer, und müßte ich sie zusammen telegraphiren;

Sie reisen mir sonst eines guten Tages ab und denken nur mit Gähnen an mein Haus. Ach, Kind, Sie werden nicht nöthig haben, wie ich, einen langweiligen Mann zu nehmen.“

„Ich werde mich gar nicht verheirathen!“ erwiderte Lucie, „das habe ich eben noch, und nach reiflicher Ueberlegung, fest und unwiderruflich beschlossen.“

„Närrchen!“ rief Angelika plötzlich ganz heiter. „Sie sind entschlossen, gar nicht zu heirathen? Wann ist denn die Hochzeit?“

Lucie wurde unwillig: „Wollen Sie auch anfangen, mich wie ein unverständiges, willenloses Kind zu behandeln?“ sagte sie schmollend. „Ich spreche einen wohlüberlegten Lebensentschluß aus, und Sie antworten mir, als würde ich das Gegentheil von dem thun, was ich beschlossen habe. Das ist abscheulich, Angelika, und das hätte der Doctor nicht schlimmer sagen können.“

Sie wandte sich verstimmt ab, aber Angelika rückte ihren Stuhl näher, küßte das zürnende Mädchen und sagte heiter und schmeichelnd: „Nicht böse sein, Herzchen, es war ja nicht bös gemeint, und ich will mich

rechtfertigen. Sehen Sie mich nur wieder freundlich an. So, nun ist es gut. Sehen Sie, ein junges, schönes, viel umworbenes Mädchen, das sich entschließt nicht zu heirathen, muß das Heirathen, die Ehe überlegt haben. Man denkt aber an die Dinge nicht, ohne einen Bestimmten im Auge zu haben, und wenn ein Mädchen mit Ihren Vorzügen an einen Bestimmten denkt, so wird dieser Glückliche kein Thor sein und Verlobung und Hochzeit hinausschieben. War also meine Frage auf Ihre Rede nicht ganz logisch und gerechtfertigt?"

Lucie wurde dunkelroth, und auch Clara hatte, freilich unbemerkt von den Anderen, ihre Arbeit sinken lassen. Es war still geworden im Zimmerchen, endlich mußte Lucie aber doch lächeln und sagte: „Sie sind gefährlicher, als ich dachte, Angelika, und ich sehe, daß man sich vor Ihnen hüten muß."

„Oder mir ganz Vertrauen schenken!" rief diese, „was meine Freundschaft wohl verdient hätte."

„Auf diese Logik war ich nicht gefaßt," sagte das junge Mädchen, „und gegen so entschiedene Schlüsse bin ich nicht bewaffnet. Wenn ich nun wirklich — an einen Bestimmten —"

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Angelika schloß sie aber schon stürmisch in die Arme. „Erzählen Sie, Herzchen!“ rief sie, „sagen Sie mir Alles. Weiß Gott, es kann Keiner herzlichern Antheil an Ihrem Geschick nehmen als ich.“ Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bitte!“ sagte Lucie, „fragen Sie mich nicht. Ich brächte es nicht über die Lippen.“

„So lassen Sie mich errathen,“ fuhr Angelika fort. „Kenne ich den Mann?“

Lucie nickte nach einigem Zaudern leise mit dem Kopf.

„Recht so!“ rief die dringende Freundin, „nur Nicken mit dem Köpfchen oder Schütteln, weiter verlange ich nichts . . .“

„Sie quälen mich, Angelika!“ warf Lucie ein, aber jene ließ sich nicht abweisen.

„Ist er jung? — schön? — liebenswürdig? — reich? —“

Lucie schüttelte bei jeder Frage den Kopf, aber ganz ernsthaft und entschieden.

„Dann ist er alt, häßlich, unausstehlich und arm?“ rief Angelika. „Das ist ja ein Ungeheuer. Auf Niemanden aus meiner Bekanntschaft paßt das Sig-

nalement, nicht einmal auf meinen Mann, der ihm noch am nächsten kommt. Da ich Ihnen den aber nicht überlassen kann und auch wirklich nicht überlassen will . . ."

„Ich nahm Ihre Fragen ganz ernsthaft!" unterbrach sie Lucie.

„Nur in dem Falle," sagte Angelika, „rede ich Ihnen selbst ab. Aber lassen Sie uns die Gegenprobe machen. Ist er wirklich alt, häßlich, unausstehlich?"

Lucie schüttelte wieder und diesmal entschiedener den Kopf.

„Nun, dann weiß ich in der That nicht, was er sein könnte!" rief Angelika lachend.

„Ich will es Ihnen sagen," sprach Lucie, fortgerissen von einem Eifer wider Willen. „Er ist männlich, klug und edel."

„Ach, Gott sei Dank!" fuhr Angelika auf. „So ist er doch Etwas, woran mein Scharfsinn anknüpfen kann. Lassen Sie mich überlegen." Sie war aufgesprungen und schritt im Zimmer auf und ab. „Ich habe ihn!" sagte sie plötzlich und heftete einen forschenden Blick auf das junge Mädchen, das

zusammenschrak und eben eine Bitte stammeln wollte, keinen Namen zu nennen, als Angelika ausrief: „Der kann kein Anderer sein, als mein Vetter: Graf Constantin Horstaetten.“

Lucie bedeckte das Gesicht mit beiden kleinen, bleichen Händen. Im andern Fenster war Clara zusammengefahren bei dem Namen, ein Zittern ging durch ihre ganze Gestalt. Sie wollte aufstehen, sich entfernen, aber sie vermochte es nicht. Niemand bemerkte es.

Angelika brach zuerst das Schweigen. „Er ist zwar mein Vetter,“ sagte sie, „mein leiblicher Vetter, aber unbegreiflich ist es mir doch, Herzchen, wie Ihre Gedanken an Den gerathen sind, besonders, da Sie ihn nur von gestern Abend kennen, wo er so unliebenswürdig war, als je. O, er war früher so charmant, aber das Schicksal hat ihm arg mitgespielt, und jetzt ist er ein lebensmüder, menschenfeindlicher Sonderling. Aber er wird anders werden, denn für diese Schrullen ist er noch nicht alt genug.“

Lucie war auch aufgestanden. „Wenn Sie mich wirklich lieb haben, Angelika, und ich zweifle nicht daran,“ sagte sie, „messen Sie den müßigen Ge-

danken meiner Krankenhaft keine Bedeutung bei. Nehmen Sie nicht ernsthaft, was fast ein Scherz war, den Sie selbst hervorriefen. Seien Sie nicht so grausam, es für mehr anzusehen. Ich bin so müde und fühle mich wirklich angegriffen. Ich hätte noch nicht wieder in Gesellschaft gehen müssen."

Angelika nahm ihren Burnus um. Sie war klug genug, um zu wissen, daß sie eigentlich zu weit gegangen war; aber alle ihre Pläne, die sie am vergangenen Abend fast aufgegeben hatte, arbeiteten wieder in voller Lebensfähigkeit in ihr. Es war ihr selbst genehm, das Gespräch abzubrechen, aber sie umarmte doch die junge Freundin stürmischer als je beim Abschied. Als sie fort war, ging Lucie noch einmal sehr erregt im Zimmer auf und ab. Sie war verstimmt über Angelika, unzufrieden mit sich selbst, beschämt, und jetzt erst fiel ihr Blick auf Clara, und dunkle Röthe überzog ihre Stirn, als ihr klar wurde, daß auch diese Zeugin ihres halben Herzensgeständnisses gewesen sei. Sie eilte in's Nebenzimmer und winkte Clara, ihr nicht zu folgen. Sie wolle versuchen, sagte sie, den versäumten Schlaf der Nacht nachzuholen, und wolle auch den Doctor nicht sehen,

der jeden Augenblick kommen könne. Clara solle ihm nur sagen, daß es ihr vortrefflich ginge, und ihn ja nicht aufhalten.

Als Clara sich allein sah, ließ sie das Gesicht in beide Hände sinken. „Er ist also noch immer unwiderstehlich,“ flüsterte sie vor sich hin. Lange saß sie so, die Arme gestützt auf das Tischchen, auf dem ihre Arbeit lag. Als sie sich wieder aufrichtete, waren ihre Züge ganz ruhig, ihre Bewegungen sicher, wie immer. „Er ist hier!“ sagte sie leise, aber ihre Stimme bebte nicht, „ihm will ich nicht begegnen!“

Sie legte ihre Arbeit sorgsam zusammen und packte sie in eine kleine, schlichte Handreisetasche von grauer Leinwand, die sie aus dem Fach eines Schrankes nahm, überlegte kurz, ob noch Etwas vergessen sei. Nein! Da hing der schwarze Schnurenhut, der schmucklose Tuchmantel, weiter besaß sie ja nichts. Ihre Reisevorbereitungen waren fertig. Nur weniger Minuten hatte sie bedurft, den Entschluß zu fassen; nun, da er feststand, war sie wieder ganz ruhig. Ihr Gemüth war wie die klare Wasserfläche, über die ein leichter Windhauch geht, sie kräuselt, erzittern macht, und die sich dann wieder spiegelglatt breitet,

ohne eine Spur der Bewegung zurückzulassen. Nur Eins beschäftigte sie noch — der Abschied von Lucie. Leise öffnete sie die Thür des Nebenzimmers. Da lag das junge Mädchen in sanftem, ruhigem Schlaf. Ein glücklicher Ausdruck lag auf ihren Zügen. Schwester Clara sah sie lange an mit untergeschlagenen Armen, bewegungslos. Ihr war, als läge ein Stück ihres eigenen Lebens, die sonnigsten Stunden ihrer Vergangenheit vor ihr. Aber das Auge wurde ihr nicht feucht, das Herz schlug ihr nicht höher. Sie beugte sich nieder zur Schläferin und berührte leise die blasse Stirn mit den Lippen. Zum ersten Mal. Bis dahin hatte sie niemals Luciens oft stürmische Liebkosungen erwidert. Sie erschrak selbst, daß sie sich soweit hatte hinreißen lassen, und freute sich, daß die Schläferin nicht erwacht sei. Lautlos schritt sie zurück und zog die Thür hinter sich zu. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß sie keine Zeit zu verlieren hatte, wollte sie den nächsten Eisenbahnzug noch benutzen, und so setzte sie den Hut auf, nahm den Mantel und ging eben an den Schreibtisch, um ein Abschiedswort für Lucie zu schreiben, als Meinard eintrat. Er stand verwundert still in der Thür, denn der erste Blick

auf Schwester Clara's Anzug zeigte ihm die lange gefürchtete Absicht, abzureisen. Sie schritt ihm ruhig, mit der Reisetasche in der Hand, entgegen. „Seien Sie leise, Doctor," sagte sie, „Lucie schläft im Nebenzimmer, und es liegt mir daran, sie nicht zu wecken. Gut aber, daß Sie kommen, Sie ersparen mir einen Brief an Lucie und werden ihr besser mündlich sagen können, was sie aus meinen knappen Zeilen kaum verstanden hätte."

„Ist's denn wahr, Schwester Clara?" rief Meinard mit dem Ton aufrichtigster Betrübniß. „Sie wollten uns wirklich verlassen?"

„Wollen Sie recht freundlich sein, so begleiten Sie mich zum Bahnhof, lieber Herr Doctor!" erwiderte Clara. „Ich habe Ihnen noch ein paar Bitten vorzutragen und erwarte die Gewährung von Ihrer Theilnahme. Wir haben aber keine Zeit zu verlieren."

Sie warf noch einen flüchtigen Blick in den kleinen Garten und schritt zur Thür hinaus. Meinard's Wagen wartete vor der Thür. Der junge Arzt fühlte so sehr, daß er es hier mit einem unumstößlichen Entschluß zu thun hätte, daß es vergebens sein würde, ihn erschüttern zu wollen, und Clara's ganzes Wesen trug so den Aus-

druck der Selbstständigkeit, daß er ihrer Bitte gehorchte, wie einem Befehl, den man ohne Einrede hinzunehmen pflegt. Er half ihr in den Wagen, setzte sich zu ihr und befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhof zu lenken.

Schwester Clara dankte ihm mit einem Händedruck. Meinard fragte nun endlich: „Aber woher auf einmal dieser Entschluß?"

„Das dürften Sie mich am wenigsten fragen!" erwiderte Clara, „Sie, den ich längst darauf vorbereitete, der meine Gründe kennt. Darüber kein Wort mehr! Glauben Sie mir, daß ich nur meine Pflicht erfülle, indem ich so handle. Eins werden Sie vielleicht nicht verstehen, daß ich nämlich von Lucie ohne Abschied scheide und mein Lebewohl für sie in Ihre Hand lege. Lassen Sie auch dafür eine Bitte eintreten anstatt einer Erklärung. Ich glaube, dem jungen Mädchen, das mit Herzlichkeit an mir hängt, eine unnütze Aufregung, die sie noch nicht vertragen kann, und uns Beiden eine peinliche Stunde zu ersparen. Sagen Sie ihr, daß mich plötzlich die Pflicht abgerufen hätte. Das ist die Wahrheit, das können Sie mir glauben. Gestern schon habe ich

ihrem Vormunde geschrieben, daß er sie abholen möchte. Er kann in wenig Tagen hier sein, und wenn ich seine Ankunft nicht abwarte, so zwingt mich dazu eine Rücksicht, die gebietend ist. Ich sehe kein Bedenken, für die kurze Zeit Lucie mit ihrem zuverlässigen Mädchen allein zu lassen, überdies unter der Obhut der freundlichen Wirthin des Hauses. Sprechen Sie auch mit dieser deshalb!"

Meinard sah betrübt vor sich hin. „Es klingt Alles so wohl überlegt, so klar, was Sie sagen," erwiderte er, „ich wage so wenig nach Erklärungen zu fragen, die Ihr Geheimniß sind, daß ich mich füge und thun werde, was Sie von mir wünschen. Aber ersparen Sie es mir, Ihr Fortgehen zu billigen. Man erkennt so schwer für recht, was einem Kummer macht, und ich sehe Sie mit Kummer scheiden, nicht allein für Fräulein Lucie, die Ihrer noch immer bedurft hätte, sondern auch für mich selbst."

Schwester Clara sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „Es sind nur wenig Worte gewesen, die wir über das gemeinsame Interesse an unserer Kranken gewechselt haben, und doch kann ich behaupten, daß Sie einen Einfluß auf mich ausübten, der mir zur

freundlichen Gewohnheit geworden war, den ich schwer vermissen werde. Sie sind mir ein Räthsel geblieben, aber ein Räthsel, das meine Gedanken vielfach und freundlich beschäftigte, und so wenig es mir gelang, die Lösung zu finden, so läuternd und beruhigend war mir das Suchen danach."

„Ich will für Niemand ein Räthsel sein!" sagte Clara schnell. „Mein Leben zerfällt in zwei Abschnitte. Den ersten habe ich für mich abgethan, wie man die Pforte eines Hauses schließt, in dem man lebte und aus dem man nichts mit herausnimmt. Dort habe ich Namen und Vergangenheit zurückgelassen. Was ich jetzt bin und will, ist so klar, so einfach, daß es keiner Erklärung bedarf, so offen, daß es schon mein Kleid ausspricht. Auf den ersten Blick erkennt man meinen Beruf. Wenn er ein wohlthätiger ist, wenn meine Kräfte ausreichen, ihn zu erfüllen, was ich glaube, so ist jeder Zweifel an mir und über mich gelöst. Eine Bitte aber habe ich noch an Sie. Schon gestern sprach ich sie aus und wiederhole sie nur. Forschen Sie mir nicht nach. Wer weiß, ob wir uns nicht wieder begegnen, und ich würde mich darüber freuen. Ihr Beruf und der

meinige haben ja den gleichen Zweck und gehen zusammen. Lassen Sie mich dann wieder Schwester Clara sein und nichts weiter. Aber nun genug! wir sind am Ziel, und ich fühle, daß ich schon weiter ging, als ich sollte. Lassen Sie uns nicht Abschied nehmen unter den fremden Menschen. Ich finde meinen Weg allein.“

Sie hielten am Bahnhofe. Clara ging aus dem Wagen, reichte Meinard die Hand und schritt, ohne sich noch einmal umzusehen, die Stufen hinauf. Der Arzt hieß seinen Kutscher umwenden und fuhr fort. Er lehnte zurück in die Kissen, und es war ihm, als sei ihm das Auge feucht. Er war nicht zufrieden mit sich. Ganz anders hätte er zu dem Mädchen reden müssen, meinte er, und doch — es war etwas Gebietendes in ihrem ganzen Wesen, dem er sich gebeugt hatte, und dem er sich immer wieder beugen würde. Er fuhr zurück zu Lucie. Sie schlief noch, und er setzte sich in's Zimmer, um sie zu erwarten. Keine Spur mehr war im Zimmer zu finden von Clara's Walten. Der Platz, an dem sie zu sitzen pflegte, war leer; das war Alles. Meinard war betrübter, als er sich selbst gestand, denn er wollte sich

einreden, daß er eigentlich dem Mädchen zürne, das so unberathen und doch so sicher ihren Weg ging, an dem jedes Zeichen der Theilnahme, jedes herzliche Nähertreten abglitt, und doch erstarb jeder Versuch zu zürnen in der schmerzlichen Empfindung, daß ihm dies eigenthümliche Wesen entschwunden war. Er fragte sich vergebens, welche Empfindung ihn für Clara erfülle. Freundschaft wies sie zurück, Mitleid konnte man nicht haben, war doch Zufriedenheit, ja, offene Heiterkeit das Gepräge ihrer ganzen Erscheinung. Wahrheit, Offenheit, freilich auf dem Boden eines fest verschlossenen Räthsels, bezeichneten ihr ganzes Thun und Wirken. Zuerst hatten ihm die Selbstbeherrschung, das Ueberwinden aller Leidenschaft, die selbstlose Aufopferungsfähigkeit imponirt, aber das war Alles so selbstverständlich erschienen, daß er sich daran gewöhnt hatte, und eine andere Empfindung, die über die bewundernde Anerkennung hinausging, war geblieben.

Lucie trat ein, verwundert, den Arzt zu finden, noch verwunderter, daß Clara, die sie mehrere Male gerufen hatte, und die sonst bei der leisesten Bewegung, wenn sie kaum ihren Namen aussprach, an

ihrer Seite war, ihr fehlte. Der Arzt hatte schonend Clara's Abreise mittheilen wollen, so hatte er es auch versprochen; als aber Lucie ihm so deutlich zeigte, daß seine Anwesenheit ihr unerwünscht sei, als sie verstimmt fragte, ob denn Schwester Clara ihm nicht mitgetheilt hätte, daß sie für heute seines Rathes nicht bedürfe, stand er gar nicht auf vom Stuhl und sagte ganz trocken: „Schwester Clara, vielleicht in der Annahme, daß, wer keinen Arzt mehr gebraucht, auch keiner Pflegerin mehr bedarf, ist abgereist und hat mich gebeten, Ihnen das, mit ihrem Lebewohl, mitzutheilen!“

Lucie stand wie versteinert. Sie hätte so gern der Nachricht keinen Glauben geschenkt, hätte sie am liebsten für die malitiöse Erfindung des Doctors gehalten; aber Clara's Platz war leer, ihre Arbeit fort. Sie stand eine Weile unbeweglich, starr, dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. Nun wollte Meinard sie doch beruhigen, er stand auf und setzte, so gut er konnte, auseinander, daß Clara, auf welche neue Pflichten harrten, ihr den Abschied hätte ersparen wollen, und daß sie ohnehin sich hätten trennen müssen, da Clara so oft ausgesprochen habe, daß sie nach vollendeter Aufgabe nicht bleiben dürfe.

Lucie hörte gar nicht auf seine Worte und warf sich, laut schluchzend, in einen Stuhl. Die Verstimmung des ganzen Morgens, die Beschämung über ihr unüberlegtes Geständniß an Angelika, der Schmerz über Clara's unerwartete, abschiedslose Abreise, Alles stürmte gewaltsam auf sie ein. Sie fühlte sich gekränkt, beschämt, und plötzlich machte sie all' diesen Stimmungen in einem Zornausbruch gegen den Doctor Luft. Er sei an Allem Schuld, rief sie. Er hätte ihr verbieten müssen, auf die unglückliche Soirée zu gehen, eine Aufregung, der ihre Kräfte noch nicht gewachsen wären! Er hätte Clara zurückhalten müssen, anstatt ihr zur Reise behülflich zu sein, und hätte ihr klar machen können, wie unentbehrlich sie noch sei. Nun würde der Vormund kommen, um sie abzuholen, und sie wolle noch nicht fort. Sie brauche Luft, Garten, Land, und die kahlen Häuser, das Geräusch der großen Stadt würden sie wieder krank machen, das hätte er wissen müssen als Arzt. Er hätte sich rücksichtslos, gewissenlos und boshaft bewiesen, und sie würde ihn am liebsten gar nicht wieder sehen.

Meinard versuchte vergebens ihren Zorn zu besänftigen, sich zu rechtfertigen; das machte das junge

Mädchen nur noch heftiger und weckte ihre Thränen immer auf's Neue. Endlich gab es der Arzt auf, die Zürnende zu beschwichtigen; er zuckte, selbst gereizt, nur noch, halb verächtlich über die Unvernunft, die sich gegen ihn ausließ, die Achsel und schloß damit, daß er es für's Beste hielte, seine Cur auch als vollendet anzusehen und Lucie zu bitten, falls sie irgend noch eines ärztlichen Rathes bedürfen sollte, sich an einen seiner Collegen zu wenden. Lucie erwiderte nur, er möge thun, was ihm gut dünke, sie ihrerseits hätte nichts einzuwenden. Er nahm den Hut und ging, kehrte aber in der Thür noch einmal um und wollte dem jungen Mädchen die Hand reichen zum Abschied.

„Trotz alledem,“ sagte er, „müssen wir so nicht scheiden!“

Lucie, wie ein ungezogenes Kind, war noch nicht Herrin ihrer Laune und wandte sich ab, ohne die Hand zu ergreifen. Meinard verließ das Zimmer, dessen Thür er ziemlich unsanft in's Schloß fallen ließ. Als er fort war, that Lucien ihre Heftigkeit doch leid, sie hätte ihn gern zurückgerufen, vielleicht um Verzeihung gebeten, aber als sie kaum dazu entschlossen war, rollte

auch sein Wagen schon fort. Das arme Kind war ganz rathlos und fühlte sich so verlassen, als sei sie grausam ausgesetzt auf einer einsamen umstürmten Insel. Clara war fort, den Freund hatte sie selbst fortgeschickt, der Vormund war noch nicht da. Wieder brachen heftige Thränen aus, dann fiel ihr Angelika ein, sie mußte doch einen Berather haben, und schnell schellte sie nach ihrem Mädchen und schickte sie fort zur Generalin mit der Bitte, so bald als möglich herüber zu kommen. Das Mädchen hatte den lauten Zornausbruch gegen Meinard, seine scharfe Gegenrede im Nebenzimmer gehört, wenn auch nicht verstanden, sie sah die Herrin in Thränen und brachte ihre Botschaft vor mit dem Bemerken, es müsse ein großes Unglück geschehen sein. Angelika nahm sich nicht die Zeit, den Hut aufzusetzen; sie stürzte, wie sie war, etwas aus Neugierde, entschieden aber mehr aus Theilnahme hinüber.

„Herzchen, was ist denn passirt?" rief sie schon in der Thür.

Lucie hatte sich wieder insoweit beruhigt, daß sie die Freundin bat, Platz zu nehmen, und ihr nun mit getrockneten Thränen erzählte, Schwester Clara sei

fort, und mit Doctor Meinard sei es zum offenen Bruch gekommen.

„Mein Gott, weiter ist es nichts!“ rief Angelika, halb enttäuscht, halb beruhigt, „das ist ja nicht der Rede werth. Seien wir froh, daß Sie keines Arztes und keiner Pflegerin mehr bedürfen. Es war doch die Person, die immer da im Fenster saß, nichts that und mich lange genirte, bis ich einsah, sie höre und sehe nichts und sei nicht mehr als eine stumme Pflegemaschine. Ich kann diese scheinheiligen Amphibien nicht leiden, und wir wollen froh sein, daß sie fort ist.“

Lucie wollte die Freundin in Schutz nehmen, aber Angelika ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Sie hatte schon ihren Plan gemacht und setzte ihn, in ihrer schnellen Weise, sofort in's Werk. „Hier allein können Sie nicht bleiben, Herzchen!“ sagte sie, „es schickt sich nicht, und Sie würden mir auch melancholisch. Mein Mann giebt Ihnen mit Freuden sein Zimmer und zieht in's Gartenstübchen, das wir nur im Winter nicht gebrauchen können, weil es unheizbar ist. Wir schicken den Vormund, wenn er ja kommen sollte, wieder fort, und Sie bleiben bei uns.“

Sie schien wirklich glückselig über die Aussicht,

umarmte Lucie wieder und wieder und hörte auf keine Einwendung. Gleich wollte sie Alles in Gang setzen, und in einer halben Stunde würde sie ihren lieben Gast abholen. Sie rief das Mädchen und gab ihr Befehle, Alles zusammenzupacken, wenigstens was dem Fräulein im ersten Augenblick nothwendig sei, setzte zerstreut Luciens Hut auf, der über der Stuhllehne hing, und eilte fort. Lucie war kaum zur Besinnung gekommen; es war einmal wieder über sie verfügt worden, ohne ihren eigenen Willen nur anzuhören. Aber sie konnte kaum auch Etwas einwenden, wenngleich sie nicht in der Stimmung war, freudig auf die Veränderung einzugehen. Sie ließ Alles geduldig geschehen, sah dem Einpacken zu, ohne ein Wort einzureden, und als Angelika, diesmal mit ihrem Gatten, zurückkehrte, um sie abzuholen, folgte sie still und schweigend. Angelika's Herzlichkeit hatte aber wirklich etwas Wohlthuendes und dabei das Bequeme, daß sie im Zuvielthun dem Andern nur die Pflicht des Sichgefallenlassens auflegte. So war Lucie, kaum wissend wie, die Hausgenossin, der Gast der Freundin geworden. Angelika war von halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit, und auch

ihr Verhältniß zum Gatten zeigte sich im Hause viel liebenswürdiger als in Gesellschaft. Der General war ein vortrefflicher, eigentlich gebildeter Mensch, wenn auch eine wenig ausgiebige Natur, und in letzterer Beziehung also der entschiedene Gegensatz zu seiner Frau; die etwas steifen Höflichkeitsformen hielt er auch im kleinen häuslichen Kreise fest, aber er genirte damit nur sich selbst, für die Andern waren sie bequem. Gefällig bis zur Uebertreibung, practisch und umsichtig, war er den Freunden des Hauses in tausend Beziehungen nützlich, und so kam es, daß alle Welt bei erster Bekanntschaft nur die Frau suchte und nach längerem Verkehr erstaunt war, auch den Mann zu finden. Lucie schloß sich ihm schnell an, und oft war seine schweigende, steife Manier ihr wohlthuender als die immer aufgeregte, nach tausend Dingen zugleich greifende Geschäftigkeit der Frau.

Ein Brief des Vormundes kam an Lucie. Er stellte sein Kommen für die nächste Zeit in Aussicht, schrieb aber, daß er nicht ganz über seine Zeit zu verfügen vermöge, da gerade drohende Wolken am politischen Horizont, die das Ministerium, bei dem er arbeitete, sehr in Anspruch nähmen, einen Urlaub für

die Beamten unmöglich mache. Angelika antwortete sogleich, sein Mündel wäre vortrefflich aufgehoben, und für die nächsten Wochen würde sie ihren Gast ohnehin nicht fortgelassen haben.

Lucie war ganz zufrieden damit, denn sie fühlte sich wohl bei den Freunden.

Meinard vermied es, das Haus der Generalin zu besuchen. Er war wirklich gekränkt durch Lucie. So sah sie ihn nicht wieder seit dem brüsken Abschied, den sie genommen hatten. Auch Constantin kam nicht. Hätte Angelika ihm nichts gesagt von den Plänen, die sie für ihn und Lucie eigentlich aus der Luft gegriffen hatte, so hätte er unbefangen mit dem jungen Mädchen verkehren können. Jetzt war er nicht sicher, ob die Cousine nicht gegen Lucie ebenso indiscret gewesen war, als gegen ihn, und eine flüchtige Begegnung mit den Damen auf der Promenade machte ihm das mehr als wahrscheinlich. Das junge Mädchen war sichtlich verlegen geworden, als er es begrüßte, und zu einem unbefangenen Gespräch hatte es nicht kommen wollen.

Inzwischen fuhr ein Schrecken in die ganze Gesellschaft. Die eben glänzend begonnene Saison des

vielbesuchten Weltbades hatte Gäste aller Nationen zusammengeführt, die sich harmlos der Cur und dem Vergnügen hingaben. Plötzlich ein drohender Krieg, den in diesem Augenblick wenigstens Niemand erwartete. Die Lesezimmer füllten sich, und die Vergnügungssäle wurden leer. Man belagerte die Zeitungen, die Herren debattirten eifrig, und die Damen dachten an ihre Abreise. Noch glaubte aber Niemand ernstlich an einen Krieg, dessen Vorwand einen blutigen Conflict so wenig zu bedingen schien, der kaum aufgetaucht, beseitigt war; und doch fing man schon an einzusehen, daß es wirklich nur Vorwand gewesen war, hinter dem eine ernste, lang aufgethürmte, politische Nothwendigkeit lag, die immer drohender offenbar wurde. Es war das Werk weniger Tage, das von der harmlosesten Ruhe der Gesellschaft zu der aufgeregtesten Erhitzung aller Gemüther führte. Wenige Tage weiter, und Niemand zweifelte mehr an dem Krieg.

Doctor Meinard war Feuer und Flamme, Constantin zweifelte noch immer. Die Freunde hatten sich eines Abends im Lesezimmer getroffen. Alle Zeitungen waren in fremden Händen, und so gaben sie

das Warten auf, verließen zusammen den heißen Raum und suchten das Dunkel der Alleen auf der Promenade.

„Endlich!“ rief Meinard. „Endlich der langerwartete Nationalkrieg, der den Schäden unserer vaterländischen Zustände auf einmal ein Ende machen wird.“

„Schwärmer!“ erwiderte Constantin. „Du siehst einen heilsamen Nationalkrieg, und ich könnte höchstens einen preußischen Cabinetskrieg erkennen. Im besten Fall beweist Preußen einmal wieder die treffliche Organisation seines Heeres, die Intelligenz in Waffen, und daran zweifelt Niemand. Eine Niederlage würde ganz Deutschland vernichten, ein Sieg käme nur Preußen zugut und würde den Bruch mit dem übrigen Deutschland, den nun einmal das Uebergewicht dieses Landes bedingt, noch unheilbarer machen.“

„Hast Du so alle Sympathien für das Land verloren,“ warf Meinard ein, „das doch die Heimat Deiner Eltern, Deiner Kindheit war?“

„Erinnere mich nicht daran!“ rief Constantin heftig. „Ich habe genug unter dem Zwiespalt dieser Empfindungen gelitten, da ich ihm als Feind gegenüber stehen mußte. Vielleicht glimmen noch die Funken des alten Heimwehs unter der Asche hoffnungsloser

Enttäuschung, aber wir wollen sie nicht wecken. Habe ich doch noch einen anderen Kampf mit meinen Erinnerungen zu bestehen. ‚Krieg!‘ Du glaubst nicht, wie das Wort den alten Soldaten elektrisirt. Müßig bleiben, wenn es wieder hinausgeht in das lustige, muthige Treiben der Kameradschaft; von Kämpfen hören, die man nicht miterlebt, von Gefahren, die man nicht theilt! Man kommt sich vor wie ein Gefangener, wie ein Siecher, dem das männliche Mark verdorrte. Lieber! ich will es Dir gestehen, daß ich immer noch hoffe, der Kriegslärm wird nichts weiter als eine elende diplomatische Reclame, nur um nicht erleben zu müssen, daß ich, der ich keiner Armee mehr angehöre, zurückbleiben muß, wenn Alles hinauszieht.“

„Und wer zwingt Dich dazu?“ fiel Meinard ein. „Willst Du nicht in Preußen dienen, wofür ich übrigens auch keinen Grund sehe, so wird man Dich im bayrischen, sächsischen, würtembergischen Heere, wo Du willst, mit Freuden aufnehmen. Ueberall braucht man Männer, und Du würdest gesund werden in mehr als einer Beziehung, wenn Du wieder den Boden unter den Füßen hättest, auf den Dich Geburt, Neigung und die Ver=

hältnisse hinweisen. Ich sehe den deutschen Adel, der nach vielen Richtungen seine Bedeutung verloren, seine Aufgabe verkannt und verfehlt hat, immer mit Freuden in den Reihen der Armee, deren Kern er bildet."

Constantin schwieg eine Weile. „Du hältst mich also in mehr als einer Beziehung für krank?" sagte er mit einem bittern Lächeln, fast als wolle er ablenken.

„Ja! das läugne ich nicht, als Arzt und noch mehr als Freund!" antwortete Meinard. „Ist krank sein ein Vorwurf, so ist er es nur für Den, der sich einbildet, sein Selbstarzt sein zu können, und insofern mag er Dich treffen. Ich, als Arzt, muß von dem Grundsatz ausgehen, daß nichts ganz gesund ist auf der Welt; aber jede Krankheit, körperliche, physische und ebenso staatliche, ist Consequenz und somit Nothwendigkeit. Selten wird sie überwunden, meist nur zurückgedrängt, und wenn eine Heilung gelingt, so danken wir sie zu neun Zehnteln der Natur, die wieder Nothwendigkeit ist und aus denselben Voraussetzungen, in denen sie ablenkte von dem Wege der Gesundheit, wieder hineindrängt in denselben. Wie

unsere guten und schlechten Eigenschaften meist eine Wurzel haben, die beide bedingt, so wächst auch Gesundheit und Krankheit auf einem Boden. Du verzweifelst an den Zuständen Deutschlands, ich hoffe auf dieselben, und wir gehen von einer Prämisse aus, haben ein Ziel im Auge. Zugegeben also, die Zustände sind krank, so sehe ich in dem gewaltsamen Mittel des Krieges die Hoffnung der Heilung, Du den Untergang."

„Du hast nur als Preuße in Süddeutschland, sagen wir außerhalb Preußens, gelebt," sagte Constantin, „und konntest nicht erkennen, wie ich, bis zu welchem Grade von ausnahmslosem Haß sich der Widerwille gegen diesen Staat gesteigert hat. Du sprichst von einem deutschen Nationalkrieg, ich sehe nur eine preußische Rüstung. Die nächsten Tage schon werden uns ein beschämendes Feilschen um die Theilnahme an einem Kampf zeigen, der, das meine ich selbst, ganz Deutschland und seine Ehre bedroht, einen Kampf gegen das große, lange unterdrückte und doch so reine, lebenskräftige Germanenthum."

„Du sprichst es aus, was Deine Befürchtung selbst widerlegt, ja unmöglich macht," rief Meinard.

„Wer viel getäuscht ist im Leben, sieht nur voraus, was er fürchtet!“ erwiderte der Freund.

Sie waren wieder vor dem Curhause angekommen, wo sich doch eine große Gesellschaft versammelt hatte. Angelika in größter Aufregung war der Mittelpunkt eines Damenkreises, dem sie heftig gesticulirend Vortrag hielt. Kaum aber hatte sie Constantin gesehen, als sie ihre Zuhörerinnen plötzlich verließ und auf ihn zueilte.

„Gott sei Dank!“ rief sie schon von Weitem, „daß ich Dich endlich finde, Vetter! Du mußt mir helfen, meinen Mann zur Raison zu bringen, was ich allein nicht mehr vermag. Er hält große Stücke auf Dein Urtheil, und als Verwandter kannst Du deutlicher reden, als jeder Andere.“

„Was hat denn der gute Vetter?“ fragte Constantin.

„Du wirst es schon sehen!“ rief Angelika, „er ist ganz aus seiner Natur herausgetreten und spricht seit heute Morgen unaufhörlich, so daß ich gar nicht zu Worte gekommen bin.“

„Das wäre ich begierig zu beobachten,“ warf Meinard hin.

„Sie können wir aber gar nicht gebrauchen, Doctor,“ fuhr Angelika auf. „Alle Welt erzählt sich, daß Sie so politisch geworden sind, solcher Kriegsenthusiast, daß Sie alle Ihre Patienten und Ihre ganze Wissenschaft darüber vergessen. Niemand möchte sich auch nur ein Brausepulver jetzt von Ihnen verschreiben lassen.“

„Weil wir anderes Pulver genug verbrauchen werden,“ sagte Meinard.

„Die Leute haben Recht,“ warf Angelika hin. „Er denkt nur noch an Krieg. Ach, lieber Gott, diese Krankheit ist jetzt epidemisch, und wenn der Arzt zuerst davon befallen ist, was sollen dann die Patienten anfangen? Aber komm, Vetter, wir haben keine Zeit zum Plaudern, und wenn ich andern Rath gewußt hätte, hätte ich Dich nicht zu Hülfe geholt.“

Sie nahm Constantin unter den Arm und zog ihn mit eilenden Schritten fort. Vergebens fragte er, was es denn sei mit ihrem Manne, sie jammerte nur im Allgemeinen über die Schrecken der Zeit und erwiderte: „Du wirst es ja sehen. Er ist im Paroxismus!“

Sie führte den Vetter auch direct in ihren Salon. Da sah es denn in der That wunderlich aus. Der General hatte Bücher, Album, Nippes, mit denen die Tische bedeckt zu sein pflegten, fortgeräumt und zum Theil auf den Stühlen, zum Theil auf dem Boden, wenn auch sauber und ordentlich, aufgeschichtet. Dafür waren überall Karten ausgebreitet, besteckt mit Markirnadeln und kleinen Fähnchen, ein Kriegsschauplatz im Kleinen. Vor den Tischen saß Lucie, und der General ging, heftig Vortrag haltend, mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab. Er entwickelte nach den Combinationen aller Eventualitäten den ganzen Kriegsplan, heftig und eifrig, wenn ihn das junge Mädchen nicht sofort verstand, das aber mehr aus Gefälligkeit als aus Interesse zu folgen schien. Auf dem Sopha waren Uniformstücke und Waffen durcheinander ausgebreitet, und der General machte sich mit ihnen, aber immer weiter redend, zu schaffen, indem er die Brauchbarkeit eines Stückes nach dem andern untersuchte, sofort aber wieder fallen ließ, wenn er meinte, Lucie hätte ihn nicht verstanden, und er müsse ihr seine Meinung auf der Karte klar machen. Er war so im Eifer, daß er die Eintretenden gar nicht be-

merkte, oder doch nicht bemerken wollte und unbeirrt in seinen Auseinandersetzungen fortfuhr.

„Da siehst Du es!“ rief Angelika. „So tobt er nun schon den zweiten Tag.“

„Angelika,“ sagte der General, „bitte, störe uns nicht, ich habe Mühe genug, Lucie alle möglichen Rheinübergänge klar zu machen. Sie kann immer noch nicht einsehen, daß man eine Armee nicht an jedem beliebigen Uferplatz mit Kähnen übersetzen kann. Aber da ist der Vetter, auch Militair, der wird mir beistehen.“

Lucie wurde dunkelroth in der Aussicht auf diesen neuen strategischen Lehrmeister und betheuerte, sie sei vollkommen überführt und verlange keine weiteren Beweise.

„Ich habe mich bereits zum Wiedereintritt in die Armee gemeldet,“ sagte der General. „Man braucht neben den jungen Kräften die Erfahrungen erprobter Führer, und wer könnte zurückbleiben bei solchem Krieg?“

Er war dabei wieder mit seiner Uniform beschäftigt.

„Da siehst Du nun den Unfug und hörst die Thorheiten!“ rief Angelika in voller Verzweiflung.

„Er will wieder eintreten, und seine Jahre und seine Gesundheit haben es ihm schon seit sechs Jahren nothwendig gemacht, den Abschied zu nehmen. Ich hätte ihn ja nicht pensioniren lassen, hätte er auch nur dem Dienst im Frieden noch vorstehen können. Setze ihm doch das vernünftig auseinander, Constantin, auf mich hört er seit gestern nicht mehr."

Der General bewies es, daß sie recht hatte, wenigstens im letzten Punkt; denn er sprach unbeirrt weiter, ohne auf ihre Worte zu achten. Constantin war in einiger Verlegenheit, wie er dem Wunsch der Cousine nachkommen solle, ohne den alten, würdigen Mann zu kränken. Er mahnte leise an seine Jahre, aber der General rief: „Denken Sie an Radetzky, der mit vierundachtzig Jahren noch der Armee, der auch Sie angehörten, den Sieg errang. Von Blücher will ich gar nicht reden; das würde anmaßend klingen."

Constantin sagte, er hätte bereits seine Pflicht dem Staate als Soldat erfüllt, er solle jüngeren Kräften überlassen, es jetzt zu thun, solle an seine Gesundheit denken.

„Jetzt," rief der General, „denkt der Mann nur an Eins, an den Ruf des Vaterlandes, dessen Ehre

man schmäht. Die große Zeit verjüngt. Wer wollte noch die Hände in den Schooß legen?"

Constantin reichte ihm die Hand. Er hatte vergessen, in welcher Absicht Angelika ihn hergeführt hatte. Die beiden Männer trafen sich in ihren Ansichten und wurden warm in der gemeinsamen Empfindung. Sie waren ganz Soldaten.

Lucie hörte begeistert den männlichen Worten zu, die die Männer tauschten, aber Angelika schlug entsetzt die Hände zusammen. „Habe ich Dich dazu hergebracht, Constantin?" rief sie, „um ihn nur noch zu bestärken in seiner Thorheit, ihn nur noch toller zu machen? Und nun sage ich Dir auch ein entschiedenes Wort, Schatz. Mache, was Du willst, ich lasse Dich nicht fort, ich, Deine Frau, habe auch mitzureden. Ja, um Gotteswillen, was sollte denn aus mir werden?"

„Du wirst Dich entscheiden müssen, Angelika," sagte der General und richtete sich noch gerader auf als sonst, „ob Du hier bleiben willst, wo Du allerdings dem präsumtiven Kriegsschauplatz sehr nahe sein würdest, oder ob Du es vorziehst, weiter ab die Ereignisse zu erwarten."

„Ja, das wollen wir überlegen!“ rief Angelika, „ich bin für weiter ab; aber komm in mein Zimmer, Schatz, das sind häusliche Besprechungen, und die müssen wir allein vornehmen.“ Sie beugte sich zu Lucie und flüsterte: „Ich muß ihn fortbringen. Constantin regt ihn nur noch mehr auf. Wenn den Männern einmal die Funken in die Pulverfässer fliegen, ist man seines Lebens nicht sicher.“

Sie führte den General fort, der aber erst einen Theil seiner Waffen zusammennahm, ehe er ging, und dieselben mitführte. Er wollte keine Zeit von seinen Kriegsvorbereitungen verlieren.

Constantin und Lucie blieben allein.

„Wie konnten Sie den armen alten Mann in seinem unüberlegten Thatendrang bestärken, Herr Graf?“ sagte Lucie. „Angelika hat Recht, vollkommen Recht, er ist keiner Kriegsstrapaze mehr gewachsen.“

„Das habe ich auch nicht behauptet,“ sagte Constantin, „seine Empfindung aber konnte ich nicht bekämpfen. Sie ist die natürliche, denn er war Soldat, der alte Geist regte sich wieder und ließ ihn sich selbst vergessen. Ich habe schließlich mehr an mich gedacht

als an ihn. Mich lockt das Soldatsein, und der Krieg hat für mich einen unwiderstehlichen Reiz."

„Und Sie kennen ihn doch mit allen seinen Schrecken!" sagte Lucie.

„Sie könnten hinzufügen, mit all seinem Unglück!" ergänzte Constantin. „Gerade deshalb vielleicht; das blutige Würfelspiel der Schlachten ist ein Spiel mit glücklichen und verhängnißvollen Chancen, und der leidenschaftliche Spieler wird heißer im Verlust als im Gewinnen. Und was hätte ich einzusetzen, als ein Leben, das wirklich für mich keinen großen Werth hat? Keinen Abschied habe ich zu nehmen, keine Heimat zu verlassen, Niemand würde mich vermissen, wenn ich nicht heim käme."

Lucie sah ihn an. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie wollte Etwas erwidern, aber das Wort stockte ihr auf den Lippen.

„Was ist Ihnen, Fräulein Lucie?" fragte Constantin verwundert.

Sie faßte sich und versuchte zu lächeln. „Lachen Sie mich nicht aus!" stotterte sie. „Die Aufregung dieser Tage hat etwas mächtig Ergreifendes. Vielleicht dachte ich auch an meine eigene verwaiste Stellung in der Welt."

Constantin ergriff ihre Hand. „Vor Ihnen liegt das Leben mit allen seinen Hoffnungen und, ich wünsche es von Herzen, mit all seinem Glück! Vielleicht soll Ihre Jugend eine große Zeit erleben. Ich glaube noch nicht daran, aber ich wünsche es.“

Sie entzog ihm leise ihre Hand. „Auch in Ihr Geschick wird sie eingreifen!“ flüsterte sie. — Sie hielt ein. So gern hätte sie es ausgesprochen, daß sie diesem Geschick mit der vollen Theilnahme des Herzens folgen würde; aber was sollte der fremde Mann von dem Geständniß denken? Constantin ahnte es; er fühlte die unausgesprochene Theilnahme, und sie rührte ihn tief in diesem Augenblicke.

Sein Herz war wieder warm geworden in der Erhebung der Zeit. Er ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab und fand das Wort nicht, Lucie wieder anzureden, die still in einen Stuhl gesunken war und die Hand über die Augen legte.

Da stürzte Meinard in's Zimmer. „Der Krieg ist erklärt!“ rief er. „Bayern, Württemberg, Baden, alle deutschen Stämme treten rückhaltslos zu Preußen, die Telegramme verkünden aller Orten Jubel, Begeisterung, Eintracht. Deutschland ist einig geworden über Nacht!“

Angelika und ihr Gatte waren wieder eingetreten, als sie Meinard's Stimme hörten. Eine Weile waren Alle still, tiefe Rührung ergriff die Gemüther.

„Also giebt es noch ein Deutschland!" sagte Constantin feierlich. „So wird es wieder einen Platz für mich geben!"

Lucie stand auf. Thränen überströmten ihr Gesicht, aber Thränen der freudigsten Rührung. Sie ging auf Meinard zu und reichte ihm die Hand. „Haben Sie Dank für die Nachricht!" sagte sie.

„Ah! da wäre es wohl Zeit, daß auch wir wieder Freundschaft schlössen bei der allgemeinen Verbindung?" rief Meinard und drückte herzlich die gereichte Hand.

Angelika wischte sich die Augen. „Erzählen Sie doch, Doctor," sagte sie noch halb schluchzend, „erzählen Sie Alles, was Sie gehört haben."

„Mein Gott, gnädige Frau," erwiderte Meinard, „ist denn das noch nicht genug, und was wollen Sie mehr?"

Constantin reichte Allen mit einer Herzlichkeit, als gälte es einen langen Abschied, die Hand und ging. Lucie warf sich schluchzend in Angelika's Arme. Mei-

nard wollte sich entfernen, aber der General bat ihn, zu warten, bis er Hut und Handschuhe geholt hätte, um ihn zu begleiten. Als er zur Thür hinaus war, ergriff Angelika den Arm des Arztes und sagte mit kläglicher Bitte: „Verlassen Sie uns nicht, Doctor. Reden Sie es meinem Mann aus, mit in den Krieg zu gehen.“

„Der General in den Krieg? Warum nicht gar?“ rief Meinard lachend.

„Sehen Sie wohl!“ jubelte Angelika, „Sie sind meiner Meinung. Nun, ich baue ganz auf Sie. Im äußersten Falle verbieten Sie es als Arzt!“

Der General trat ein; die Herren gingen, Lucie war in wunderbarer Stimmung, und Angelika konnte sich nicht zurecht finden in dieser Mischung von Wehmuth und Jubel, von Thränen und freudiger Erregung.

VII.

Der Badeort war leer geworden, die Curgäste hatten sich nach allen Himmelsgegenden zerstreut, die Vergnügungssäle waren geschlossen. Das war das Werk weniger Tage gewesen. Auch Angelika's Salon war vereinsamt, der General saß schweigend vor seinen

Karten, die er aber in seinem eigenen Gartenzimmerchen ausgebreitet hatte, die Uniform und Waffen waren im Schrank untergebracht. Der alte Herr war auf sein Wiederanstellungsgesuch abschläglich beschieden worden. Das hatte ihn in den ersten Tagen sehr gekränkt, aber Meinard's vernünftigen Vorstellungen war es gelungen diese Stimmung zu überwinden, und nun schmeichelte es ihm, daß er von verschiedenen Seiten zu Rath gezogen wurde, und daß man ihn an die Spitze der Vereine zur Pflege der Verwundeten stellte. Er instruirte sich auch wirklich sehr fleißig über alle militairischen Actionen und wußte das Resultat dieser Informationen klar mit knappen Worten darzulegen.

In Angelika's Salon sah es bunt aus. Haufen alter und neuer Leinwand lagen durcheinander, mit rastloser Thätigkeit wurde Charpie gezupft, Binden gewickelt, Verbandtücher geschnitten. Lucie half unermüdlich, und Meinard wurde immer wieder dabei um sein ärztliches Gutachten gebeten. So war er dem General und Angelika unentbehrlich geworden, und auch Lucie freute sich jedesmal seines Kommens, denn immer brachte er eine ganze Menge von Neuigkeiten, die er emsig einsammelte. Seine Patienten

waren fast alle fort, und er selbst wartete nur darauf, seine ärztliche Wissenschaft zum Besten des Vaterlandes in Waffen verwerthen zu können. Inzwischen studirte er die Zeitungen aller Sprachen und Nationen, versäumte keinen durchgehenden Eisenbahnzug, der immer Bekannte brachte, machte auch Ausflüge in die nahe liegenden größeren Städte und stürmte dann oft mehrmals des Tages in frühester oder spätester Stunde in Angelika's Zimmer, um auszukramen, was er erfahren hatte. Alle begrüßten sein Kommen mit freudiger Aufregung und herzlichstem Gruß, er wurde fast Hausgenosse, und kam er einmal zufällig zur Stunde einer Mahlzeit, wurde sein Stuhl herangeschoben, als wenn er zur Familie gehörte. Die Zeit rückte alle Menschen einander näher, und die gemeinsame Begeisterung, der eine große Gedanke, in dem sich Alle fanden, ließ jede sonstige Meinungsverschiedenheit verschwinden.

Auch zwischen Lucie und Meinard war nicht mehr die Rede gewesen von dem Zerwürfniß, das sie einst trennte; alle Empfindlichkeit war verwischt, und Beide hatten die Verstimmung, mit der sie auseinander gegangen waren, vollkommen vergessen.

Constantin hatte man nicht wiedergesehen, er war abgereist, gleich am andern Tage, nachdem wir ihm in Angelika's Salon begegneten. Meinard hatte ihn auf den Bahnhof begleitet und brachte der Cousine den letzten Gruß. Jeder wußte, daß er wieder als Officier eingetreten sei, ohne daß er selbst eine Mittheilung darüber gemacht hatte. Meinard erwähnte ihn wohl zuweilen, aber Angelika brach ab, mit einem verlegenen Blick auf Lucie, und diese schien die Erwähnung zu überhören. Angelika war bald so in Anspruch genommen von Damen, Vereinen, Conferenzen, Sammlungen an Geld und Verbandstücken und Arbeiten, daß sie oft schon früh ihr Haus verließ und immer so erschöpft und ermüdet zurückkehrte, daß der gute General, so anspruchslos er für sich war, weder pünktlich, worauf er hielt, noch irgend ausreichend seine Mahlzeiten erhalten haben würde, hätte nicht Lucie den Hausstand in die Hand genommen. Das war ihr zwar eine ungewohnte Sorge, aber sie fand sich schnell hinein, und diese Thätigkeit bewies sich als ihr durchaus wohlthuend. Sie mußte sich mitunter tüchtig tummeln und selbst mit Hand anlegen, namentlich, da der zuverlässige Diener mit ein=

gezogen war beim Militair, und seine ganze Arbeit von den Dienstmädchen hatte mit übernommen werden müssen. In der Thätigkeit stärkten sich ihre Kräfte, manche kleine Bequemlichkeit und Verwöhnung fiel von selbst fort, und zu der Eigenwilligkeit und Reizbarkeit, mit der sie sich sonst manche Stunde verdorben hatte, fehlte ihr die Zeit. Oft traf es sich bei Angelika's Abwesenheit, bei des Generals Vertieftsein in seine Kriegskarten, daß Meinard Lucie allein fand, und immerhin war er von ihrer einfachen Tüchtigkeit, von der liebenswürdigen Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung angezogen und überrascht. Die Veränderung gegen früher war zu auffallend. Mit kindlicher Hingabe sorgte sie für den General, und oft holte sie mit heiterster Geschäftigkeit den beiden Herren das Frühstück oder Abendbrod zusammen, schlicht, mit der Hausschürze über dem einfachen Kleide, und selbst heranschleppend und zugreifend mit einer Unermüdlichkeit, die man dem zarten jungen Wesen nicht zugetraut hätte. Meinard fragte sich immer wieder: „Ist das dies schwache und verwöhnte Kind, das nur gelernt hatte, bedient, gepflegt zu werden, für sich sorgen zu lassen? Ist das die launische, egoistische Lucie?“ So

sehr er Arzt war, wußte er doch nicht, daß man den Charakter der Menschen nicht aus den Tagen der Krankheit beurtheilen soll; und wie mächtig eine Zeit wie die gegenwärtige, die reine, heilige Begeisterung, die sie durchwehte, in alle Herzen eingriff und alles Kleinliche verwischte, allen Tand der Unklarheit, der Eitelkeit überwand und ganz neue geistige und körperliche Kräfte gab, das mußte er mit vielen Anderen erst erfahren.

Eines Morgens traf er wieder einmal Lucie allein, diesmal fast mit Absicht, denn er wußte, daß Angelika nicht bei ihr war; hatte er diese doch in einem großen Damenverein verlassen, in dem sie beschäftigt war, Lazarethhemden zuzuschneiden. Er schilderte die aufgeregte Geschäftigkeit der unermüdlichen Frau mit den komischsten Farben und mußte doch gestehen, daß sie mit ihrer herzlichen Freundlichkeit ganz am Platze sei, die verschiedenen Elemente aus bis dahin oft schroff geschiedenen Kreisen vermittelnd zusammenzuhalten. Aber er ließ oft seiner Laune unerbittlich die Zügel schießen und sah überhaupt auf die Frauenthätigkeit mit einiger Geringschätzung herab.

Lucie lachte zwar von Herzen mit über diese und

jene komische Seite, aber sie nahm doch die Frauen in Schutz. „Gerade in solchen Fällen zeigt sich die Wirksamkeit und Nothwendigkeit der Frauen am deutlichsten, weil sie einmal mit ihrer Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und opferfreudigen Ausdauer in die Oeffentlichkeit hinaustreten aus dem verborgenen Kreise des Hauses," sagte sie. „Wenn der Staat eine große Familie wird, die ein gemeinsamer Gedanke erfüllt und zusammenhält, wird das Zusammenwirken der Frauen zur sorgenden, schaffenden, pflegenden Hausfrau des Staates, und Ihr Männer solltet dies Frauenwerk mit der Scheu und Pietät betrachten, mit der Ihr das Schaffen und Walten Eurer Mütter angesehen habt, nicht mit dem Spott Eurer eingebildeten Ueberlegenheit. Ich meinestheils bewundere Angelika mit Allem, was sie zu Wege bringt, und bin aufrichtig beschämt, daß ich selbst die Hände in den Schooß legen muß und nichts thun kann für die gemeinsame Sache."

„Was wollten Sie denn zum Beispiel thun?" fragte Meinard, nicht ohne einen spöttischen Accent des Tones.

„Ach!" rief Lucie, „ich habe ja nichts gelernt,

was man jetzt verwerthen kann. Mit Tapisseriesticken, Blumenmalen, Clavierspielen, mit Französisch-Sprechen und Englisch-Schwatzen kann man in dieser Zeit nichts helfen. Ich bin gar ungeschickt mit Nadel und Scheere, und das ist auch der Grund, weshalb ich Angelika nicht begleite in ihre Nähereien. Man würde mich dort auslachen und in ganz anderer Weise und mit vielmehr Grund, als Sie jetzt über die geschickten, fleißigen Frauen spotten. Ich will mir aber die Jahre zu Nutz machen und hoffe, es ist noch nicht zu spät zum Lernen. So denke ich denn, wenn der Krieg vorüber, an dessen Schwelle wir stehen, in dem Ernst der Zeit fähig zu werden —"

Sie hielt ein. Meinard sah sie fragend an, um den Schluß der Rede zu erwarten, als sie aber schwieg und verlegen die Augen niederschlug, ergänzte er: „fähig zu werden, eine echte, deutsche Hausfrau zu sein."

Lucie zögerte eine Weile, dann sah sie ihm unbefangen, lächelnd in's Gesicht und sagte: „Nun wohl, ich weiß nicht, weshalb ich mich scheute, es auszusprechen. Vielleicht hätte ich das Wort nicht so gut gefunden als Sie. Jedenfalls ist es das schönste

Ziel eines Mädchenlebens, eine ‚echte, deutsche Hausfrau‘ zu werden in der vollsten Bedeutung des Wortes.“

Meinard schwieg. So liebenswürdig war ihm Lucie noch nicht erschienen, als in diesem Augenblick. Mit diesem Wunsch im Herzen, mit diesem Wort auf den Lippen, trat ihm ihre ganze Zukunft im sonnigsten Lichte vor die Seele. Und wie anmuthig war sie in dieser jungfräulichen Verlegenheit und im Muth, mit dem sie offen ihre Empfindung aussprach.

Angelika's etwas geräuschvolles Eintreten unterbrach das Gespräch. Sie warf sich erschöpft auf den Divan und schilderte in komischen Farben die Strapazen ihrer Thätigkeit in der Gluth dieser Sommertage, dabei packte sie große Bündel Leinwand aller Art, alte und neue zugeschnittene Wäsche aus und hatte damit bald alle Stühle und Tische bedeckt. Ein Dienstmann brachte von Zeit zu Zeit neuen Vorrath.

„Aber um Himmels Willen, gnädige Frau!“ rief Meinard, „wie wollen Sie nur all' den Plunder bewältigen, den Sie da zusammenschleppen lassen?“

„Ich erwarte dreißig Landwehrfrauen, die ich in einer Stunde hierherbestellte. An die wird die Arbeit

vertheilt," erwiderte Angelika, indem sie die Gegenstände zu sondern versuchte, dabei aber in ihrem Eifer immer wieder durcheinander warf.

Meinard zog Einzelnes heraus und musterte es lächelnd. Angelika schlug ihm mit der Elle, die sie ergriffen hatte, scherzend auf die Hand. „Bleiben Sie mir davon, Doctor!" rief sie. „Sie verstehen das nicht, und Ihren Spott verdient es in keiner Weise. O, Sie glauben nicht, wie rührend die allgemeine Opferwilligkeit ist, selbst wo sie in ihrem Eifer oft Unbrauchbares darbietet. Da schickt eine unbemittelte Familie ihre letzten drei silbernen Löffel, ein alter Krieger von Anno 13 die Binde, die er in der Tasche hatte, als er Anno 14 in Paris einzog, und sein letztes, geflicktes Hemd. Mir sind die Thränen aus den Augen gestürzt, als ich das in der Hand hielt! Und dann die Freude der gemeinsamen Arbeit aller Stände. Kinder, es hat etwas Herzerquickendes, ich möchte immer abwechselnd jubeln und weinen, und ich gehöre doch nicht zu den empfindsamen Naturen.

Meinard wurde ernst, und Lucie stand dabei, die Hände über einander geschlagen, und nickte ihm zu.

Es trat ihr warm an's Herz, daß so wenig Worte den Spott auf seinen Lippen verstummen machten und ihre Vertheidigung der Frauenthätigkeit so schön unterstützten. Er sah wohl die Genugthuung in ihren Zügen, den halb triumphirenden Blick, aber er kam aus feuchtem Auge und freute ihn, ohne ihn zu reizen.

„Lucie!" rief Angelika, indem sie ihr Häubchen vom Kopfe riß, „bitte, schaffe mir etwas zum Trinken und ein wenig Frühstück, ich verschmachte."

Lucie ging. „Wenn ich Die jetzt nicht hätte," fuhr Angelika fort, „und mein Mann erst, um den ich mich gar nicht mehr bekümmern kann. Das Vaterland geht vor!"

„Ich kenne Lucie nicht wieder," sagte Meinard, „und frage mich immer auf's Neue, was mit dem Mädchen vorgegangen sein kann. Soll man die Wandlung allein der Erregung dieser großen Zeit zuschreiben?"

Angelika sah ihn von der Seite mit einem schlauen, prüfenden Blick an. „Das wissen Sie wirklich nicht, Doctor?" sagte sie, „das merkten Sie nicht? Ich sehe wohl, daß wir Euch Männer immer noch für

zu klug halten. Wir Frauen sehen so Etwas auf den ersten Blick. Lucie liebt, vielleicht ohne es sich selbst klar zu machen. Wer wird sich auch klar über den ersten Liebestraum eines jungen Herzens, der den Gegenstand der schüchternen Gedanken so schön idealisirt?“

„Wie meinen Sie das?“ sagte Meinard schnell, halb erschreckt, halb dringend. „Sie liebt? Und das sagen Sie so ernst, so überzeugt?“

„Weshalb denn nicht?“ unterbrach ihn Angelica, „und aus welchem Grunde sollte ich Ihnen, dem Freunde, das verschweigen? Unbegreiflich ist es mir freilich, aber sicher ist es auch: sie liebt meinen Vetter Constantin, Ihren Freund, und, weiß Gott, er hat nichts gethan, die Neigung dieses liebenswürdigen Kindes zu verdienen. Erst zeigt er sich ihr so unausstehlich als möglich, dann behandelt er sie fast grob, beachtet sie gar nicht und dann, als eine kleine, leise Annäherung, sicher wider seinen Willen, sich gestalten will, reist er Knall und Fall ab, ohne Abschied, und läßt auch nichts wieder von sich hören. O, ich bin so böse auf ihn.“

Meinard schwieg einen Augenblick. „Und Constantin?“ fragte er endlich, halb vor sich hin.

„Ja, das möchte ich Sie fragen!“ rief Angelika. „Sie sind ja sein Intimus und liefen immer abseits mit ihm auf einsamen Wegen. Hat er niemals von Lucie zu Ihnen gesprochen?“

Meinard sann nach. „Ich dächte nicht. Und doch!“

„Es wäre eine so vernünftige Partie!“ fuhr Angelika fort, „und ich habe ihm das so klar, so schwesterlich auseinander gesetzt. Sagen Sie selbst, Doctor. Mein Bedenken war nur, ob Lucie darauf eingehen würde, aber seit das gehoben, vollständig gehoben ist, bin ich doppelt ärgerlich auf Constantin, daß er so verstockt sein kann, den vernünftigsten Gründen nicht Gehör zu geben.“

„Es ist freilich ein großes Verbrechen, so unvernünftig zu sein, keine Vernunftheirath zu schließen!“ rief Meinard bitter, fast heftig.

„Gott sei Dank, daß er nicht hier ist!“ sagte Angelika, „Sie wären im Stande ihn noch zu bestärken, wenn Sie es nicht schon gethan haben. In Eurem gereiften Junggeselleneigensinn macht Euch nichts zorniger, als wenn einmal Einer die Fahne der Thorheit verläßt und ausnahmsweise einen gescheidten Streich macht. Mit zwanzig Jahren will

jeder Mann heirathen, mit fünfzig läßt er sich schwer abreden. Immer zu früh oder zu spät, denn die rechte Zeit findet Euch immer als Zauderer."

„Ich dachte, es käme nicht auf die Zeit an," sagte Meinard, „sondern auf die Stimme des Herzens, und die braucht keine Vernunftgründe, am wenigsten Vernunftgründe Anderer."

Angelika lachte hell auf. „Das klingt ja recht sentimental," rief sie, „für Ihre Jahre und die Erfahrungen, die Sie doch schon gemacht haben müssen! Mich wundert nur, daß Sie der Stimme des Herzens so fest vertrauen, da sie bei Ihnen doch schon ungebührlich lange geschwiegen zu haben scheint. Da ist bei Constantin fast noch mehr Raison. Er ist einmal halb und halb verlobt gewesen, hat man mir erzählt, aber die Sache ging unglücklich auseinander. Nun bildet er sich ein, er könne nicht wieder lieben, und vielleicht hat er Recht. Ich verlange ja aber auch nur, daß er sich verheirathet."

Lucie trat ein mit dem Frühstück und machte dem Gespräch ein Ende. Meinard war ernst, verstimmt, gereizt, schützte Geschäfte vor und nahm schnellen Abschied.

„Was hatte der Doctor, Angelika?“ fragte Lucie erstaunt.

„Nichts, Kind! Was haben die Männer zuweilen?“ war die Antwort. „Der Doctor, den ich sonst recht gern habe, und der namentlich in letzter Zeit recht nett war, ist einer von der empfindsamen und empfindlichen Sorte. Die sind schlimm. Man soll ihnen immer mit Freundlichkeit und Herzlichkeit dreiviertel des Weges entgegenkommen, sonst bekümmern sie sich gar nicht um uns, und wenn wir es thun, nennen sie uns aufdringlich und ziehen sich deshalb zurück. Man muß sie von Zeit zu Zeit laufen lassen, dann kommen sie von selbst wieder. Der brauchte eine Frau, aber eine, die weiß, was sie will, und sich nicht an seine Launen kehrte. Das wäre ein Segen für ihn und für alle seine Patienten. Dann könnte er seine Verdrießlichkeiten zu Hause auslassen und trüge sie Einem nicht in die Krankenstuben.“

Meinard kam aber mehrere Tage nicht wieder, und wer am lautesten aussprach, daß sie ihn vermisse, war Angelika.

Der General traf ihn im Lesezimmer, nur Lucie erwähnte ihn nicht.

Inzwischen waren die ersten Siegesnachrichten des deutschen Heeres angekommen und von Allen mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen worden. Wir brauchen die Stimmungen nicht zu schildern, die diese Nachrichten weckten. Welcher Deutsche, und wo auch diese Kunde ihm wurde, hätte nicht das Glück, die Begeisterung mit erlebt? Unsere Freunde vermißten in der Freude dieser Stunden Meinard schmerzlich, der die ersten Aufregungen so treu freundschaftlich mit ihnen getheilt hatte. Der General ging, auf Angelika's Wunsch, zu ihm, hörte aber, der junge Arzt sei in Geschäften verreist, ohne daß man in seiner Wohnung den Tag der Rückkehr angeben konnte.

So war es fast eine Ueberraschung, als der sonst so gewohnte Gast des Hauses plötzlich einmal wieder und ungemeldet in's Zimmer stürzte. Er fand Angelika allein und fragte nach kurzem Gruß hastig nach Lucie. Angelika sah ihn erstaunt an und rief die junge Freundin aus dem Nebenzimmer. Lucie erröthete leicht, als sie Meinard sah, ging ihm aber freudig entgegen und reichte ihm unbefangen die Hand, die er mit Zurückhaltung ergriff. „Denken Sie, Fräulein Lucie, wen ich eben in einem durchfahrenden

Eisenbahnzuge wiedersah? Schwester Clara, Ihre treue Pflegerin?“

„Schwester Clara?“ rief Lucie. „Sie war mir so nah und fragte nicht einmal bei mir vor?“

„Ich habe nur flüchtige Worte mit ihr wechseln können!“ erwiderte Meinard. „Sie geht als Pflegerin auf den Kriegsschauplatz. Das muthige Mädchen scheut nicht Schwierigkeiten noch Gefahr und nahm das so natürlich, so selbstverständlich, so ohne alle Erregung, daß mir das wunderbare Wesen wieder unglaublich imponirte.“

„Wie gern hätte ich sie gesehen, gesprochen, ihr gedankt, sie bewundert wie Sie!“ rief Lucie.

„Das habe ich vermuthet,“ sagte Meinard, „und deshalb bringe ich Ihnen gleich die Nachricht. In einer halben Stunde geht ein anderer Zug, der jenen auf einer der nächsten Stationen noch treffen wird. Wenn ich Sie begleiten darf, können wir Clara wiedersehen.“

Lucie sah fragend auf Angelika, aber diese, froh, den oft vermißten Freund wieder zu haben, war schnell bereit zur Fahrt, und so saßen die Drei eine halbe Stunde später zusammen im Eisenbahncoupé. Lucie

hatte noch mit Angelika's Hülfe alles Mögliche zusammengerafft, was sie Schwester Clara auf die Reise mitgeben wollte.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, fiel Angelika zum ersten Mal das Abenteuerliche der Fahrt ein, deren Zweck sie eigentlich gar nicht verstand. „Kinder," sagte sie, „nun erzählt mir endlich einmal, wer denn diese Schwester Clara ist, die Euch Beide so in Feuer und Flamme setzt und der wir auf's Gerathewohl nachfahren, jetzt, wo man sich gar nicht auf die Eisenbahnen begeben sollte, die von Soldaten, Verwundeten und Gefangenen so überfüllt sind, daß man nicht weiß, wann, ob man überhaupt zurückkommen kann. Mein armer Mann, der im Lesezimmer zwischen seinen Zeitungen steckt, wird den Tod haben vor Verwunderung, wenn er zu Haus kommt und wir einfach verschwunden sind."

„Du hast sie ja gesehen, Angelika, oft gesehen!" sagte Lucie. „Meine Freundin, meine Pflegerin!"

„Ach, die Person im schwarzen Kleide, mit der weißen Mütze, Kragen und Schürze," fuhr Angelika fort. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß ich Der noch einmal in die weite Welt hinein nachjagen würde, so

fatal war sie mir immer, wenn sie stumm und stumpf lautlos im Fenster saß, wie ein Automat, als starrgewordenes, empfindungsloses Pflichtgefühl."

Meinard fuhr auf: „Wie ungerecht Sie sind, gnädige Frau, trotz Ihres guten Herzens. Es beweist mir nur wieder, wie das Außergewöhnliche schwer verstanden wird und immer das härteste Vorurtheil herausfordert."

Er erzählte nun warm und eifrig, wie ihn das Mädchen beschäftigt hätte, theilte die Unterredungen mit, die er mit ihr gehabt hatte, entwickelte, wie er sie in einer Beziehung bewundern müsse, und wie sie ihm doch in anderer ein Räthsel geblieben sei.

Lucie stimmte herzlich ein, obgleich ihr Clara in Meinard's Schilderung in ganz neuem Lichte erschien. Angelika warf ihre scherzhaften Zweifel dazwischen und weckte bei den anderen Beiden nur immer lautere Theilnahme und Anerkennung, und namentlich Meinard wurde so ernst, fast feierlich, daß Angelika verstummte, aus Furcht, den eben wieder gewonnenen Freund zu verletzen.

Auf der nächsten Station schon waren sie mitten im kriegerischen Treiben, und bald ging der Zug an

den breiten Festungsgräben entlang, zwischen die grünen Wälle hindurch. Da öffnete sich der Blick in die lachende Ebene, umkränzt von den grünen Weingeländen der sommerfrischen Höhen, durchschlängelt von dem echten deutschen Strom, um dessen Ufer die ehernen Würfel des blutigen Krieges hatten rollen sollen. Sonnenbeglänzt lachte er weithin, als jubele er auf, daß der Muth, die Treue der Heimath die Hand des Feindes gelähmt hatte, die sich nach ihm ausstreckte.

Der Zug hielt. — „Hier müssen wir Schwester Clara finden!“ rief Meinard, „und täusche ich mich nicht, dort steht sie, gelehnt an den Pfeiler.“

Lucie stieg schnell aus, eilte auf Schwester Clara zu und fiel der Ueberraschten um den Hals. „Ich müßte Ihnen böse sein,“ sagte sie schmeichelnd, „und ich kann es doch nicht. Wie konnten Sie mich so plötzlich, so ohne Abschied verlassen?“

Clara erwiderte die Liebkosungen des jungen Mädchens mit freundlicher Ruhe, aber ohne auf die Frage Antwort zu geben. „Wie wohl Sie aussehen, wie kräftig Sie gehen, Lucie!“ sagte sie.

Angelika trat heran, hinter ihr Meinard mit den Packeten, die Lucie für Clara bereitet hatte.

„Sie haben mich verrathen," sagte Clara, „aber ich danke Ihnen, Doctor, das Wiedersehen so lieber Freunde macht mir doppelten Muth zu der schweren Aufgabe, die mir bevorsteht."

Um sie herum war ein vollständiges Feldlager, und darüber glänzte der prächtigste Sommertag. Erregung, Muth, frische Heiterkeit auf allen Gesichtern. Angelika entdeckte gleich Bekannte unter den Officieren, die von allen Waffengattungen sich hier zusammengefunden hatten, und da sie fühlte, daß ihre Gegenwart nur störend für die Freunde sein konnte, trennte sie sich unbemerkt von ihnen. Die freundliche Frau hatte sich sofort vom Bahnhofsrestaurateur Kisten voll Cigarren erstanden und theilte nun mit vollen Händen unter die Soldaten aus. Für jeden fügte sie ein freundliches Wort hinzu, einen mütterlichen Rath, einen Scherz, und so bildete sie schnell den Mittelpunkt, um den sich alle drängten. Bald hatte sie ihr Geld ausgegeben und sah sich nach Lucie um, damit sie ihr mit ihrer Baarschaft aushelfe. Sie war nicht zu finden, aber der Restaurateur borgte, und so wurden auch alle Feldflaschen gefüllt und auf das Wohl der ‚hübschen Mama' angestoßen. Angelika lachte

und scherzte mit Thränen in den Augen. So wohl, so glücklich und doch so wehmüthig war ihr lange nicht um's Herz gewesen, als in dieser Stunde.

Schwester Clara hatte sich mit den Freunden losgelöst aus dem lauten Treiben. Sie waren weiter hinuntergegangen an dem prächtigen Strom und hatten einen stillen Platz gefunden, wo sie Niemand störte. Lucie hatte sich mit Clara auf ein Bänkchen gesetzt, Meinard stand vor ihnen. Das junge Mädchen lehnte mit dem Kopf auf der Schulter der Freundin, deren Hand sie in der ihrigen hielt. Da sah sie der junge Arzt wieder Beide vereinigt, die er zusammen, aber in ganz anderen Verhältnissen kennen gelernt hatte. Wie viel bange Stunden hatten sie damals mit und um einander zugebracht. Damals rang Lucie mit dem jungen Leben, und die anderen Beiden theilten Sorge und Hoffnung. Jetzt ruhte sie frisch zwischen ihnen. Damals das kleine, verhängte Krankenzimmer, heute unter lichtem Sonnenhimmel das schönste Fleckchen deutscher Erde, das so erhebende, begeisterte Tage noch nicht gesehen hatte. Dazu die Freude des Wiedersehens und die Wehmuth des Abschieds gemischt in einer Stunde. Sie waren

lange still, und der junge Mann wußte nicht, welche von den beiden Frauengestalten seinem Herzen am anziehendsten war. Vor wenig Wochen noch hätte er es gewußt, aber seitdem war ihm Lucie eine ganz andere geworden. Doch auch Clara schien ihm verändert. Sie trat frischer und freier aus sich heraus, und zum ersten Mal hörte er sie ihre eigenen Empfindungen aussprechen.

„Ich habe nicht einen Augenblick gezaudert," sagte sie, „der Aufforderung zu folgen, die mich mitten in das muthige Werk der Männer ruft. Erfülle ich doch nur den Beruf, dem ich mein Leben widmete. Aber es ist nicht mehr die stille Krankenzelle, die bis dahin der Boden meines Wirkens war, es ist das weite Schlachtfeld und die Welt; das Leben schlägt wieder an mein Ohr."

„O! wie beneide ich den Beruf," rief Lucie, „wie beglückend muß er sein in dieser Zeit, wie scheint er mir ganz der heiligste, würdigste der deutschen Frau. Laß mich mit Dir ziehen, Clara, und mit Dir, von Dir lernen Wunden heilen, Schmerzen lindern, wenn es sein muß, brechende Augen zudrücken."

Clara schüttelte leise den Kopf und streichelte die

Wange, die auf ihrer Schulter lehnte. „Nein, Lucie," sagte sie, „nur die Frau, die abschloß mit dem Leben, die nicht wieder zurückkehren kann noch will zu den Freuden der Welt, darf diese Aufgabe übernehmen. Glauben Sie mir das, ohne nach Gründen zu fragen. Ich schätze meinen Beruf deshalb nur um so höher. Eine priesterliche Weihe liegt über ihm, und ich danke Gott, daß er mir ihn gab und die Kraft, ihn zu erfüllen. Aber wer dem Tode so oft in's Auge sieht, dem verblaßt das Leben, und Ihnen soll es noch frisch und farbenreich erblühen. Ich bin auch jung gewesen, wie Sie, habe der Welt angehört mit reicher Freude der Gegenwart, mit allen Hoffnungen auf kommende Zeiten. Ich bin so glücklich gewesen, als ein Mensch nur sein kann, kurze Tage freilich nur, aber mit ganzer Seele. Ich glaube, ich bin jetzt glücklicher als damals, aber ich bin es ohne Wunsch."

„Und wie haben Sie sich das Glück errungen, diese Zufriedenheit erworben?" fragte Meinard.

„Nicht ohne Kampf," erwiderte sie, „und es freut mich, Ihnen das aussprechen zu können. Ich erinnere mich, daß Sie mich einmal fragten, wie ich meinen Beruf ertrüge? Ich habe Ihnen geantwortet: dadurch,

daß ich mein Herz an nichts mehr hänge, was die Welt böte, und ich bildete mir damals wirklich ein, daß ich stumpf geworden sei gegen alle Empfindung. Die letzten Tage, fast kann ich sagen, diese Stunde haben es mich anders gelehrt. Mir ist das Herz wieder aufgegangen, und ich freue mich Eurer Freundschaft, die ich damals fürchtete und zurückdrängte, freue mich der Erde, die so schön vor mir liegt in diesem Augenblick, der Ehre und des Ruhms meines Vaterlandes, die nie so hell, so rein leuchteten als in dieser Zeit. Und doch habe ich nichts von meinem wunschlosen Glück verloren, und ich möchte aufjubeln im Bewußtsein, noch empfinden zu können."

Still lauschte Meinard. In diesem Augenblick erschien ihm Clara schön und bewundrungswürdiger als je. „Ihr Beruf ist erst der richtige," rief er, „wenn der warme Herzschlag ihn begleitet."

Die Glocke der Eisenbahn ertönte. Clara sprang auf. Ihre Züge lächelten, als sie dahinschritt, ihr Gang war erhobener, der leise Schritt sicher und fest geworden. Lucie hing an ihrem Arm. Auf dem Eisenbahnperron eilte ihnen Angelika entgegen und rief: „Gott sei Dank, daß Du kommst, Lucie, Du

mußt mich auslösen, ich habe furchtbare Schulden gemacht.“

Lucie, so wehmüthig ihr um's Herz war, mußte doch lachen über die Freundin, die nach allen Seiten die Hand ausstreckte und mit derbem Händedruck von allen Soldaten Abschied nahm.

Der Zug, der Clara fortführen sollte, stand bereit: die Soldaten drängten sich in die Wagen, die sie schön mit grünen Zweigen, Blumen und Kränzen und manch' launiger Inschrift geschmückt hatten. Schwester Clara suchte sich ein bescheidenes Plätzchen, Jeder wich ihr ehrerbietig und schweigend aus. So hatte sie bald ihre Ecke gefunden, und lächelnd nahm sie die Packete, die Meinard und Lucie ihr hineinreichten, als Ausrüstung für die Reise.

Nun noch ein lautes Hoch der Soldaten, und der Zug setzte sich in Bewegung. Lucie und Meinard standen winkend von Weitem. Dann stimmten die Soldaten die ‚Wacht am Rhein‘ an, und das Lied aus vielen kräftigen Kehlen übertönte noch weithin das Brausen des Zuges, der hineinrollte in das weinbekränzte Thal.

VIII.

Clara's Reise war beschwerlich. Ein paar Stationen weit ging es zwar rasch genug vorwärts, dann aber hielt der Zug stundenlang; dann, nach kurzer Fahrt, wieder Aufenthalt die ganze Nacht hindurch an einem kleinen Halteplatz, fast auf freiem Felde. Aber es war eine schöne, milde Sommernacht, und noch hielt die Geduld der Soldaten Stand, noch verließ sie der Humor nicht, der auch aus diesen Hindernissen Nahrung schöpfte. Gesang, Feuer auf den Höhen des lieblichen Thals, in dem der Zug hielt, improvisirter Fackelzug zwischen den Weinbergen währten noch lange in die Nacht hinein. Jugendmuth und Soldatenlust! Es war kein Eisenbahnzug mehr, es war eine Karavane, bei der sich alle Mitreisende näher traten und bald wie alte Bekannte unterhielten. Das gemeinsame Ziel und die gleiche Erhebung hatte alle Schranken gelöst. Da waren neben den Soldaten und ihren Officieren, Genossenschaften von Künstlern, Studenten, Kaufleuten, die, mit dem rothen Kreuz am Arm, hinauszogen, auf dem Schlachtfeld und im Lazareth ihre Hülfe zu bringen; einige Berichterstatter

auswärtiger Zeitungen und Angehörige, welche die Sorge um verwundete oder vermißte Verwandte hinaustrieb. Man erzählte sich seine Hoffnungen, seine Freude auf den Kampf, seine Sorge um die Gefallenen. Frische Luft, banges Zagen, Alles mischte sich in das Glück der Brüderlichkeit, in dem die Nation sich einte.

Schwester Clara, das Bild der Geduld, saß ruhig in der Ecke ihres Coupés, das sie mit noch neun Soldaten theilte. Freundlich bei jeder Anrede, eingehend auf den Humor, helfend und Rath ertheilend, hatte sie sich schnell ihre Stellung gemacht. Die Soldaten nannten sie bald nur ‚unsere Schwester‘, und Jeder beeiferte sich ihr etwas zuzubringen, sei es einen Trank selbstgekochten Kaffee, sei es Obst oder Brod, das er sich in einem Häuschen an der Bahn verschafft hatte, sei es eine Blume, die er am Bergabhange pflückte. Dann bemühten sich Alle, ihr den Platz möglichst bequem zu machen; Dieser rollte seinen Mantel auf, um ihn ihr unterzubreiten, Jener schob ihr seinen Tornister unter den Fuß. Schwester Clara nahm alle die freundlichen Bemühungen heiter dankend an.

Tief in der Nacht erst wurde es still. Jeder suchte,

so gut er konnte, einige Stunden zu ruhen. Schwester Clara schlief nicht. Alle die wechselnden Bilder der letzten Tage zogen vor ihrer Seele vorüber. Das Begegnen mit Lucie hatte sie besonders bewegt. Sie hatte ihren Pflegling nicht gesehen seit dem Tage, an dem das unwillkürliche Geständniß gegen Angelika ihr klar machte, daß das junge Herz für Constantin, fast ohne es zu wissen, eine tiefere Neigung empfand. Wie hatte schon die Erwähnung dieses Namens Clara um ihre ganze Fassung zu bringen gedroht! Und ihn liebte Lucie. Für sich hatte sie längst mit der Empfindung abgethan, aber sie dachte sich ganz in Lucie's Lage. Deshalb hatte das Wiedersehen sie so tief bewegt. Und nun in der nächtlichen Stille, in der wunderbaren Aufregung, die durch den großen Moment des Vaterlandes rauschte, mischte sich, halb träumend, die Rückerinnerung eigener Gefühle mit dem Nachempfinden der Liebe jenes jungen Mädchens, das ihr dadurch mehr als ein einst anvertrauter Pflegling, fast ein Theil ihres Selbst wurde. Sie glaubte nur Luciens Neigung zu verstehen, nachzudenken, nachzufühlen, und unbemerkt war es wieder die Frühlingssonnenzeit des eigenen Lebens, die vor ihrer Seele

vorüberzog. Sie suchte Luciens Bild und sah in den Spiegel ihres eigenen Herzens. Dann schreckte sie auf, wie aus dem Traum, und nun war es wieder Lucie, sie mußte es sein, und mit Gewalt dachte sie sich hinein in das Geschick dieses lieblichen Geschöpfes. Hatte sich Constantin ihr genähert, hatte Angelika's Vermittelung ein Band geschlossen, das so natürlich erschien? Sie wußte es nicht. Aber Lucie war anders geworden. In das ganze Wesen des Kindes war eine Veränderung getreten, die nicht der Verkehr, die Freundschaft der oberflächlichen Angelika bewirkt haben konnte, deren Grund tiefer wurzeln mußte im eigenen Herzen. Ja, Lucie liebte; und wen konnte sie lieben als Constantin?

Unter diesem Sinnen und Träumen sah Schwester Clara den Tag herandämmern über die Berge. Um sie her war Alles noch im tiefen Schlaf. Leise stieg sie aus dem Coupé und schritt auf und ab, um sich nach der Frische der Nacht zu erwärmen. Als ein Schläfer nach dem anderen erwachte und sie freundlich heiter begrüßte, war Alles Licht geworden in ihr und um sie, und im jungen Tage beruhigten sich die Gedanken der Nacht.

Die Reise ging weiter, viel gehemmt, und die jugendliche Ungeduld der Soldaten wurde auf harte Probe gesetzt. Unzählige Züge leicht Verwundeter kamen ihnen entgegen, und doch gaben ihr Anblick, ihre Erzählungen ein furchtbares Bild der jüngsten Schlachten. Das steigerte nur die Ungeduld der Nachfolgenden, die mächtig auf den Schauplatz des Kampfes drängten. Und je näher man ihm kam, desto langsamer wurde die Fahrt, desto unüberwindlicher die Schwierigkeiten, die sich dem Vorrücken entgegenstellten. Wieder wurde es Nacht. Diesmal hielt der Zug an einem Städtchen, das schon Zeuge gewesen war eines Kampfes, und dessen Häuser die Spuren der Kriegsverheerung trugen. Schwester Clara verließ das Coupé. Sie wollte nicht wieder eine Nacht hinträumen und hatte sich gewöhnt die Nächte zu durchwachen. Sie schritt durch die nächtlich stillen Straßen, in denen doch Alles einen ernst kriegerischen Charakter trug. Wachtfeuer leuchteten überall. Auf eine Bank vor einem der Häuser setzte sie sich nieder und wickelte sich fest in den Mantel. Der Anblick, das Gespräch mit den Verwundeten hatte sie wieder ganz auf ihren Lebensberuf hingewiesen, alle anderen Gedanken waren

zurückgetreten. Aber sie sehnte sich nach der schweren, segensvollen Thätigkeit, die sie hinaustrieb aus dem stillen Krankenzimmer in die laute Schlacht. Die Kühle, die den herannahenden Tag verkündete, schreckte sie wieder auf, und es lockte sie, die erstarrten Glieder an dem lustigen Feuer des Bivouaks zu erwärmen. Ruhig und unbeirrt trat sie an das lodernde Feuer heran. Im Kreise umher lagen die Schläfer, weiter aber, rauchend, erzählend, kochend eine kleine Vereinigung zusammen, die das Gespräch, den Austausch der Hoffnungen des Kampfesmuthes der Ruhe vorzog. Freundlich forderte man die Schwester auf, heranzurücken, und bereitete ihr einen Platz. Ein Officier reichte ihr ein kleines, aus einer Zeitung ausgerissenes Blättchen, auf dem der jüngste, freilich blutige Sieg verkündet war. Sie las den Bericht beim flackernden Schein des Bivouakfeuers. „Sie werden zu thun bekommen, Schwester!" sagte der Officier und fügte traurig hinzu, „und wir kommen vielleicht zu spät. Unsere Kameraden haben so wacker geschafft, daß für uns keine Arbeit mehr bleibt."

„Wo Jeder für Alle, Alle für Eins kämpfen, darf Keiner die That des Anderen beneiden," erwiderte Clara.

Der Officier sah sie erstaunt an. Das Wort klang so anders, als das schlichte Kleid es erwarten ließ, und nun rückte er näher und ließ das Herz überfließen. Halb flüsternd erzählte er von der Heimath, von der Gattin, den kleinen Kindern, von der Wehmuth des Abschiedes und wie es doch der Ruf des Vaterlandes jubelnd übertönt hatte. Clara ergriff die dargereichte Hand und hörte zu mit feuchtem Auge. Sie hatte ja keine Heimath mehr und flatterte, ein losgelöstes Blatt, hinaus in den Sturm der Zeit. Was Alles setzte der Soldat an ihrer Seite ein mit seinem Leben, und wie freudig, wie muthig überlegt that er es.

Die Beiden saßen da, wie alte Bekannte, alte Freunde, und sie wußten nicht einmal ihre Namen, hatten nur in der Dämmerung und im Streiflicht des rauchumhüllten Feuers ihre Züge gesehen. Clara nahm Abschied, als es Tag wurde, herzlich mit heißen Wünschen. Der Officier begleitete sie noch aus dem Kreis des Bivouaks hinaus. Ihm war, als hätte er wieder ein Stündchen am Heerde der Heimath zugebracht, und er dankte Clara dafür mit schlichten Worten. Sie wußte nicht, wie sie den Dank ver-

dient hätte, aber sie nahm ihn an mit freundlichem Händedruck. Es war ihr, als schiede sie von einem Bruder. Und nun empfand sie die Einsamkeit ihres Lebens wie seit langer Zeit nicht und setzte sich still am Wege auf einen Stein und weinte bitterlich. Dann plötzlich raffte sie sich auf und schritt zum Bahnhof zurück. Der Zug wurde schon rangirt, und sie suchte die Packete, die ihr Lucie mitgegeben hatte und die schon anfingen, ihr eine Last zu werden. Auf dem Bahnhof war Alles zerstört, ungeordnet, wüst durcheinander, das Bild plötzlicher Vernichtung, noch nicht wieder geregelten Aufbaus. Endlich setzte sich der Zug aus dem Chaos in Bewegung, und nun ging es über die feindliche Grenze, die von Seiten der Soldaten mit Jubel überschritten wurde. Aber wieder und wieder Aufenthalt des immer länger werdenden Zuges, wieder eine Reihe unabsehbarer Verwundeten- und Krankenzüge. Dazu verlassene Häuser längs der ganzen Strecke. Ein Tag, eine Nacht und wieder ein Tag vergingen. Man fing bereits an, sich, abgestumpft gegen das Warten, an dies Zaudern zu gewöhnen. Da fuhr der Zug ein in das volle Treiben des Feldlagers. Der Bahnhof war halb ver-

nichtet. Gesprengte Thüren und zertrümmerte Fensterscheiben überall. Zwischen dem erhöhten Perron und dem weiter abliegenden Oertchen ein militairisches Drängen durch einander. Hier lagen zu hohen Haufen zerbrochene Waffen, zerrissene Montirungsstücke über einander, dort hatten die Fleischer ihre Stätten eingerichtet, da wurden Pferde getummelt, Fuhrwerke aufgefahren und in Stand gesetzt, und rings im Kreise flammten die Feuer der Bivouaks auf. In der nächsten Nähe des Eisenbahngebäudes zeigte sich das trübste Bild. Weithin, meist ohne schützendes Dach über dem Haupte lagen auf spärlichem Stroh die Verwundeten, und fortwährend mehrte sich ihre Zahl. Wagen auf Wagen fuhr langsam heran, und von dem elenden Strohlager wurden die Hülfelosen herabgehoben.

Schwester Clara, alles Andere vergessend, war sofort helfend geschäftig, und die Thätigkeit brachte sie am Besten über das Schmerzliche des Eindruckes fort.

Nun brach die Nacht herein, hemmte das Werk der Barmherzigkeit und dämpfte den wirren Lärm des Tages. Clara sank erschöpft zusammen, gelehnt an die Wand eines umgestürzten Waggons, aber nur kurze Zeit der Ruhe gönnte sie sich. Leises Wimmern

tönte zu ihr herüber von den Verwundeten. Der Himmel war dicht bewölkt, leiser Regen fiel nieder. Sie raffte sich auf und schritt durch die Reihe der Hartgebetteten, die sich eingehüllt hatten, so gut es ging, in das spärliche, halb verdorbene Stroh. Der unruhige Fieberschlaf der Erschöpfung lag über den Meisten. Einige wälzten sich schmerzvoll von einer Seite zur andern und rissen in der Angst die Verbände auf, und fieberheiße Lippen wimmerten nach einem erquickenden Trank. Clara hatte nichts, sie konnte keinen Brunnen finden in der dunklen Nacht, und Niemand war da, ihr Auskunft zu geben. Da fielen ihr die schon vergessenen Packete ein, die ihr Lucie mitgegeben. Schnellen Schrittes eilte sie die Bahn hinunter, und nicht ohne Mühe fand sie, geschoben zwischen unzählige Wagen voll Proviant, voll Fourage, voll Schlachtvieh, den Zug, der sie selbst hergeführt hatte. Lange suchend fand sie auch ihren Platz, und da lagen noch die Packete. Sie riß sie heraus. Schon bezeichnete ein fahler Streif auf den fernen Höhen den kommenden Tag, schon brach die Dämmerung herein und kam ihr zur Hülfe. Da war Wein, und begieriger hätte sie ihn nicht ergriffen,

wenn sie selbst verschmachtet gewesen. Sie eilte zurück, den gefundenen Schatz im Arm. Ein verbogenes Blechgeschirr, über das ihr Fuß stolperte, nahm sie auf, säuberte es so gut wie möglich, und füllte es mit dem kräftigen Wein. Und nun ging sie durch die Reihen der Schlafenden, und wo ein Wimmern ihr Ohr traf, ein Kopf sich aufrichtete, eine matte Hand sich entgegenstreckte, reichte sie den Trank den durstigen Lippen. Da lagen Freund und Feind zusammen auf dem gemeinsamen Lager des Schmerzes unter dem freien Gotteshimmel, an dem der Tag heranzubrechen begann. Weithin im Kreise zeichneten sich hell gegen den noch düstern Grund die Feuer der Bivouaks, aber hier und da fing es an lebendig zu werden, und schon grüßten aus einzelnen Stimmen kecke Soldatenlieder den nahenden Morgen. Das war das Soldatenleben mit allen seinen Contrasten. Frisches Leben und Flügelrauschen des Todes, Jugendlust und Fieberschmerzen; aber das muthige Lied jubelte darüber auf, wie der sonnige Tag, der leuchtend emporstieg über die feuchtkalte, düstere Nacht.

Schwester Clara hatte bald ihren kleinen Weinvorrath erschöpft, denn nach und nach erwachten auch

die Schläfer. Matt schlugen sie die Augen auf, halb verwundert, halb bittend sahen sie die Helferin an, die sich mit der Erquickung zu ihnen niederbeugte: manch' dankbarer Blick lohnte ihr, um so rührender, als er oft aus schmerzverzweifelnden, fast brechenden Augen fiel.

Aber die Helferin mußte sich klar machen, daß sie das Ziel ihrer Reise noch nicht erreicht hätte, und doch wußte sie nicht, wie sie weiter kommen sollte. Nach und nach wurde es aber lebendig um sie her, die Reisegefährten der letzten Tage begrüßten sie, und von allen Seiten bot man ihr Rath und Unterstützung. Bald hatte sich ein kleiner Kreis zusammengefunden, der Clara aufforderte, mit ihm das gemeinsame Ziel aufzusuchen. Dankbar nahm sie das Anerbieten an, und eine Stunde später saß sie auf dem von den Reisegenossen mühsam und eigentlich mit Gewalt und Drohungen erlangten ärmlichen Gefährt, das in der Nacht Verwundete gebracht hatte. Langsam, zwischen unabsehbare Proviantcolonnen gedrängt, auf den ausgefahrenen Wegen ging es dahin.

Man hatte Clara den besten Platz eingeräumt, einen halb mit Stroh gefüllten Sack. Neben ihr

saß ein junger Amerikaner, Reporter für mehrere seiner heimischen Zeitungen. Zart von Gestalt, bleich von Farbe, würde er einen kranken Eindruck gemacht haben, wenn nicht seine kräftigen Bewegungen, seine jugendliche Elasticität dem widersprochen hätten. Eine kleine Tasche, die um seine Schulter hing, war sein ganzes Gepäck. Großer Ernst in Wort und Ausdruck contrastirte mit den fast knabenhaften Zügen, noch mehr aber sein ganzes Wesen mit dem der heiter scherzenden Reisegefährten, die sich vorn auf dem Wagen eingerichtet hatten. Der junge Mann sprach fertig deutsch und ging schnell wieder in diese Sprache über, nachdem er mit Clara ein paar Worte auf englisch gewechselt hatte. Er hatte an der Aussprache einiger englischen Worte, halb erstaunt, gesehen, daß sie dieser Sprache mächtig war, und sofort erkannt, daß er es mit einer nach jeder Richtung hin gebildeten Frau zu thun hatte. Darin zeigte sich der eigenthümliche Zug, der sich bei den meisten Amerikanern findet, schnell ein Urtheil über Charakter und Bildung der Menschen zu fassen, denen sie begegnen. Die wunderbar zusammengewürfelte Gesellschaft ihrer Heimath weist sie darauf hin; es schärft die mißtrauische

Beobachtung den schnellen Blick und giebt ihrer scheinbaren Offenheit etwas Spähendes und Lauerndes. Bei Clara's Reisegefährten trat aber sofort, nachdem er Vertrauen gefaßt hatte, eine deutsche Sentimentalität hervor, und er wies es auch entschieden zurück, daß sie ihn einen Amerikaner nannte, und bat sie, wenigstens Deutsch-Amerikaner zu sagen, da seine Landsleute anfingen stolz zu werden auf den deutschen Namen, dem sie angehörten, und er es sich zur Aufgabe gestellt hätte, diesen Stolz zu kräftigen. Uebrigens sei er Deutscher vom Vater und von der Mutter, in Deutschland geboren und wolle von dem Rechte, sich so zu nennen, nichts aufgeben, am wenigsten in einer Zeit, die eine noch nie erreichte Glorie um das deutsche Vaterland lege. Er erzählte Clara von seinem Leben. Im Jahre 1848 hatte sein Vater als politischer Flüchtling nach Amerika gehen müssen, mit Aufgabe eines blühenden Geschäftes; die Mutter war ihm mit dem inzwischen geborenen Säugling gefolgt. Jahre der Arbeit, der Entbehrung, fast des Mangels hatten die Eltern auf dem fremden Boden zu durchleben gehabt. Das hatte den Vater bitter, hart, in sich gekehrt gemacht, die Mutter weich, krank am Heimweh und

verschlossen. Mühsam errungene bessere Verhältnisse hatten endlich die Stimmungen ausgeglichen, wenn auch nicht verwischt. Lange noch war dem Vater die Zornröthe auf die Stirn getreten, wenn er von Deutschland reden hörte, ja, er hatte selbst das deutsche Wort in seinem Hause verboten. Fast heimlich, kaum gebilligt von dem Gatten, hatte die Mutter den Knaben die Sprache der Heimath gelehrt, die ihm so in doppelter Beziehung Muttersprache wurde. Wenn sie ihm dann mit weicher, gedämpfter Stimme und oft mit feuchtem Auge die Lieder der Heimath vorsang, da lauschte der Knabe in geheimnißvollen Stunden mit religiöser Andacht. Er konnte nur deutsch beten bis zu dieser Stunde, und der Klang dieser Sprache war ihm wie Hauch der Mutterliebe, wie Wehen des göttlichen Wortes, wie einziger Ausdruck des Glaubens und der Liebe unerschütterlich im Gemüth geblieben. Wenn er dann, später bei entwickelterem Verständniß, schüchtern fragte, weshalb der Vater niemals von dem Lande sprechen wolle, zu dem die Mutter so unwiderstehliche Sehnsucht zurückzöge, erzählte diese ihm, schweres Unrecht sei dem Vater dort geschehen, und so heiß er die Heimath geliebt, so sehr er sich für

ihr Wohl geopfert, so grausam sei er von ihr verrathen und ausgestoßen worden. Groll und Haß hätten die Liebe überwuchert. Aber die Liebe läßt sich nicht tödten im Herzen. Als im Jahre 1866 der Jüngling von der Akademie in's Elternhaus zurückkam, erregt, erhoben von den Kriegsereignissen in Deutschland, von den Hoffnungen, die sich daran knüpften, hatte der Vater ihn zum ersten Mal mit deutschem Gruß empfangen und nicht wieder englisch zu ihm gesprochen. Als nun diesmal die Kriegsnachrichten hinübertönten über den Ocean, waren die Funken der Liebe aus der Asche des Grolls und der Kränkung zu heller Flamme aufgelodert, und mit heißen Segenswünschen für Deutschland hatte er den Sohn scheiden sehen, den es nicht länger fern gehalten von der neu erwachten Heimath der Eltern. Mit welchen Gefühlen hatte er den deutschen Boden betreten! Umrauscht von dem Klange der Sprache, die er immer wie ein Heiligthum im Herzen bewahrt, ergriffen von der einmüthigen Begeisterung ringsum, begrüßt von den Liedern, die seine Mutter ihn gelehrt, hätte er am liebsten die Waffen ergriffen, um mitzukämpfen in den Reihen der deutschen Brüder.

Da ihm das nicht vergönnt, wolle er wenigstens kämpfen mit dem Wort, und seine Begeisterung hinüberfliegen lassen über's Meer zu Deutschlands fernen Söhnen, um ihnen die Heimath, den Stolz auf dieselbe und die Erhebung, die sie erfülle, warm in's Herz zu legen.

Halb flüsternd hatte der junge Mann gesprochen, verständlich nur für Clara, die neben ihm saß. Er hatte sich seit seiner Kindheit gewöhnt, seiner deutschen Empfindung kein lautes Wort, keinen entschiedenen Ausdruck zu geben. Aber die Bewegung überwältigte ihn, und in der Scheu, sie zu verrathen, schwang er sich, plötzlich abbrechend, leicht und kräftig vom Sitz über die Leiter des Wagens hinüber und schritt, die Melodie eines Liedes pfeifend, neben dem Gefährt her. Clara saß lange in sich gekehrt im Nachklang der Empfindung, die ihr die Erzählung geweckt hatte, dann reichte sie dem jungen Mann vom Wagen herab die Hand mit herzlichem Druck. Sie fühlte es wohl, er wollte vor den Anderen nichts enthüllen von dem Zwiespalt seines Elternhauses, in dem sein Herz zu so warmer Vaterlandsliebe gereift war. Sie wollte ihm englisch danken für sein Vertrauen,

aber das fremde Wort erstarb ihr auf den Lippen. Kein englischer Dank für deutschen Herzschlag.

Es war ein sonniger Tag, an dem sie dahinfuhren, ein wunderbarer Contrast der friedlichen Natur mit dem kriegerischen Treiben auf der Straße. Auf allen Höhen standen Vedetten, Geschütztrains zogen an ihnen vorbei, marschirende Truppen kreuzten den Weg, und Reiter sprengten in flüchtiger Eile über die Felder, den Weg vermeidend, den die Fahrzeuge sperrten. In den überfüllten Ortschaften war das Gedränge noch fühlbarer, der Aufenthalt des unentwirrbaren Wagenknäuels noch länger. Dann, nach allerlei Fährlichkeiten, ging's wieder weiter über schnell improvisirte Brücken entlang an dem lieblichen Strom, den anmuthige, rebenumsponnene Höhen umschlossen. Die malerischen Bögen einer altrömischen Wasserleitung rahmten freundliche Durchblicke ein auf die liebliche Landschaft. Aber zwischen Fluß und Bergen waren weithin gestreckte Zeltlager gebaut, aus denen die Militärmusik lustig herüber klang. Immer wieder, immer bunter Kriegslust und Sonnenschein, kriegerischer Klang in die Ruhe der Natur hinein. Immer näher kamen die Reisenden dem Boden, auf

dem die Schlacht so heiß, so mörderisch gerungen hatte. Noch einen engen steilen Waldweg hinauf, und das Schlachtfeld lag weit mit allen seinen Schrecken vor ihren Blicken. Der kleine Wagen hatte die Colonne verlassen, die unten im Oertchen blieb, der Weg war einsamer geworden, der Tag hatte sich gesenkt. Unten im Thale schimmerte die letzte Tagesgluth blutroth durch die Baumgipfel der Höhen, im Hohlweg wurde es Nacht, und oben glänzte der Mond. Weithin erleuchtete er die Schauer der weiten Hochebene. Hier und da lagen Todte auf der blutigen Erde, gefallene Pferde, zerstreute oder wirr aufgeschichtete Waffen. Alle wurden still. Das heitere Lied war längst verstummt, aber auch das Wort stockte auf den Lippen. Es war, als kauere der Tod, ermattet von dem Werk der jüngsten Tage, stumm und schaurig auf dem Felde seiner Ernte. Die müden Pferde vor dem Wagen scheuten auf und schleppten sich und das Gefährt dann mühsam weiter auf dem ausgefahrenen, zerstampften Wege. Ein Theil der Reisegesellschaft war schon unten im Ort geblieben, ein Arzt nur hatte Clara nicht verlassen wollen, ehe ihr Ziel erreicht war. Licht schimmerte durch die trüben Fenster der Häuser,

aber Niemand war mehr auf der Straße zu sehen. Eine flatternde weiße Fahne mit rothem Kreuz, die sich unheimlich gespenstig gegen den Nachthimmel erhob, zeigte ihnen den Weg. Schwester Clara stieg ab, reichte dem letzten Gefährten die Hand und trat in das Haus. „Gott segne Ihr Werk!“ flüsterte ihr der junge Freund nach und ging dann auch seines Wegs.

Eine Weile stand Clara still, erschöpft, überwältigt von den Eindrücken der letzten Stunden. „Werde ich die Kraft haben?“ fragte sie sich, aber schnell entschlossen schritt sie weiter und öffnete leise die nächste Thür. Der Schein eines ärmlichen Lichtes erhellte dürftig einen größern, kahlen Raum. Es schien das Schulzimmer zu sein. Eine Reihe von Lagern war hergerichtet, theils auf dem Boden, theils auf eilig beschafften Bettstellen. Ein Arzt und zwei Gehülfen waren mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt. Clara war so leise hinzugetreten, daß sie ihr Kommen gar nicht bemerkt hatten. Erst als sie zugriff und gleich das Richtige reichte, sahen sie auf. Der Arzt grüßte nicht erst, sondern nahm die Hülfe schweigend an. So ging's von Lager zu Lager, und auch die

Verwundeten blickten theilnahmlos auf die neue Erscheinung. Der Arzt sah schnell, daß es bei Clara keiner Unterweisung bedürfe, und bald, erschöpft, wie er war, ließ er sie allein gewähren. Es war wunderbar, mit wie kaum merklicher Anordnung, mit unfühlbarem Zusammenrücken oder Unterschieben sie Jedem die Lage bequemer, ordentlicher, angenehmer bereitet hatte. Die Hand der Frau war sofort sichtbar.

Der Arzt hatte nur kurze Zeit, gelehnt in's Fenster, sein Werk gehemmt, um die eigenen erschöpften Kräfte wieder zu sammeln, da raffte er sich auf, nahm das einzige Licht, ließ dem Gehülfen die Laterne, indem er ihn bedeutete, bei den Verwundeten zu bleiben, winkte Clara und schritt mit ihr über den Flur des Hauses in ein kleines Zimmer, in dem kaum für das eine dort aufgeschlagene Bett Raum war. „Leise," sagte er in der Thür, „ich hoffe, er schläft." Dann sich besinnend, fügte er hinzu: „Aber das brauchte ich Ihnen nicht zu empfehlen. Eine schwere Wunde durch die Brust, noch weiß ich nicht, ob edle Theile verletzt sind. Sie müssen von Zeit zu Zeit das Blut aus dem Munde entfernen." Er hob vorsichtig das Licht, um zu sehen, ob der Verwundete schliefe. Clara

stand am Fußende des Lagers. Ein matter, schnell zurückgezogener Schein nur fiel auf die bleichen Züge, die blutgeröthеten Lippen. Es war Constantin.

Clara drohte zusammenzusinken, aber es war nur ein Augenblick. Der Arzt wollte ihr Anweisung geben, aber leise flüsterte sie: „Ich weiß Alles. Verlassen Sie sich auf mich!"

Der Arzt nickte mit dem Kopf und verließ das Zimmer. Ohne sich zu regen von dem Fleck, an dem sie stand, faltete sie krampfhaft die Hände. Ein Gebet, unausgesprochen, zuckte durch ihre Seele, ein Gebet um Kraft. Dann öffnete sie geräuschlos das Fenster und ließ den frischen Nachthauch einströmen, und nun saß sie wieder an dem Lager, unbeweglich, keinen Blick von dem Kranken wendend. Kein Athemzug entging ihrem Ohr. Von Zeit zu Zeit löste sie das Blut aus den Lippen, dann saß sie wieder regungslos. Als die Morgenluft feucht und frisch hereindrang, schloß sie das Fenster. Das Licht hatte sie längst gelöscht. Und so wurde es Dämmerung und Tag. Ihr Gebet war erhört, sie hatte ihre ganze Kraft wieder. Sie sah die bleichen, einst so theuren Züge jetzt mit dem flüchtigen Roth des Fiebers über-

haucht, so ruhig, so unerschüttert in sich. Sie betete nicht mehr für sich, nicht für Constantin, sie betete nur für das Menschenleben vor ihr, nach dem der Tod die Hand ausstreckte.

IX.

Die Rückfahrt unserer Freunde an dem Tage, an welchem sie Clara aufgesucht hatten, war still gewesen. Die Abspannung nach außergewöhnlicher Aufregung machte sich geltend. Angelika erzählte freilich in heiterster Weise von ihrem Verkehr mit den Soldaten, der sie das Wirthschaftsgeld eines Monats gekostet hätte, aber es zeigte sich dabei nur wieder, daß ihre ganze Natur nicht den Ernst der Sache, nur die lustige äußere Seite, die Emotion nach Neuigkeiten in vollem Maße aufzufassen vermochte. Lucie war in sich gekehrt. Sie beneidete Clara um ihren Beruf, und Meinard hatte sich in seine Wagenecke zurückgelehnt, ohne ein Wort zu sprechen. Das Wiedersehen des eigenthümlichen Wesens, das ihn so sehr beschäftigt hatte, das ein anderer Eindruck dann zurückgedrängt, hatte die erste Empfindung wieder in ihr volles Recht eingesetzt. Dazu kam, daß er durch Angelika's Mit-

theilung annehmen mußte, Luciens Herz sei nicht mehr frei, und wenn es auch seiner edlen Natur durchaus unmöglich gewesen wäre, dem Freunde in seinem Glück im Wege zu stehen, so kostete es ihm doch einen Kampf, vor der Anziehungskraft, die Lucie übte, vor dem Reiz einer herzlichen Annäherung zurückzutreten. Lucie war also für ihn nicht mehr frei, Clara unnahbar. Das beschäftigte seine Gedanken und Empfindungen so sehr, daß er Angelika's oberflächlichem Geplauder kaum ein flüchtiges Ohr lieh.

Der General empfing die Reisenden mit einer neuen Siegesdepesche in der Hand. Sie verkündete den ersten blutigen Tag vor Metz. Ein großer Kreis von Bekannten drängte sich herzu, lebhaft discutirend. Aber es war nicht mehr der Jubel, der die ersten Siegesberichte begrüßte; schon zog der düstere Trauerflor sich leise über den hellen Glanz der Siegesfreude, und Schmerz und Wehmuth mischten sich in Stolz und Glück. Der liebenswürdigste Zug deutschen Wesens zeigte sich in dieser Stimmung, Freude ohne Prahlen, Trauer ohne Verzweiflung, und bei Jenen, die mit eingegriffen in die Geschicke der Schlachten, Todessicherheit ohne Zagen, Heldenmuth, der offenen Auges

der Gefahr gegenübertrat. Hier, wie oft, im eigenen Todeskampf ein Aufjubeln über den Sieg des Vaterlandes; dort wie viel Mutterherzen, die brechen wollten im Schmerz, das Liebste verloren zu haben, und die sich kühn aufrichteten an dem Trost, daß es hergegeben sei für die heiligste Pflicht, zur Ehre der Heimath! Deutschland ist ebenso bewunderungswürdig in der Art, wie es seine Siegesnachrichten empfing, als in der, wie es seine Siege errang.

Meinard trennte sich mit kurzem Gruß von den Damen. Seine ernste, schweigsame Stimmung mußte auffallen, und Lucie sprach ihr Befremden darüber beim Heimgehen gegen Angelika aus. Diese lachte auf: „Hast Du denn den Grund nicht gemerkt, Lucie?“ sagte sie. „Du hättest es längst wissen müssen, und mir fiel es heute wie Schuppen von den Augen. Er ist bis über die Ohren verliebt in diese Schwester Clara, und während mir früher der Gedanke absurd vorgekommen wäre, halte ich ihn heute für möglich, wenn auch immer noch für toll genug. Das Mädchen, als es in der Fensternische Deines Krankenzimmers saß, erschien mir so unschön, so automatenhaft, daß ich erstaunt war, wie es Dir freundschaftliche

Empfindungen abgewinnen konnte. Daß ein Mann es lieben könne, hätte ich für absolut unmöglich gehalten; aber welche Thorheit giebt es, die man den Männern nicht zutrauen könnte? Diese Unnahbarkeit war eine Coquetterie, wie jede andere."

Lucie fuhr auf. „Du kennst Clara nicht, Du hast ein Vorurtheil."

„Still, Herzchen," unterbrach sie Angelika, „ich weiß, daß man einem Gesicht, das nicht schön genug ist, um Aufmerksamkeit zu erregen, nachläuft, wenn man ihm fast verschleiert begegnet. Neugierig ist Jeder auf seine Weise. Der langweiligste Mensch, wenn er sich hinter Geheimnißschleier vermummt, wird eine Weile interessant. Das war nun absichtlich oder unabsichtlich, das lasse ich dahingestellt sein, der Reiz Deiner Schwester Clara. Heute habe ich aber noch eine andere Ansicht von ihr gewonnen. Sie schritt einher wie eine Fürstin, trotz ihres nonnenhaften Costüms. Die ist auf dem Parquet gewandelt, das kannst Du mir glauben und sahst ja, wie ihre Vornehmheit allen meinen lustigen Soldatensöhnen imponirte. Sie war fast eine Schönheit, wenn auch in zweiter Blüthe. Vom Doctor habe

ich nur einen Blick erhascht, aber der sagte mir genug. Glaube mir, der ist verliebt, und deshalb war er auch so still unterwegs und so zerstreut und kurz angebunden beim Abschied."

Lucie wurde dunkelroth, sie wußte nicht weshalb. Als sich die Freundinnen getrennt hatten, stand sie noch lange am Fenster ihres Schlafzimmers und sah über die leis wogenden Wipfel der Bäume zum Sternhimmel hinauf. Unten schimmerten noch Lichter in allen Häusern, und eine aufgeregte Menge zog singend durch die Straßen. Muthige, frische Kriegslieder einer vergangenen, ähnlichen Zeit waren es, wie Grüße gefallener Helden in die Siege der letzten Tage hinein. Lucie hörte ihnen unter strömenden Thränen zu. Constantin kam ihr in den Sinn, und sie sah ihn in Gedanken umdrängt von den Gefahren der Schlacht. Wie prächtig erschien ihr sein Bild im vollen Glanze muthiger Männlichkeit. Dann verweilten ihre Gedanken bei Clara, die gerade jetzt so einsam hinauszog in die Nacht, und dann wurde ihr wunderbar um's Herz, wenn ihr Meinard vor die Seele trat. Ja, Angelika mußte Recht haben, und nun wurde ihr Manches klar, was ihr in der Erschöpfung des

Krankenzimmers kaum aufgefallen war. Er liebte Clara. Lucie wurde sich selbst nicht bewußt, welche Empfindungen ihr diese Ueberzeugung weckte, halb freudige Theilnahme, halb schmerzliche Kränkung. Das hätte er ihr sagen müssen, meinte sie. In dem Falle hätte er ihre Freundschaft mißbraucht, indem er sie heute zum Vorwand nahm, Clara wiederzusehen. Alle ihre gereizten Empfindungen gegen den Arzt traten wieder scharf hervor, nachdem sie dieselben ganz überwunden und vergessen hatte. Jedenfalls erschien ihr sein Betragen unaufrichtig und unfreundschaftlich, und sie nahm sich vor, ihn das empfinden zu lassen. Das arme Kind schlief wenig, als es sich endlich zur Ruhe gelegt, erwachte verstimmt und wortkarg, und als Angelika nach der Ursache fragte, erhielt sie zur Antwort:

„Ich habe Kopfweh und fühle mich überhaupt angegriffen und matt.“ Angelika ging leicht darüber hin, sie hatte ja keine Zeit, sich mit der jungen Freundin lange zu beschäftigen, denn zu ihrer frühern Thätigkeit war nun neue gekommen. Lazarethe mußten eingerichtet werden, und Angelika war natürlich an der Spitze der leitenden Damen. Sie fuhr den ganzen

Tag umher, und nachdem sie freilich ihre eigene Wohnung, Speisekammer, Weinkeller halb ausgeräumt hatte, bettelte sie und plünderte bei allen Freunden, ja, schließlich bei ganz fremden Menschen. Man schalt wohl auf sie, aber man gab ihr doch, was man konnte, und so schleppte sie, mit manchem Unnützen, eine Masse zusammen, die dem Zweck zugute kam. Komisch genug sah sie aus in ihrem offenen Wagen, umpackt mit allerlei Gegenständen, von denen sonst viele den Augen der Oeffentlichkeit nicht gezeigt wurden. Sie lachte selbst am meisten und rief jeden Vorübergehenden zu Hülfe, wenn ihr, was alle Augenblicke geschah, das ganze Chaos durcheinander polterte und sie völlig zu verschütten drohte; aber sie hatte doch aufrichtige Freude an ihrem Erfolg.

Lucie war allein, denn auch den General hatte sie fortgeschickt, der versuchen wollte, ihr die letzten Schlachten, über die nur spärliche Telegramme vorlagen, nach seinen Annahmen zu erklären. Da er eine ganze Reihe von Combinationen entworfen hatte, mußte diese Auseinandersetzung den vollen Vormittag hinnehmen; denn der General war gründlich und weitläufig. Lucie kannte dies und bat ihn um Gottes

Willen, erst damit vorzurücken, wenn er Bestimmteres erfahren, ihr Kopf wäre überdies nicht in der Verfassung, seinem Vortrag zu folgen. Der General ging ganz erstaunt. So abweisend war sie noch nie gewesen.

Eben hatte sie sich auf der Chaise longue etablirt, froh, allein zu sein und ihrer Stimmung oder vielmehr Mißstimmung freien Lauf zu lassen, als Dr. Meinard sich melden ließ. „Sagen Sie dem Doctor,“ rief Lucie dem Mädchen entgegen, „ich sei nicht wohl und könne ihn nicht annehmen.“

Das war nun nicht gerade das Motiv, mit dem man den Arzt abzuweisen pflegt, und Meinard, in ganz unbefangener Theilnahme, ließ es auch nicht gelten. Er trat ohne Weiteres ein. Lucie richtete sich übellaunig auf, und ehe er einen Gruß, eine Frage nach dem Befinden hervorbringen konnte, sagte sie schon: „Hat man Ihnen nicht gesagt, Herr Doctor, daß ich keine Besuche annehme? Angelika ist fort und der General in seinem Zimmer. Da können Sie ganz genau ein Dutzend Schlachtpläne erfahren, von denen möglicherweise einer der richtige ist.“

Sie wollte aufstehen und in's Nebenzimmer gehen.

Meinard sah sie befremdet an. So förmlich, so bitter war sie seit langer Zeit nicht gewesen, und er suchte vergebens nach einem Grund zu dieser Veränderung, oder vielmehr zu dieser Umkehr, die ihn lebhaft an das Krankenzimmer erinnerte.

„Sie fühlen sich nicht wohl, Lucie," sagte er und trat ihr in den Weg.

„Um Gottes Willen!" rief das junge Mädchen. „Sie wollen mir Etwas verschreiben, ich sehe es Ihnen an. Ich bin aber wirklich nicht wohl genug, Ihre Mixturen vertragen zu können."

Meinard mußte unwillkürlich lachen, aber das reizte Lucie noch mehr. „Wenn Sie herkommen, mich zu verspotten," rief sie, „so haben Sie den schlechten Moment gewählt. Ich bin weder zum Scherzen aufgelegt, noch überhaupt in der Stimmung, mich länger zum Gegenstand Ihrer Heiterkeit herzugeben. In soweit ist mir Ihr Kommen lieb, da es mir Gelegenheit giebt, Ihnen das auszusprechen. Das ist aber auch ziemlich Alles, was ich Ihnen zu sagen hätte." Sie wandte sich ab, aber Meinard wurde ganz ernst.

„Glauben Sie mir," sagte er, „daß ich in keinerlei

Absicht kam, Spott zu treiben, sondern Ernstes mit Ihnen freundschaftlich zu besprechen. Wenn mir Ihre, entschuldigen Sie den Ausdruck, kindliche, wenigstens unerklärliche Gereiztheit ein Lächeln abzwang, so haben Sie sich das selbst zuzuschreiben.“ Er wollte gehen, kehrte aber in der Thür um.

Lucie kämpfte mit den Thränen. „Ich dächte,“ sagte sie bitter, „weiter hätten wir uns nichts zu sagen.“

„Doch, Lucie,“ erwiderte Meinard, „denn was wir uns bis jetzt gesagt haben, war weder vernünftig, noch kam es aus dem Herzen. Verzeihen Sie meine Empfindlichkeit und sagen Sie mir offen, was Ihnen ist.“

Lucie setzte sich wieder.

„Ich wüßte nicht, was ich hätte, aber noch weniger, was Sie zu der Vertraulichkeit berechtigt, darnach fragen,“ sagte sie.

Meinard schien den Sinn der Worte zu überhören und rückte sich einen Stuhl heran. „Sie haben Recht,“ sagte er, „ich darf das nicht verlangen und wollte auch nur von mir reden. Seit langer Zeit quält mich eine Ueberlegung. Wollte ich dem Zug meines Wunsches folgen, würde ich nicht eine

Stunde länger hier am Ort bleiben, sondern mich dorthin begeben, wo meine ärztliche Hülfe gebraucht werden kann. Weniger zusagend, vielleicht aber nützlicher wäre mein Hierbleiben; die Lazarethe füllen sich, und viele meiner Collegen haben uns verlassen. Rathen Sie mir, Fräulein Lucie!"

„Ich?" sagte sie. „Ich dächte, seit gestern wären Sie nicht mehr im Zweifel. Sie werden dorthin gehen, wohin das Herz Sie zieht. Clara ist Ihnen vorangegangen. Sie werden folgen, und dazu bedarf es meines Rathes nicht mehr."

„Clara?" rief Meinard und sprang auf. „Was hat das mit meinem Entschluß zu thun? Sie wurde dorthin gerufen, und das wunderbare Mädchen folgte einfach ihrer Pflicht. Ich kann die meinige dort und hier erfüllen und kämpfe nur mit dem jetzt jedem Mann natürlichen Gefühl, das ihn auf die Stätte der Gefahr zieht, selbst wenn er darüber Pflichten versäumt, die gefahrloser, aber eben so heilig sind. Wie bringen Sie meine Zweifel mit Schwester Clara's Beruf in Verbindung?"

Lucie zögerte eine Weile mit der Antwort; dann sagte sie, aber ohne Verstimmung und Bitterkeit:

„Sie lieben Clara, ich verstehe das, und mir konnte das nicht entgehen.“

Meinard wurde dunkelroth und stand still. „Das glauben Sie?“ sagte er, „und sprechen es aus so sicher und einfach? Ich habe mir oft in früheren Tagen dieselbe Frage vorgelegt, aber ich bin mir stets die Antwort schuldig geblieben. Das Mädchen beschäftigt meine Gedanken, aber wie ein kaltes, herzloses, verschleiertes Marmorbild, und die Empfindung wurde kalt.“

„Wenn Sie ihr Unrecht thäten?“ rief Lucie warm und herzlich. „Ist Der empfindungslos, der seine Empfindung nicht zur Schau trägt? Sie mußte sich einsam wähnen in der Welt. Zeigen Sie ihr, daß sie es nicht ist.“

Meinard schwieg lange.

„Nein, Lucie,“ sagte er dann, „ich kann das Mädchen bewundern, anerkennen, lieben nicht. Ich bin vollkommen klar darüber geworden. Und doch will ich es nicht leugnen, daß sie nicht ohne Einfluß war auf meine Entschlüsse, wenn auch in ganz anderer Weise, als Sie annehmen. Ich möchte ihr nicht wieder begegnen. Man wird es müde, sich

immer wieder mit der Lösung eines Räthsels zu mühen, das sich immer mehr verschließt, vielleicht, weil die Lösung überhaupt fehlt."

„Täuschen Sie sich da nicht über sich selbst und über Clara?" sagte Lucie. „Nehmen Sie sie nicht als Räthsel, sondern einfach, wie sie ist. So, wie wir sie kennen, ist sie der Liebe eines ernsten Mannes werth."

„Sprechen Sie nicht von Liebe," rief Meinard, „das hieße ein Räthsel zum andern fügen. Was ist denn Liebe?"

Lucie mußte lachen. „Ja, das weiß ich auch nicht!" sagte sie.

„Das wissen Sie nicht?" fuhr Meinard heraus.

„Ja, aber um Gotteswillen, wie sollte ich zu der Wissenschaft kommen?" sagte das junge Mädchen ganz heiter und unbefangen.

„Lucie!" rief Meinard fast feierlich, „ich habe kein Recht auf Ihr Vertrauen, wenn Sie es nicht der verdoppelten Freundschaft einräumen, die ich für Sie und für ihn habe."

Lucie wurde verlegen, aber nur für einen Augenblick. „Von wem reden Sie?" fragte sie.

Meinard wandte sich unwillig ab. „Ich will nicht ein Geständniß Ihrer Geheimnisse, um so weniger, als sie längst kein Geheimniß mehr für mich sind. Ich weiß, daß Sie Constantin lieben, und begreife Ihre Wahl.“

Lucie überlegte. „Da bin ich Ihnen in der That ein Geständniß schuldig, das mir längst schwer auf dem Herzen liegt. Entsinnen Sie sich jenes Abends, als Constantin Ihnen in Angelika's Garten sein Leben erzählte? Ich war nicht gekommen, Sie zu belauschen; aber ich saß schon auf dem Bänkchen in der Epheunische, welche die Gärten trennt. Ich mußte jedes Wort hören und durfte mich nicht regen, sonst hätte ich Ihre Unterhaltung gestört. Die Erzählung fesselte meine Gedanken, regte meine Phantasie auf. Vielleicht hätte mein Herz sich hineingemischt, ohne Angelika's übereiltes Hinzutreten. Ich merkte schnell, daß sie den Plan hatte, mich mit ihrem Vetter zu verheirathen. Vielleicht hat sie ihn noch nicht aufgegeben, obgleich sie klug genug ist, ihn nicht mehr zu erwähnen. Ich denke zu gut von dem Mann, um zu glauben, daß er eine Heirath aus kalter Ueberlegung, aus Berechnung schließen würde, zu gering

von mir, als daß er mich lieben könnte. Die momentane Spielerei eines träumenden jungen Mädchens ist längst vorüber. Ich glaube, ich werde mich niemals verheirathen, aber das weiß ich, daß ich im Augenblick mehr als je außer Stande bin, Ihnen zu beantworten, was Liebe ist."

Sie hatte schlicht und aufrichtig gesprochen und mit einem Lächeln geschlossen. Meinard stand im Fenster und sah sinnend in den Garten. Das Laub fing an sich zu lichten, und er konnte das Bänkchen sehen, auf dem ihm Constantin damals seine Eröffnungen gemacht hatte. Er erwiderte nichts auf Luciens Worte, aber sie beschäftigten ihn eigenthümlich. Lucie trat heran, sie hatte seine Blicke verfolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, da war es," sagte sie. „Der Zufall jenes Abends hätte möglicherweise über mein Leben entscheiden können. Ich habe daran gedacht. Ich hätte dem Manne damals ohne Ueberlegung meine Hand gereicht. Wäre ich glücklich geworden an seiner Seite? Ich wage nicht es zu glauben, noch zu bestreiten."

„Sie wären es!" rief Meinard. „Constantin ist

ein Mann in der vollsten und edelsten Bedeutung des Wortes. Er verdient Ihre Liebe."

„Wie oft soll ich Ihnen denn wiederholen, daß ich ihn nicht liebe!" sagte Lucie. „Wenn Ihr Männer Euch einmal etwas in den Kopf gesetzt habt, seid Ihr nicht abzubringen. Und ich fürchte, Sie sind gar nicht selbst auf den Gedanken gekommen, sondern eine Indiscretion Angelika's steckt dahinter. Richtig, jetzt wird es mir klar, und deshalb haben Sie uns auch unnützer Weise eine ganze Zeit schmählich vernachlässigt. Ja, aber um Alles in der Welt, mußte es Ihnen denn nicht gleichgiltig sein, ob ich Constantin liebte oder nicht? Konnten Sie es denn übel nehmen, daß ich Ihnen das nicht ungefragt anvertraute, was ich mir doch selbst kaum eingestand? Nun aber lassen Sie nicht wieder durch Angelika's Plaudern etwas zwischen unser Vertrauen kommen und vergessen Sie auch meine ungezogene Verstimmung von vorhin."

Sie reichte ihm unbefangen herzlich die Hand, aber der junge Mann zögerte, dieselbe zu ergreifen. Erstaunt sah ihn Lucie an. Sie sah es wohl, daß es nicht Unfreundlichkeit war, oder noch Verstimmung,

sondern daß er etwas Anderes auf dem Herzen hatte, wofür er nur den Ausdruck nicht zu finden vermochte. Sie sann und kam zuletzt auf ganz Verkehrtes. „Lieber Freund," fing sie an, „ich sehe wohl, daß Sie eigentlich mit der Absicht kamen, Abschied zu nehmen. Es treibt Sie hinaus zum blutigen Ehrenfelde unseres Heeres. Folgen Sie denn Ihrer Empfindung, sie ist die natürliche und edle."

Meinard wandte sich, als schrecke er auf aus tiefem Sinnen. Er ergriff hastig den Gedanken und spann ihn aus zu festem Entschluß. Noch an demselben Tage wollte er fort, damit aber auch seine hiesige Stellung ganz aufgeben. „Ein Badearzt," sagte er, „verflacht so leicht unter seinen Halbkranken und wird einseitig, ohne die Tüchtigkeit anderer Specialisten zu gewinnen. Wenn der Krieg vorbei, und ich sein Ende erlebe, will ich einige Jahre reisen zu wissenschaftlichen Studien und mich dann an einer Universität zu habilitiren suchen."

„Das wird ja ein Abschied für's Leben!" sagte Lucie, aber ganz heiter. „Wer weiß, wo Sie mich dann finden, oder nicht finden. Ich will auch reisen, sobald wir wieder Frieden haben. Zunächst nach

Rom, wo meine Eltern sich kennen lernten, dann in den Orient. Man sagt mir, daß ich reich bin. Nun, so will ich wenigstens den Vortheil daraus ziehen, die Welt kennen zu lernen, und mir Erinnerungen sammeln für spätere Jahre."

Meinard lachte. „Ist es nicht wunderbar," sagte er, „daß wir im Augenblick, in dem wir zum ersten Mal uns einer ‚deutschen Heimath' bewußt werden, Pläne machen, sie zu verlassen, daß man überhaupt in Tagen, wie die jetzigen, Pläne auf die Zukunft macht, während es natürlicher wäre, nur an das Nächste zu denken?"

„Sie haben Recht!" sagte Lucie, die sich wieder gesetzt hatte, „und es kommt mir auch wieder vor, als seien alle diese Pläne nur entworfen, um Worte darüber zu machen." Sie erschrak selbst, als sie das ausgesprochen hatte, aber Meinard trat heran.

„Ja, Lucie," sagte er, „lassen Sie uns an das Nächste denken und an die nächste Stunde. Was wir da eben planten, ist so gar nicht deutsch und deshalb in diesem Augenblick gewiß doppelt falsch. Sie wollen sich nicht verheirathen, wollen reisen, wollen sich also nach allen Richtungen heimathlos

machen. Fast habe ich Dasselbe ausgesprochen. Wenn aber dieser große, opferschwere Krieg glorreich für Deutschland sich mit dem Frieden krönte, wäre es dann nicht die Aufgabe, rein und fest das deutsche Haus wiederherzustellen, das der verderbliche Einfluß französischer Unsitte zu zerstören drohte? Ich habe immer die Nothwendigkeit dieses gewaltigsten Kampfes in der Völkerentwickelung auch darin erkannt, daß wir Deutschen endlich einmal frei werden sollen von Nachäffung ausländischer Aeußerlichkeit."

„Ach, Sie wollen gegen Chignon und Crinoline zu Felde ziehen!" rief Lucie.

„Nein," sagte Meinard. „Das ist das Gleichgiltige. Ich will nur die einfache, schlichte, deutsche Familie wieder in ihr Recht einsetzen, die Wurzel unseres echten, germanischen Wesens. Daran muß Jeder bauen und die Frauen zumeist. Wenn uns das Blut unserer Brüder als Siegespreis errang, daß wir wieder deutsch werden im vollsten, edelsten Sinne des Wortes, im großen Allgemeinen und im engen Heim, so ist es nicht vergebens vergossen; aber an diesem Bau müssen wir Alle redlich und mit allen Kräften mitarbeiten, und in diesem Sinne ziehe ich

aus als Mitkämpfer des großen Kampfes, der nicht allein nur Waffenkampf ist und sich nur zum Theil auf dem Felde der Schlacht vollendet. Was kann dem heimkehrenden Krieger die prunkendste Ehrenpforte sein gegen den Moment, in dem er leise die Thür seines Hauses öffnet, dessen Heiligthum er vertheidigte, und das sein Weib ihm bewahrte; das glänzendste Siegesfest gegen den Gruß, dessen Jubelruf Freudenthränen ersticken, gegen das bescheidene Mahl, bereitet an der Flamme des eigenen Herdes? Ganz Deutschland ist ein Krieger geworden, einig hinausgezogen auf Feindeserde, hat geblutet aus tausend Wunden und gesiegt in Todesdrang und Entbehrungen. Wenn er heimkehrt, soll Deutschland ihn empfangen wie der eigene Herd, schlicht, demüthig, rein und deutsch."

Lucie sah vor sich hin und scheute sich nicht der Thränen, die über ihre Wangen fielen. Meinard ergriff ihre Hand, und lange saßen sie still nebeneinander. Sie fühlten es wohl, daß ihnen das Herz aufgegangen war, und daß der gottgesegnete Hauch, der das Haus baut, leise durch diese Stunde wehte. Es war gekommen, was sie nicht suchten,

und was doch keines Wortes mehr bedurfte, um klar zu werden.

„Ist's denn wahr, Lucie?" flüsterte Meinard, „kann ich's denn glauben?"

Sie lehnte leise, wie gebeugt unter einer heiligen Macht, den Kopf an seine Schulter und weinte selig vor sich hin.

Angelika's laute Stimme im Vorzimmer schreckte sie auf. Die kleine Frau riß die Thür auf, aber dabei polterte ihr ein Chaos von Binden, Betttüchern, Kissen von den Armen auf den Boden. „Hier stecken Sie, Doctor," rief sie, „und ich suche Sie seit zwei Stunden wie eine Stecknadel. Wir bekommen Verwundete, mehrere Hundert, und die verschiedenen Lazarethe schlagen sich darum. Was für Noth habe ich gehabt, meine Betten alle voll zu bekommen. Aber ich habe mich nicht abweisen lassen. Ich habe mir hübsche ausgesucht und auch sechs Turcos. Nun aber geht Ihr Geschäft an, denn daß Sie mein Lazareth übernehmen, versteht sich von selbst. Ich habe gleich gesagt, Sie hätten es mir seit Wochen versprochen, fest und feierlich."

Lucie faßte sich mit Mühe, und Meinard blieb

an ihrer Seite stehen, ohne ein Wort zu erwidern. Angelika, immer beschäftigt, die zu Boden gestürzten Packete wieder aufzusammeln, sah sie verwundert an. „Ja, was ist Euch denn?“ rief sie. „Habt Ihr Euch gezankt, Kinder, oder ist ein Unglück passirt? Sprecht um's Himmelswillen, denn wir haben keine Zeit, Heimlichkeiten zu errathen.“

Lucie eilte auf sie zu, wollte reden und konnte doch kein Wort finden. „Ach, Angelika!“ flüsterte sie und fiel der Freundin um den Hals. Angelika sah sie an, sah dann auf den Arzt, und ehe Dieser den Mund öffnen konnte, rief sie schon: „Herr Gott, Ihr habt Euch verlobt! Aber um Alles in der Welt, wie seid Ihr denn darauf gekommen?“ Ganz erschöpft von der Entdeckung, sank sie in einen Stuhl. Und nun liebkoste sie Lucie unter einem Strom von Thränen und lachte dann wieder und sagte: „Nun, Ihr Beide, wenn Ihr Euch zankt, bei mir sollt Ihr Euch nicht beklagen. Ihr habt ja schon vorher nichts Anderes gethan, und ich möchte wetten, Eure Verlobung hat auch mit einem Zank angefangen.“ Dann reichte sie wieder Meinard die Hand und wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, schalt aber dazwischen und

rief: „Ihr zerstört mir meine liebsten Pläne. Sie sollten sie gar nicht haben, Doctor. Ist das freundschaftlich, sie so dem Freunde hinter dem Rücken fortzunehmen? Aber lassen Sie's gut sein, ich gönne sie Ihnen, und Constantin ist's ganz gesund. Sie sind doch eigentlich ein guter Mensch, das habe ich im höchsten Zorn noch gesagt, aber ändern müssen Sie sich gewaltig."

Meinard wurde ganz ausgelassen und versprach Besserung in jeder Hinsicht.

„Und nun," sagte Angelika, „gleich an den Vormund geschrieben, ich lege auch meine Meinung in meinen beliebten Krähenfüßen bei. Die Hochzeit ist hier bei uns, und das sobald als möglich. Jetzt ist keine Zeit zu langem Brautstand, denn wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Wohnungen giebt's jetzt die Hülle und Fülle, und die Ausstattung haben wir in acht Tagen beisammen."

Sie entwarf sofort ihre Disposition und entwickelte sie in einem Strom von Worten, so sehr auch Lucie versuchte, ihn zu hemmen. Meinard kam ihr zur Hülfe. „Und Ihre Turcos, gnädige Frau?" sagte er.

„Herr Gott! Sie haben Recht!“ rief Angelika. „Wenn ich nicht da bin, nehmen sie mir alle wieder fort. Kommen Sie, Doctor, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“ Dabei packte sie ihm ihre Packete auf, nahm ihn unter den Arm und stürmte mit ihm fort.

Lucie stand wie im Traume. Sie konnte es noch nicht fassen, was in der letzten Stunde über sie gekommen war, wie der Schleier sich löste von der Empfindung für den Mann, die längst geschlummert, der sie so verschiedene Deutungen gegeben hatte. Und nun hatte Angelika's etwas gewaltsame Manier Alles so prosaisch practisch mitten in das helle Tageslicht gestellt. Lucie erschien das wie eine Entweihung, und doch war ihr die Freundschaft dieser Frau gerade in diesem Augenblick so nothwendig. Die ganze Schwere der Entscheidung über ihre Zukunft, über ihr Geschick, die sie scheinbar so übereilt getroffen hatte, fiel ihr auf's Herz, und doch kam ihr kein Zweifel, nur ein Zagen ihrer eigenen Kraft gegenüber. „Werde ich ihn glücklich machen können?“ fragte sie sich immer wieder. Aber sie selbst fühlte sich auf einmal so reich, so überfließend beglückt, daß auch dieser Zweifel schwand.

Sie versuchte es, dem Vormund zu schreiben, aber es wollte ihr nicht gelingen. Den ersten Brief zerriß sie, weil er ihr zu überschwänglich erschien, den zweiten, weil er ihr zu kalt vorkam, alle Anläufe ungerechnet, mit denen sie nicht über die erste Zeile fortkam. So verging der Vormittag. Sie wartete ungeduldig auf Meinard, sehnte sich sogar nach Angelika und fuhr doch zusammen, wenn sie einen Wagen heranrollen, oder die Thür öffnen hörte. Endlich kamen die Beiden zurück, Lucie eilte ihnen entgegen, fuhr aber zurück, als ihr Angelika mit Thränen in den Augen, Meinard sichtlich bestürzt entgegentraten.

„Constantin ist gefallen!“ rief Angelika unter Schluchzen, „ein Verwundeter seines Regiments hat es uns erzählt, und Andere bestätigen es.“

Lucie erbleichte. Meinard sah sie mit schmerzlichem, prüfendem Blick an. Es war nur ein Moment. Lucie warf sich an seine Brust. „Trauer, schmerzlichste Trauer in die Stunden des höchsten Glücks hinein!“ sagte er.

„Laß mich mit Dir weinen um Deinen Freund!“ flüsterte Lucie.

Meinard schloß sie fest an sein Herz. Und nun

erzählte er von ihm und konnte nicht aufhören, ihn zu preisen. Angelika schluchzte laut, aber sie warf doch dazwischen: „Ihm ist wohl, er hatte sein Leben verpfuscht und wäre nie wieder auf einen grünen Zweig gekommen.“

Meinard stritt heftig dagegen. „Vor ihm lag noch ein reiches Leben,“ sagte er, „ob er selbst auch meinte fertig zu sein mit demselben. Schon hatte der mächtige Ruf des Vaterlandes ihn wieder zur Thatkraft geweckt, und aus der Asche der gescheiterten Jünglingshoffnungen flammte der gestählte Mannesmuth auf. Was hätte er dem Vaterlande nicht werden können!“

So liebenswerth war Meinard Lucie nie erschienen als in dieser warmen Freundschaftsbegeisterung.

X.

Constantin lag tagelang still und theilnahmlos auf seinem Lager. Das Fieber war heftig, und der Arzt hatte dem Kranken sowohl, als den Pflegern zur besondern Pflicht gemacht, kein Wort zu sprechen. Schwester Clara theilte ihre Pflege zwischen ihm und den anderen Verwundeten; aber sie wußte es so ein=

zurichten, daß Constantin kaum auf sie aufmerksam werden konnte. Sie war eigentlich nur bei ihm, wenn er schlief, oder im Halbdunkel, und hatte es dann übernommen, die Nacht über an seinem Lager zu wachen. Der Arzt hatte ihr bald überlassen, die Pflege nach ihrer eigenen Einsicht zu ordnen und zu üben. Kaum zehn Worte hatte sie mit diesem gewechselt; es war ja eben nicht Ort noch Zeit, über Anderes zu reden, als über das Nächste und die gemeinsame Aufgabe. Nothdürftig hatte man zusammengebracht, was für die Leidenden das Unentbehrlichste war. Im übrigen war der Ort tief einsam, abgeschlossen, wie vergessen von dem Leben der Welt, dessen Sturm noch brauste in nächster Nähe.

Clara hatte nicht Zeit, über sich und ihre eigenen Empfindungen nachzudenken. Das Wachen forderte alle ihre Kräfte, und wenn sie einmal auf kurze Zeit das Auge schloß, legte sich der bleierne Schlaf der Erschöpfung so schwer über ihre Gedanken, daß kein Hinträumen ihn störte. Der Arzt war zufrieden mit Constantin's Zustand, und eine Besorgniß nach der andern schwand. Er brauchte auch das Schwester Clara nicht zu sagen, ja, ihre kurzen Mittheilungen

über den Zustand des Kranken waren es besonders, auf die er seine erst so geringe Zuversicht auf Wiedergenesung baute. Constantin fühlte selbst, wie der Schleier der Fieberphantasien, der über seinen Gedanken und Sinnen gelegen hatte, sich mehr und mehr hob, und da ihm das Wort noch immer verboten war, träumte er still vor sich hin; aber der Funke des Lebens und der Lebenshoffnung glimmte wieder auf in der Brust. Er überdachte die letzten Monate und alle ihre Erlebnisse. Wie eine Wiedergeburt erschienen sie ihm. Plötzlich wieder in den Kreis der gewohnten männlichen Thätigkeit gezogen, umweht von der Luft des Krieges, von dem Rausch der Siege, war er auf's Neue jung geworden in der lustigen Kameradschaft, aus der ihn nun so plötzlich die feindliche Kugel gerissen hatte. Aber des Sieges seiner Kameraden war er doch noch im eigenen Zusammenbrechen bewußt geworden, und er freute sich des leise wieder aufflackernden Lebens, das neuen Reiz für ihn gewonnen hatte. Er dachte an die Freunde, an Meinard, Angelika und Lucie, und hätte ihnen gern ein Zeichen des Andenkens, eine Nachricht gegeben, aber noch erlaubte ihm das sein Zustand

nicht. Er flüsterte dem Arzt diesen Wunsch zu, und dieser zeigte auf Schwester Clara, die abgewandt im Fenster stand. Der Arzt brachte Postkarte und Bleifeder, so gut er sie hatte, Clara setzte sich gegen das schon matter werdende Tageslicht, denn dunkle Regenwolken zogen über den Himmel, und der Abend brach an. Der Arzt war gegangen, nachdem er befohlen, es bei wenig Worten bewenden zu lassen. Still war es im Zimmerchen, daß man den Hauch hätte hören können, und Constantin flüsterte dictirend:

„Ich lebe. Aber mein Herzschlag war an seiner Grenze angekommen. Ich habe tagelang den Tod durchempfunden und fange jetzt an an das Leben zu denken. Dir, Angelika und Lucie, Euch Einzigen, die Ihr Theil nehmt, daß ich lebe, den ersten Morgengruß des erwachenden Daseins! Du hattest Recht: Man ist nicht todt, so lange man athmet, und innen glimmen die Funken unter der Asche!

Constantin."

Er sank erschöpft zurück und schloß die Augen. Schwester Clara's Hand hatte gebebt, als sie schrieb, aber die Züge waren fest und klar.

„Die Adresse!" flüsterte Constantin. „Ich weiß

sie!“ antwortete Clara, fügte schnell Meinard's Namen hinzu und ging leise zur Thür hinaus, die Karte abzugeben. Constantin sah ihr erstaunt nach. Sie wußte die Adresse, die er ihr nicht genannt hatte. Zum ersten Mal wurde er aufmerksam auf die Pflegerin, die er bis dahin kaum beachtet hatte. Sie kam lange nicht wieder, und als sie eintrat, war es finster geworden. „Woher wußten Sie, an wen ich meine Zeilen richten wollte?“ fragte er lauter, als er bis dahin gesprochen hatte.

„Still!“ sagte Clara. „Sie haben schon zu viel gesprochen.“ Sie setzte sich tief in das Dunkel an den gewohnten Platz, an dem sie die Nächte zuzubringen pflegte. Kein Wort wurde mehr gewechselt. Clara fühlte, daß sie alle ihre Kraft hatte zusammennehmen müssen, um die wenigen Reihen zu schreiben. An Lucie der erste Gruß des neuen Lebens! Sie wußte es ja, sie glaubte sich dessen zu freuen, aber als sie es schreiben mußte, die Worte von seinen Lippen gesprochen, wollte es ihr das Herz brechen. „Es glimmen die Funken unter der Asche!“ So hatte er seinen Gruß geschlossen. Die Worte flogen Clara beständig durch die Gedanken.

Waren auch in ihrer Brust die Funken noch nicht erloschen? Glühte noch etwas wie die alte Liebe? Tönte ein Klang der Vergangenheit hinüber in ihre jetzigen Tage? Man darf sich nicht täuschen. Wandeln kann die Zeit, was einmal tief Wurzel schlug in unserm Herzen, Liebe in Groll, vielleicht in Haß; verwischen kann sie nichts, und jene Empfindungen, in anderm Licht betrachtet und in anderer Erkenntniß, bleiben doch in gewisser Beziehung dieselben. Man überwindet nie ganz. Clara lauschte den Athemzügen des Kranken. Sie hatte ihn einst geliebt mit der ganzen Hingebung eines jungen Herzens, sie grollte ihm nicht, aber gleichgiltig war er ihr auch nicht geworden. Keine Hoffnung, keinen Wunsch knüpfte sie mehr an die Empfindung, weil sie meinte, für sich selbst nichts mehr zu hoffen, zu wünschen; aber Das fühlte sie, ihren letzten Blutstropfen würde sie für ihn hingeben, sein Leben, und wie gern, erkaufen mit dem ihrigen. Sie versuchte es, für ihn zu beten, nicht allein daß er lebe, auch daß er glücklich würde; aber die Gedanken vermischten Vergangenheit und Gegenwart und scheuten vor dem Klarmachen der Zukunft zurück. Zum ersten Mal fühlte sie sich müde

werden, nicht von der körperlichen Anstrengung ihres schweren Berufs, nein, vom Denken, vom Beherrschen und Besänftigen des Empfindens. Sie lehnte das schwere Haupt gegen die Wand, der kühle Stein that ihrer heißen Stirn wohl, sie schloß die Augen und schlief ein.

Constantin schlief nicht. Die behaglichen Schauer der Genesung, das Gefühl des wiedergeschenkten Lebens brachten freundliche Bilder vor seine Seele. Er versuchte es nicht, sich ihrer zu erwehren. In eine Laufbahn war er wieder eingetreten, die ihm zusagte, in der er auf's Neue Kraft und Befähigung bethätigt hatte; Kameradschaft, fast konnte er sagen Freundschaft, hatte er von vielen Seiten gewonnen, die Wurzel einer neuen Stellung in der Gesellschaft geschlagen. Er dachte auch an Lucie, aber er mußte lächeln bei dem Gedanken. Er dachte an die Vergangenheit — und schob die Gedanken zurück.

So dämmerte der Tag heran. Licht und freundlich brach er herein nach den stürmischen Regentagen der vergangenen Woche. Leise, allmählich erhellte sich das kleine Gemach. Constantin war erstaunt, die Pflegerin nicht an seiner Seite zu sehen und

richtete sich auf, mühsam, allein, aber die Kraft fing an ihm zurückzukehren. Als er den Kopf wandte, — sah er die Pflegerin. Der erste Schein des Tages fiel auf ihre Züge. Constantin fuhr zusammen. War es ein Traum? Bleich, verändert zwar, aber friedlich trat ihm das Bild vergangener Tage entgegen. Er glaubte sich zu täuschen, es konnte ja nicht sein. Aber je heller es wurde, je mehr das Auge sich anstrengte, desto mehr schwanden die Zweifel — es war Cornelia. Kaum hielt er den Ausruf zurück, und schon hatte eine schnelle Bewegung sie geweckt. Sie sah erschreckt, daß der Schlaf sie übermannt hatte, daß es heller Tag war. Sie stand auf, und ihr Auge fiel auf den Kranken.

„Cornelia!“ rief Constantin, „Du hier, Du meine Pflegerin?“

Schwester Clara hatte sich schnell gefaßt, ruhig hielt sie den Blick aus und war leise herangetreten. „Sprechen Sie nicht, Constantin,“ sagte sie mild, „und zerstören Sie nicht das Werk der Genesung durch voreilige Aufregung. Nehmen Sie es als eine freundliche Fügung des Geschicks, daß mein Beruf gerade mich an Ihr Schmerzenslager führte. Aber

nennen Sie nicht wieder jenen Namen, der mir nicht mehr gehört. Wir wollen Vergangenes vergangen sein lassen und uns freuen des neuen Tages und des neuen Lebens.“ Ruhig schritt sie zur Thür hinaus.

Am andern Tage rief der Arzt Clara bei Seite. „Ich kann mir nicht erklären, Schwester,“ sagte er, „welch’ eigenthümlicher Umschwung in dem Befinden unseres Kranken eingetreten ist, der den normalen Fortschritt der Genesung unterbricht. Fast sollte man denken, daß eine Gemüthsbewegung der Grund ist, und doch konnte in unserer Abgeschlossenheit nichts zu dem Kranken herantreten, und diese günstige Vermeidung aller Eindrücke von außen war es doch besonders, wegen der ich mich seiner Evacuirung noch immer widersetzte, da man sie immerhin schon hätte wagen können. Noch ist er aber nicht gekräftigt genug, beunruhigende Gemüthsbewegungen ertragen zu können, und jeder Rückfall in das kaum bekämpfte Fieber würde mich wieder für das Leben besorgt machen.“

Schwester Clara schwieg eine Weile, dann sagte sie ganz ruhig: „Ueberlassen Sie mir das, Herr Doctor, wie Sie mir die leibliche Pflege so rückhalt-

los anvertraut haben. Ich hoffe, mit Gottes Hülfe, auch hier den rechten Weg zu finden."

Der Arzt sah sie erstaunt an, aber er hatte nicht Zeit, über Dinge zu grübeln, die nicht unmittelbar zu seiner Aufgabe gehörten. „Ich verlasse mich auf Sie, Schwester," sagte er, „und heiße Alles gut, was Sie anordnen."

Clara überlegte. Der Grundzug ihres Wesens war so wahr, daß sie auch nicht der geringsten Entstellung fähig gewesen wäre. Wenn sie überhaupt sich entschloß, eine Erklärung über sich zu geben, konnte sie das nur in voller Offenheit thun, und sie fühlte, daß das Constantin gegenüber nothwendig war, wollte man ihn nicht peinigenden Grübeleien, aufregendem Nachsinnen überlassen. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trat in das Zimmerchen, und der erste Blick mußte sie überzeugen, daß der Arzt Recht gehabt hatte. Ueber Constantin's bleiche Wangen hatte sich Fieberröthe gezogen, das Auge glänzte unsicher, und der Athem flog.

Clara legte leise die Hand auf die heiße Stirn, beugte sich nieder und flüsterte: „Versprechen Sie mir, ruhig zu sein, Constantin. Sie haben das

Recht, ein aufklärendes Wort von mir zu verlangen, ich verspreche, es Ihnen zu geben, Ihnen, dem einzigen Menschen auf der Welt, dem ich es schulde. Aber ich fordere dagegen Ihre ganze Willenskraft, Erregungen zu bezwingen, die Ihnen trübe Erinnerungen, die ich berühren muß, vielleicht zurückrufen."

Constantin sah sie lange an, als wolle er in den veränderten Zügen das Bild wiederfinden, dem er einst sein ganzes Vertrauen geschenkt. Leise nickte er mit dem Kopfe, und ein hastiger Händedruck gab das Versprechen, das sie verlangte.

Es war ein prächtiger Spätsommertag, durch den Herbstahnung milde wehte. Schwester Clara hatte mit dem Arzt verabredet, daß man Constantin in der Mittagsstunde zum ersten Mal an die Luft bringen wolle. Sie hatte dazu selbst einen Platz ausgesucht und hergerichtet im Gärtchen hinter dem Hause. Da war freilich Alles vernachlässigt seit Wochen, zertreten, zerstampft. Die Weinranken hingen wild und unangebunden an der Mauer, das Unkraut war aufgeschossen auf den Beeten; aber als trotzten sie der Verheerung, hing hier und da eine Traube, die dem Herbst entgegenreifte, und manch' Blümchen schoß

heiter auf und behauptete sein Recht an dem zugewiesenen Platz mit Blüthen und Farbenglanz. Clara hatte, so gut es ging, ein Lager hergerichtet, auf dem der Kranke, halb sitzend, halb liegend, geschützt vor Zugluft durch die Mauer, vor Sonnenlicht durch den Schatten eines Apfelbaumes, ruhen konnte. Man hatte ihn hinausgetragen, und so athmete er wieder die frische Luft, die lange entbehrte. Sie machte ihn müde, und er schloß die Augen. Clara schlich sich leise fort, und mit größter Anstrengung brachte sie das Krankenzimmerchen in Ordnung. Alles ging ihr leicht von der Hand, weil sie nichts unnütz that, gleich das Richtige ergriff und keine Sache zurückthun mußte. Der Arzt trat ein, als sie eben fertig war. Erschöpft durch ununterbrochene Anstrengung, setzte er sich nieder und freute sich der Ordnung, der zweckmäßigen Aufstellung, der frischen Luft und der Sauberkeit des eigentlich ungünstigen Raums.

„Schwester,“ sagte er, „wir arbeiten nun seit Wochen zusammen, und ich muß, neben der körperlichen Kraft und Ausdauer, die Sie Ihrem Werke der Barmherzigkeit widmen, ganz besonders bewundern, mit welchem Tact Sie Alles so zu ordnen

wissen, wie es den Kranken gerade zuträglich ist, noch dazu hier, wo es uns meist an dem Nothwendigsten fehlt."

Clara lächelte. „Man muß sich eben nicht aufhalten mit Klagen um das, was nicht erlangt werden kann, man darf sich das nicht als unentbehrlich hinstellen, und man muß suchen, das auszunutzen, was erreichbar ist. Nun aber, Herr Doctor, beantworten Sie mir eine Frage. Sie hatten richtig geschlossen, Gemüthsbewegungen waren die Ursache des Umschwungs in der Genesung unseres Kranken, aber die Besorgniß, mit der Sie diesen Umschwung wahrnahmen, hat sich, Gott sei Dank, nicht erfüllt, vielmehr hat sich ein Fortschritt in der Genesung gezeigt, eine Kräftigung, wie wir sie kaum erhoffen konnten. Wir horchen nicht mehr ängstlich nur auf den Athem, beobachten nicht ausschließlich den Pulsschlag; auch Denken und Empfinden belebt sich wieder, und wir müssen es in den Kreis unserer Beobachtung ziehen. Halten Sie es danach für gefährlich oder möglicherweise für heilsam, den Kranken über Zweifel, die ihn im Augenblick noch beunruhigen, Zweifel, die in die Vergangenheit zurückgreifen und einst seinem Leben

eine andere, eine schmerzlichere Wendung gaben, Aufklärungen zu machen, die zwar Räthsel lösen, aber ohne Erregungen nicht empfangen werden können?"

Der Arzt sah vor sich hin. „Liebes Kind," sagte er, „die Frage kann nur der Erfolg beantworten. Wenn ich Sie recht verstehe, überlegen Sie, ob beunruhigende Zweifel nachtheiliger sind für den Kranken, als eine schmerzliche Gewißheit. Um eine bestimmte Meinung auszusprechen, müßte ich den Charakter des Patienten genauer kennen. Das scheint bei Ihnen der Fall zu sein. Entscheiden Sie also selbst. Ich kann Ihnen das um so ruhiger überlassen, als Sie mir mehr als einmal den Beweis gaben, daß Sie in der Behandlung der Kranken immer den richtigen Weg finden."

Der Arzt ging. „Ich muß den Kranken evacuiren, und das sobald als möglich," sagte er vor sich hin. „Die Pflege könnte doch auf die Länge nicht gut thun."

Er setzte sich an den Tisch und schrieb eine Verfügung, die an die nächste Behörde abgeschickt wurde.

Clara hatte keine Entscheidung bekommen, die Verantwortung blieb ihr allein, aber ihr Entschluß

stand fest. Sie trat in den Garten und fand Constantin erwacht von dem leisen Schlummer der Ermattung nach einer ersten Anstrengung. Clara setzte sich auf einen Stein zur Seite seines Lagers und nahm die bleiche, abgemagerte Hand zwischen ihre beiden. „Constantin," fing sie an, „ich mahne Sie an Ihr Versprechen. Wollen Sie mich ruhig anhören, ruhig nicht allein in der äußern Form, sondern mit der männlichen Willenskraft, welche die Erregung bezwingt?"

Constantin nickte ihr freundlich zu. „Gut," sagte das Mädchen, „hören Sie mich an, als erzählte ich von einem Dritten, einem Freunde, und das ist auch richtig. In den Tagen, zu denen ich zurückgreife, waren wir Andere als jetzt, und ich erzähle Ihnen wirklich das Märchen vom knospenden Lenz im starren Winter. Wir trennten uns damals mit allem blühenden Glück im Herzen, mit Vertrauen, mit Hoffnungen. Mir wurden sie schneller, rücksichtsloser gebrochen als Ihnen. Kaum waren Sie fort, als mein Vater mir eröffnete, daß sein Vermögen vernichtet sei, daß er unbefugt und unüberlegt sogar in den Credit seiner Regierung gegriffen hätte, daß ihn Schande und Strafe erwarte.

Nur meine Verbindung mit Ihrem Oheim, der mit seinem Reichthum einträte, könne ihn retten.“

Eine plötzliche Röthe flog über Constantin's Gesicht, er hob den Kopf, aber Schwester Clara legte ihm leise die Hand auf die Stirn. „Vergessen Sie nicht, was Sie versprochen,“ sagte sie, „und brechen Sie nicht den Stab über den alten, unglücklichen Mann. Wie der Gemsjäger, getrieben von der Leidenschaft des Waidwerks, der Gefahr nicht achtet und sein Leben tausendmal einsetzt um nichtigen Preis, so stürmte Jener, nichts achtend, nichts sehend, weiter, in der Sucht des äußern Glanzes, der vornehmen Repräsentation, die sein Element, seine Lebensluft war, und er merkte es nicht, daß es ihn immer weiter riß an den Abgrund, von dem kein Pfad ihn zurückführte auf die geebnete Straße. Als ihm plötzlich die Augen aufgingen, ergriff ihn der Schwindel, und er dachte nur an Rettung. Es waren entsetzliche Tage, in denen mir das geheiligte Bild des Vaters verzerrt, getrübt, fast vernichtet wurde. Wie hat die kindliche Liebe gerungen, gekämpft, um sich selbst nicht zu verlieren; aber sie siegte, wenn ich auch nicht eine Secunde darüber in Zweifel war, welchen Entschluß

ich zu fassen hätte. Das Vermögen meiner Mutter, meinen Schmuck, alle kleinen Kunstschätze, mit denen ich mich umgeben hatte, gab ich hin, und wie leicht! war das doch werthlos geworden. Wir gingen in die Schweiz. Ich versuchte mir zu verdienen, was der Tag bedurfte. Ich malte, stickte, gab Unterricht. Ach, es reichte kaum für das Nothwendigste, und mein armer Vater merkte nicht einmal, wie schwer es verdient war. Fast kindisch geworden, fragte er niemals, woher ich die Mittel nähme, seinen Tisch zu decken. Er nahm so wenig, aber er brauchte noch immer den Schein der eleganten, vornehmen Tafel, den Aufputz, den er freilich niemals berührte. Meinen entschiedenen Entschluß, meine Hand nicht zum Opfer zu bringen, ehrte er zwar und warf es mir auch niemals vor, daß ich ihm in dieser Beziehung ungehorsam war, aber er verlangte auch, daß ich wenigstens alle Verbindung mit Dir abbräche. Ich hätte das ohnehin gethan. Damals hätte ich ein Geständniß nicht machen können, das den guten Namen meines Vaters Preis gab, hätte Dein Schicksal nicht mit dem einer — entehrten Familie verknüpft. Ich schwieg, das war nicht recht. Ich hoffte, Du würdest

mich finden, mir vertrauen. Das war Thorheit. Ich habe gekrankt an der bittern Empfindung, daß auch Du Dich von uns gewandt hättest, wie alle Welt; ich habe Dir gezürnt, Dein Andenken aus dem Herzen zu reißen versucht. Vergieb mir das. Mein Vater starb plötzlich, ohne Krankheit, und ich habe ihn beweint, denn ich habe ihn geliebt bis an's Ende und ich danke Gott für die Gnade, daß ich das konnte. Für ihn hatte ich arbeiten können, um den Schein eines Wohlstandes aufrecht zu erhalten, der längst nicht mehr da war. Ich mußte abschließen mit der Vergangenheit und auch mit der Erinnerung an Dich. Du siehst, welchen Weg ich einschlug, und es war der richtige. Jetzt ist Frieden in meinem Herzen und Befriedigung. Glaube mir das und rühre nicht daran. Ich habe Dir wirklich die Geschichte einer Andern erzählt, Schwester Clara hat von jener Cornelia berichtet, die Du einst kanntest, vielleicht liebtest. Beweine sie nicht, wie ich sie nie beweint habe. Ich bin zu Ende. Dir gehört noch das Leben, und Du wirst noch glücklich werden, wie ich es bin auf meine Weise."

Sie schwieg. Was hätte sie noch hinzufügen

sollen? Auch Constantin fand kein Wort für seine Empfindung, aber sein Auge, seine ganze Seele hing an dem Mädchen, das gesenkten Blickes ruhig neben ihm saß. Die früheren, theuren Züge traten wieder hervor, als fiele ein Schleier der Erinnerung nach dem andern, als bräche jede Scheidewand, die ihn mit bitterm Groll von der einst so Geliebten geschieden hatte. Er streckte die schmale, bleiche Hand aus und flüsterte: „Ich danke Dir! Du hast mir das Zutrauen zur Menschheit wieder gegeben. Ich weiß jetzt, daß ich nicht allein athme; weiß, daß ich wieder leben kann, leben werde."

Schwester Clara stand auf. „Nichts weiter, Constantin," sagte sie. „Ich wollte die Vergangenheit nicht aufklären, um die Gegenwart zu verlieren. Geschehenes, Gelebtes ist nicht ungeschehen zu machen, nicht zurückzuleben."

Sie ging. Ueber Constantin's Züge zog ein Lächeln des Glückes, wie ein Sonnenblick, der rückleuchtend seine ganze Vergangenheit umglänzte. So vergaß er die Gegenwart, sein Siechthum, seine Schwäche. Mit der Gewohnheit früherer Kraft richtete er sich auf und versuchte einige Schritte zu gehen. In dem

Augenblick trat der Arzt in das Gärtchen, erstaunt sah er den Kranken, der gerade, in Ueberschätzung seiner Kraft, vorwärts zu schreiten versuchte, aber schwankend, wie im Schwindel, zusammenzubrechen drohte. Der Arzt fing ihn in seinen Armen auf. „Welche unzeitigen Kraftversuche, Graf," sagte er, „so weit sind wir noch nicht. Wo ist Schwester Clara?"

„Schwester Clara?" fragte Constantin verwundert, dann lächelte er und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ach, Sie meinen Cornelien!"

„Gleichviel, wen ich meine," sagte der Arzt. „Sie müssen solche Anstrengungen noch unterwegs lassen." Dann sich anders besinnend, fuhr er fort: „Aber immerhin sehe ich, daß Sie kräftiger sind, als ich hoffte. Die Reise kann Ihnen nicht mehr schaden, weniger als hier die Luft. Der Generalarzt hält mit seinem Wagen vor der Thür, Sie können mit ihm fort, das ist das Beste."

Ehe Constantin einen Einwand machen konnte, war er in den Wagen getragen, dem ältern, sorgsamen Arzt übergeben und fuhr unter der vorsichtigen Obhut langsam dahin. Vergebens versuchte er Ein-

spruch zu thun, Fragen an den Begleiter zu richten. Freundlich, aber ernst wurde ihm jedes Wort verboten. So, nach kaum zweistündiger Fahrt, kamen sie an die Eisenbahnstation. Constantin wurde mit aller Sorgfalt im Coupé gebettet, und fort ging es, der Heimath zu.

Clara hatte indessen die Verwundeten verbunden. Die Beschäftigung war ihr wie eine Beruhigung der eigenen Aufregung. Ihre Hand zitterte nicht, und als sie den letzten Verband angelegt hatte, war sie wieder vollkommen Herrin ihrer selbst. Ja, sie dachte jetzt erst wieder an Constantin und ging in das Gärtchen, um ihn nun in sein frisch gelüftetes Zimmer zurückzubringen. Die Stelle, auf der sie den Freund verlassen hatte, war leer. Sie eilte in das Zimmer und fand ihn auch dort nicht. Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, der Arzt trat herein und erklärte ganz geschäftlich, daß er den Patienten so wohl gefunden hätte und eine vortreffliche Gelegenheit, ihn zu evacuiren und aus der unheilvollen Luft der Schlachtfelder zu bringen, nicht hätte vorübergehen lassen wollen.

„Er ist fort?“ rief Clara heftig, fast entsetzt.

Der Arzt sah sie fragend an, aber schon war sie wieder ruhig, und ganz kalt setzte sie hinzu: „Sie hatten Recht. Er kann jetzt die Reise vertragen und wird in der Heimath schneller genesen als hier.“

Sie wartete keine weitere Auseinandersetzung ab und fing sofort eine Besprechung an über die anderen Verwundeten, und so ruhig, daß der Arzt glaubte, sich getäuscht zu haben, und nicht wagte, die Frage auszusprechen, die ihm auf den Lippen schwebte, ob die Schwester den abgereisten Patienten früher gekannt hätte.

Alles ging in gewohnter Weise weiter. Nichts verrieth an Clara, wie tief sie innerlich erschüttert war. Constantin's geschah nie wieder Erwähnung. Die ganze Begegnung mit ihm erschien Clara wie ein Traum, dessen Bilder aber nachklangen in ihren einsamen Gedanken. Was sie sich ausmalte, wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit. Er mußte jetzt genesen sein, mußte Lucie aufgesucht haben, ein neues Leben beginnen. Es waren ihr das freundliche Gedanken, und sie dachte nicht an sich und wurde sich keiner eignen Empfindung bewußt. Dazu ließ ihr der mühevolle Beruf auch kaum Zeit.

So verging eine Woche nach der andern. Der Tod hielt seine Nachlese in dem Krankensaal. Clara mußte manch' brechendes Auge zudrücken, manch' junges geknicktes Leben betten lassen in fremder Erde. Wenige schickte sie hinaus in die Heimath, der Hoffnung zum Leben entgegen. Es wurde leer. Da endlich kam das lange erwartete Ereigniß: die stolze Festung, um die so viel edles Blut geflossen war, fiel. Auch in das halbvergessene Haus, in dem Clara schaffte, kam die Kunde. Die letzten Kranken führte man fort. Da brach auch ihre Kraft zusammen, die sich an der anstrengenden Arbeit, durch alle Entbehrungen ihres Berufs und der Verhältnisse aufrecht gehalten hatte.

Der Arzt begleitete seine letzten Kranken in die Heimath, und er mußte auch Clara zu ihnen zählen. Krank, fast stumpf, fragte sie nichts und ließ Alles geschehen. Aber er wußte, wohin er sie zu bringen hatte. Ein Brief von einem Freund und Collegen war ihm zugekommen und hatte ihm frühere Vermuthungen bestätigt, wenn auch nicht erklärt. So ging es in die Heimath.

XI.

An dem Ort, an dem unsere Erzählung begann, führen wir den Leser in ein anmuthiges, mit aller Behaglichkeit des Reichthums, mit allem Geschmack der Bildung eingerichtetes Haus. Dabei macht es doch den wohlthuenden Eindruck schlichter Bürgerlichkeit. Nur in einem Parterrezimmer, gleich an der Hausthür, sieht es bunt aus. Es ist das Arbeitszimmer des Hausherrn, und der erste Blick zeigt uns, daß wir bei einem Arzt sind. Auf den Schränken stehen allerlei anatomische Präparate, auf allen Tischen Instrumente, theils chirurgische, theils die dem Laien räthselhaften Glocken und Pumpen und Gummiballons mit Schläuchen. Ein buntes, scheinbar ungeordnetes Durcheinander herrscht in dem Zimmer. Doctor Meinard, denn wir brauchen es nicht auszusprechen, daß wir bei ihm sind, sitzt behaglich, im Hauskleide mit der glimmenden Cigarre im Munde, am Schreibtisch, als es leise an die Thür klopft. Er erräth, welche Hand das Zeichen giebt, lächelt — und schreibt weiter. Ein wiederholtes stärkeres, fast ungeduldiges Klopfen, das ebenso ohne Antwort bleibt. Da öffnet

sich halb die Thür, ein freundliches Gesichtchen unter einer zierlichen Morgenhaube sieht herein, und eine auch uns bekannte Stimme fragt: „Darf man denn eintreten?“

Meinard lachte laut: „Weshalb solltest Du nicht in das Zimmer Deines Mannes kommen dürfen?“

„Weil man nie weiß, was hier Schreckliches vorgeht in Deiner Marterkammer!“ erwidert Lucie und steht mitten im Zimmer. „Weshalb antwortest Du eigentlich nicht auf mein Klopfen?“

„Weil ich Deine Hand erkannte und ich es Dir abgewöhnen möchte, mein Zimmer noch immer wie ein fremdes anzusehen. Wenn Jemand hier ist und Du nicht eintreten dürftest, schöbe ich den Riegel vor.“

„So,“ sagte Lucie und zog schmollend die Oberlippe in die Höhe, „Du willst mir etwas abgewöhnen? Gut wenigstens, daß Du das gerade heraussagst. Aber eine Aufrichtigkeit ist der andern werth. Ich werde anklopfen, so lange Dein Freund im Hause ist, denn wenn ich Dir einmal Etwas sagen möchte, und ihn, wie fast immer, bei Dir finde, stirbt mir das Wort auf den Lippen, und so ziehe ich es vor, Dich herauszurufen.“

„Hast Du mir jetzt etwas zu sagen?“ sagte Meinard und schob freundlich einen Sessel heran.

„Ja!“ erwiderte Lucie. „Ich möchte ein ernstes Wort mit Dir reden.“ Sie setzte sich aber nicht, sondern blieb vor dem Gatten stehen und schlug die Arme über einander.

„Wie bin ich begierig!“ sagte Meinard lächelnd.

„Bitte, lache nicht, Lieber!“ rief Lucie. „Ich will Dir nicht verschweigen, daß Du unerträglich bist, das aber nebenbei. Gerade heraus, liebes Herz, ich bin krank; aber seit wir verheirathet sind, habe ich gründliche Zweifel an Deiner Wissenschaft bekommen, und in diesem Falle bin ich überzeugt, daß Du mir nicht helfen kannst. Ich gehe aber darüber zu Grunde!“ Sie hatte mit halb scherzhaft schmollendem Ton angefangen, aber gegen das Ende ihrer Worte zitterte ein so ernster Klang durch ihre Stimme, daß Meinard den Scherz verschluckte, mit dem er ihr antworten wollte, fast erschreckt seinen Sessel näher rückte und auch wirklich Thränen in den Augen der jungen Frau schimmern sah.

„Um Gottes Willen, Lucie!“ rief er, „was ist Dir?“

Lucie lachte. „Nun so gar ernst brauchst Du es doch nicht zu nehmen,“ sagte sie. „Mit einem Worte — ich bin eifersüchtig — furchtbar eifersüchtig.“

„Närrchen!“ rief Meinard, sprang auf und drückte die kleine Frau stürmisch an seine Brust. „Du eifersüchtig? Und auf wen?“

Lucie ließ sich die Liebkosung ruhig gefallen, ohne sie aber zu erwidern. Sie konnte noch das rechte Wort der Erwiderung nicht finden, dann aber machte sie sich leise aus des Gatten Arm frei und warf sich in den Sessel.

„Das Wort war vielleicht ein falsches,“ sagte sie, „aber ich finde kein anderes. Ich bin eifersüchtig auf Deinen Beruf, auf Deine Wissenschaft, die Dich mir immer wieder entziehen —“

„Das Schicksal aller Doctorfrauen!“ warf Meinard lachend ein.

„O,“ fuhr Lucie eifrig fort, „ich bin nicht so albern, daß ich Deine ganze Zeit für mich haben wollte, im Gegentheil, ich bin stolz auf Deinen Ruf, obgleich ich den Verdacht habe, daß er, wie der Ruf aller Aerzte, ein vollkommen unverdienter ist. Aber in der Zeit, in der ich Dich sehe, möchte ich Dich

haben, nämlich unzerstreut, mit den Gedanken nicht bei irgend einem interessanten Fall, sondern bei Deiner Frau. Siehst Du, das ist unerträglich, das halb Hinhören, wenn ich Dir etwas sage, das Abspringen, wenn ich erzähle, das Aufwachen aus dem Traum, wenn ich fertig bin; drei Viertel von Dem, was ich mit Dir spreche und bespreche, ist in den Wind geredet, und das ärgert mich, kränkt mich, macht mich wüthend, am meisten, wenn ich es mir hinterher klar mache, wenn Du längst nicht mehr da bist."

„Ich will mich bessern!" sagte Meinard und rückte seinen Stuhl schmeichelnd näher.

„Sehe Einer den Fuchs!" rief Lucie, „er will sich bessern und weiß recht gut, daß er es nicht kann, ja, eigentlich will er es auch nicht. Zu alle dem kommt nun die Hauptsache, und das ist es eigentlich, weshalb ich kam." Sie rückte ihren Sessel ganz nahe heran und sah Meinard scharf und fest in's Auge. „Wer seiner Frau überhaupt nur eine so getheilte, zerstückelte Existenz zu bieten hat, müßte mehr als jeder Andere mit dem kleinen disponiblen Rest zu Rathe gehen, denn er ist fremdes Eigenthum. In eine Ehe, eine glückliche, richtige Ehe, mit einem

Wort, in eine deutsche Ehe gehört kein Dritter, noch eine Dritte. Das ist mir ganz klar geworden, seit ich — nun, seit ich eifersüchtig bin."

Meinard wollte lächeln, wollte in einen Scherz einlenken, aber es gelang ihm nicht, und mit niedergeschlagenem Blick sagte er: „Ach, Du willst von Constantin sprechen?"

„Ja!" sagte Lucie, „und heute einmal ganz gründlich."

Meinard legte ihr die Hand auf den Arm. „Vergiß nicht, Lucie," unterbrach er sie, „daß Constantin unser Hausgenosse wurde mit Deiner Zustimmung."

„Das will gar nichts sagen!" rief Lucie. „Wenn Ihr Männer kommt und uns um Rath fragt, so thut Ihr es nur, um unseren Entschluß zu bestechen und Euch gegen späteren Einwand zu decken. Was sollen wir armen Frauen am Ende machen, wenn Ihr, wie Du in diesem Falle, ankommt mit den Worten: Du sollst entscheiden; ich werde nichts thun, was Du nicht billigst. Kann ich den liebsten Freund, dem psychische Pflege fast nothwendiger ist als physische, dem überfüllten Lazareth anvertrauen, in dem man ihn kaum beachten würde? Dabei warfst Du

obenein so liebenswürdig, wie ich Dich nie gesehen habe, so edel, so liebevoll, daß mir die Thränen in die Augen traten, und damit ist man immer verloren. Halte mir noch vor, daß ich einwilligte, Constantin in's Haus zu nehmen! Was sollte ich denn machen?"

Meinard nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen. „Du, Lucie, konntest nichts Anderes thun, als Du thatest, weil Du eben Du selbst bist, mit dem klugen Sinn und dem weichen Herzen. Du nahmst den Freund in Dein Haus, Du sannst nur, wie Du ihn pflegen könntest, Du scheutest keine Unbequemlichkeit, um ihm zu helfen; Du brachtest Deinen Frohsinn, ihn aufzuheitern, Deinen Geist, ihn zu zerstreuen, Deine Liebenswürdigkeit, ihm den Aufenthalt behaglich zu machen —"

„Halt!" unterbrach ihn Lucie, „wenn das Alles nicht hinterlistige Schmeichelei ist, um mich still zu machen, so beweist es mir nur, daß ich in diesem Augenblick durchaus nicht dies liebenswürdige ‚Ich selbst' bin, das Du so warm schilderst. Jetzt verlange ich meinen Mann zurück und deshalb den Dritten aus dem Hause, denn ich bin eifersüchtig auf Deine Freundschaft, und wir sind noch nicht lange

genug verheirathet, um immer einen Dritten neben uns zu haben, der jedes aufrichtige, intime Wort unmöglich macht."

Meinard stand auf und schritt durch das Zimmer. „Constantin," sagte er, „wird uns, denke ich, bald verlassen."

„Er kann das ohne Schaden," warf Lucie ein, „denn ich halte ihn für vollkommen hergestellt."

„In der Beziehung," sagte der Gatte, „muß ich mein Urtheil über das Deinige stellen. Noch ist meine Cur nicht vollendet, aber ich hoffe mit Bestimmtheit auf den Erfolg. Diesmal rede ich nicht von der physischen."

Lucie stand gleichfalls auf und hing ihren Arm in den des Gatten. „Man kann die psychische Cur verstehen, ohne gelehrter Arzt zu sein?" fragte sie, fuhr aber, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Habe ich mir ein Recht erworben, an derselben Theil zu nehmen?"

Statt aller Antwort schloß Meinard die junge Frau stürmisch in seine Arme. „Ja, Lucie!" rief er, „das sollst Du, und Du kommst meiner Bitte zuvor. Setze Dich still zu mir und höre mich an."

Und nun erinnerte er sie an die Erzählung Constantin's, die sie damals an dem friedlichen Frühlingsabend im Garten belauschte.

„Einen Augenblick, Lieber," unterbrach ihn Lucie, „da muß ich Dir ein Geständniß machen. Damals erschien mir Constantin mit seinem tragischen Geschick so anziehend, so interessant. Ich glaube, ich war nahe daran, mich in ihn zu verlieben. Nun ich Dich liebe, mit Deinem offenen, natürlichen Herzen, ist mir Constantin antipathisch geworden, und ich begreife nicht, wie ich mich auch nur einen Augenblick durch ihn habe angezogen fühlen können. Du hast mir oft gesagt, er sei Dir das Ideal eines Mannes, aber ich finde das gar nicht. Er hat sein Schicksal mehr ertragen, als daß er damit gekämpft hätte. Ist das männlich? Um dieser Cornelia willen, die vielleicht seiner Liebe nicht einmal werth war, entschloß er sich, die Menschheit zu verachten. Ist das gerecht? Liebte er sie wirklich, mußte er ihr vertrauen, trotz Allem sie wiederfinden, klar werden über sich selbst und über die Geliebte. Liebte er sie nicht, nun so war sein ganzer Lebensüberdruß unnöthig."

„Wie schnell, wie einfach man findet, was für

den Andern das Richtige wäre," rief Meinard, „und wie schwer sieht das Jeder für sich selbst. Aerzte sind doch nothwendig in der Welt, denn Niemand kann sich selbst curiren."

„Weil alle Krankheiten des Charakters chronisch sind!" lachte Lucie.

„Sieh einmal Einer meine kleine, kluge, gelehrte Frau!" rief Meinard.

„Und deshalb wird aus Deinem männlichen Constantin auch nichts weiter, als ein hochmüthiger, verstimmter, herzloser, unausstehlicher Sonderling!" warf Lucie hin.

„Keins dieser Epitheta gebe ich ganz zu," sagte der Gatte ruhig. „Noch weniger gebe ich aber Constantin auf. Wie ich bei der physischen Krankheit bis zum letzten Augenblick auf die Natur rechne, so bei den Krankheiten des Charakters auf das Schicksal. Ich weiß, wie Constantin war, und bleibe dabei, daß noch die Funken seiner alten Empfindungen unter der Asche glimmen. Wir brauchen nur den Hauch des Schicksals, der sie anfacht."

„Du stöberst schon so lange vergebens zwischen den Kohlen!" rief Lucie spöttisch.

„Und Du sollst mir helfen!“ sagte der Gatte, „denn ich fühle den Hauch des Schicksals für Constantin und sehe die Funken schon glimmen.“

Lucie richtete den Kopf auf. „Erzähle mir das!“ rief sie.

„Cornelia ist gefunden!“ sagte Meinard. „Constantin fand sie wieder, und im vollen Sinne des Wortes.“

Lucie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Lieber, dann versprich mir, die Beiden ihre Angelegenheit allein zu Ende bringen zu lassen. Schleppe mir die dann nicht auch noch in's Haus. Ich habe es Dir ja gesagt, daß ich einst nicht fern war von der Thorheit, mir ein ernstes Interesse für Constantin einzubilden. Damals haßte ich diese Cornelia, und ihr gegenüber ist mir eine fatale Empfindung geblieben. Ich sehe sie vor mir, nach Constantin's Schilderung, und mich haben diese sogenannten vornehmen Leute mit ihrer unverschämten Sicherheit und Beherrschung der Form immer geärgert und verlegen gemacht. Nenne es meinetwegen Hochmuth, ich verlange keine beschönigende Bezeichnung. Ich weiß im Voraus, daß die Dame eine verdrehte Person ist, und will kein Charakterlazareth in meinem Hause.“

Die Thür öffnete sich leise, und Constantin stand in derselben. Bleich noch, aber sonst fast unverändert war sein Aussehen. Er begrüßte Lucie mit einem Händedruck und erbat sich von Meinard die Zeitung. Lucie rückte ihm einen Sessel heran, aber er wies ihn zurück. „Nein, gnädige Frau," sagte er, „ich kam nicht, um Ihnen die wenigen behaglichen Augenblicke, die Sie mit dem Freund haben, zu kürzen. Ich gehe auf mein Zimmer zurück."

„Und wenn Sie nun Meinard allein gefunden hätten?" fragte Lucie.

Constantin erwiderte ganz ruhig: „Dann wäre ich geblieben."

„Dann wissen Sie nicht," sagte Lucie, „daß in der guten Ehe Mann und Frau so sehr Eins sind, daß es fast gleich ist, ob man das Ehepaar zusammen oder einzeln findet. Der Mann da allein darf Ihnen nicht lieber sein, als wir Beide zusammen."

Constantin, ohne darauf zu erwidern, setzte sich auf den Platz, den Lucie ihm angewiesen hatte.

„Ich habe zwar bis dahin wenig von der Ehe gewußt," sagte er, „aber ich habe in den letzten Wochen viel gelernt und in mir überdenken müssen,

da ich sonst nichts zu thun hatte und mein gestrenger Arzt mir das Reden verboten hatte. Ich muß Ihnen recht langweilig, recht verschlossen vorgekommen sein, gnädige Frau."

„Zuweilen wohl," lachte Lucie, „da wir einmal an der Aufrichtigkeit sind. Aber Sie haben mit Meinard zu reden!"

Constantin ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Das Ehepaar zusammen ist mir lieber, als der Mann da allein," sagte er.

„Constantin!" sagte Meinard nicht ohne Erröthen, „wir sprachen von Dir, als Du eintratest. Lucie weiß Alles."

„Natürlich!" rief Constantin, „das wäre eine schlechte Ehe, die Geheimnisse vor sich hätte, und der Freund, mit Allem, was ihn erklärt, durfte auch kein Geheimniß sein; desto besser also." Er stand auf und reichte Beiden die Hände. „Meine lieben einzigen Freunde, ich habe viel nachgedacht über mich selbst, über unsere Zeit, über das ganze neugewonnene Vaterland in diesen letzten Wochen. Dort, im blutigen Kampf, lernte ich erfahren, was das Vaterland ist, hier lernte ich erkennen, was das deutsche Haus

sein muß; daß ich außerdem, lange den Tod im Auge, das Leben neu schätzen lernte, nebenbei. Der Krieg wäre zu theuer, hätte er uns nicht Wahrheit, Reinheit, deutsche Sitte wieder errungen. Was jetzt geschehen wird im Vaterlande, wie man auch versuchen mag es zu gestalten, wird sich selbst ausbilden, ausleben und werden. Eins hat Jeder in sich zu werden, und Euch brauche ich es nicht zu nennen. Ich aber erkenne jetzt, wie verkehrt ich die Welt ansah. All' die kleinen und großen Unwahrheiten der Gesellschaft, in der ich groß wurde, brechen mir zusammen. All' die Empfindlichkeiten und Selbstquälereien des Hochmuths, durch die ich die Unnatur meiner Existenz aufbaute, fallen über den Haufen. Die Erkenntniß danke ich der großen Zeit, in der wir leben. Aber wie die Welt sich nach Frieden sehnt, so sehne ich mich nach der Heimath — nach der Heimath eines eigenen Hauses, mag es noch so schlicht sein."

Lucie hatte Thränen in den Augen. „Sprechen Sie das letzte Wort aus, lieber Freund," sagte sie, „denken Sie an Cornelia?"

Constantin's bleiche Züge überzog ein flüchtiges Roth. Er schwieg lange, ehe er antwortete, dann

sagte er klar und sicher: „Ich kann nur an sie denken. Was ich lange in der Brust todt, begraben glaubte, flammt wieder auf.“

Meinard warf einen fragenden Blick auf Lucie, die zuerst das Auge niederschlug, dann aber, als schäme sie sich, die bessere Empfindung zu verläugnen, hob sie es, und Thränen schimmerten in demselben. „Wo ist Cornelia?“ fragte sie schnell.

Constantin wollte antworten, aber Meinard fiel ihm in's Wort. „Bis hierher,“ sagte er, „habe ich nicht eingreifen wollen, jetzt aber zwingt mich die Pflicht als Arzt und als Freund —“

„Er hätte gern hinzugefügt: ‚als Gatte‘!“ schaltete Lucie ein.

„Du überhebst mich der Mühe,“ lächelte Meinard, „jede weitere Erklärung zu verbieten. Dich, Constantin, darf ich noch nicht aus dem Krankenzimmer entlassen, aber wir sind vollkommen klar. Gebt mir noch wenige Tage der Geduld und des Vertrauens.“

Constantin reichte ihm die Hand. „Nun ich sicher weiß, was geschehen muß, will ich ausharren, wie es der Freund verlangt.“ Er reichte auch Lucie die Hand und ging.

Die Gatten schwiegen lange. Endlich fing Lucie an: „Lieber, ich bin weder krank, noch weiß ich sicher, was geschehen muß. Ich verlange also, daß Du mir das Letztere sagst, damit ich das Meinige dazu thun kann.“

„Um Alles in der Welt,“ lachte Meinard, „Du wärest im Stande, mir diese Cornelia in's Haus zu schleppen, und ich will kein Charakterlazareth.“

„Ungezogener, böser Mann!“ schalt Lucie, „was für ein schlechter Arzt Du bist. Du giebst noch Deine Arzenei, wenn die Krankheit längst vorüber.“

„Gut,“ sagte Meinard, „Du sollst Alles erfahren!“

„Und das auf der Stelle!“ rief Lucie, „ich vergehe vor Ungeduld.“

Meinard zögerte. „Ich könnte Deine Ungeduld sofort befriedigen, aber ich lasse Dir die Wahl. Jetzt volles Geständniß, aber dann brauche ich Deine Hülfe nicht, oder eine kurze Frist Geduld, und Du sollst mit eingreifen. Wähle!“

Er streckte die Hand aus. Lucie zauderte eine Weile, ehe sie einschlug. Dann that sie es und rief: „Ich will Geduld haben, um mit helfen zu können!“

XII.

Meinard hatte an jenem Tage, als wir ihn zuerst in seiner Ehe kennen lernten, geschickt vermieden, mit Lucie allein zu sein. Er hatte sogar Angelika und ihren Gatten eingeladen, was er sonst nur auf Luciens bestimmten Wunsch zu thun pflegte. Angelika hatte unermüdlich von ihrem Lazareth gesprochen, dessen Seele sie in der That war, wenn sie auch mit Meinard, dem dirigirenden Arzt, in unaufhörlichem Conflicte lebte. Immer überschritt sie seine Anordnungen, und es war darüber zu den allerheftigsten Scenen gekommen, so daß Lucie zuweilen begütigend und versöhnend eingreifen mußte. Daß unter diesen Umständen Meinard die Generalin für den ganzen Nachmittag und Abend mit in's Haus brachte, war so auffallend, daß Lucie die Absicht sofort durchschauen mußte und mehrere Male nahe daran war, dem Gatten ernstlich zu schmollen, dann aber sah er sie so freundlich, so zuversichtlich an, daß der Zorn sofort gebrochen war. Sie wartete sehnlichst auf Angelika's Aufbruch, um in einem einsamen Augenblick ihrer Verstimmung Ausdruck zu geben; aber auch diese

Genugthuung sollte ihr nicht werden. Noch in später Abendstunde kam die Nachricht von der Eisenbahn, daß ein Zug mit Verwundeten signalisirt sei, und das sprengte sofort den kleinen Kreis um Luciens Theetisch. Meinard hatte die für die Lazarethe des Ortes bestimmten Kranken in Empfang zu nehmen, Angelika, als Vorsteherin der Verpflegungscommission für durchfahrende Verwundete, mußte auf den Bahnhof, Constantin zog sich in sein Schlafzimmer zurück, und der General öffnete zum ersten Mal den Mund, um zu seiner Statistik der Kampfunfähigen ungefähr sechshundert Mann hinzuzurechnen. Lucie wollte nicht allein bleiben und ließ sich leicht von Angelika anwerben, ihr beim Schmieren der Butterbrode behülflich zu sein. Man mußte noch lange auf die Ankunft des Zuges warten, und selbst Angelika hatte alle Zeit, mit ihren Vorbereitungen fertig zu werden. So schritten die Drei auf dem Bahnhofsperron in der kalten Herbstnacht auf und ab. Mehrere Male versuchte Lucie dem Gatten eine Frage zuzuflüstern, aber statt aller Antwort deutete er nur auf Angelika, und die junge Frau war wirklich nahe daran, zornig zu werden, als endlich der Zug einfuhr. Angelika

war sofort in voller Thätigkeit, indeß Meinard in dem begleitenden Arzt einen Freund begrüßte, Lucie hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen. Schnell waren die Anordnungen getroffen, und nun suchte Meinard sehr hastig seine Frau. „Lucie!“ rief er ihr schon von Weitem zu, „diesmal wird auch Dir eine Sorge, die ich Dir sogar für die ersten Stunden allein überlassen muß. Schwester Clara ist mit dem Zuge gekommen, erschöpft von monatelanger Anstrengung und selbst der Pflege bedürftig!“

Lucie vergaß alles Andere. Gleich hatte sie die Freundin gefunden, es verstand sich ja von selbst, daß sie dieselbe in ihr Haus nehmen wolle, und während Meinard das Unterbringen der Verwundeten besorgte, führte sie Clara in den Wagen und fuhr mit ihr nach ihrer Wohnung. Schwester Clara ließ sich Alles fast willenlos gefallen, so erschöpft war sie. Sie nahm Luciens Liebkosungen freundlich an, kaum dankend, aber als selbstverständlich. Lucie ließ sofort ein Zimmer herrichten, brachte selbst warmen Thee, und nun hatten die Beiden die Rollen getauscht. Lucie war die Pflegende, Clara empfing die Sorge und Bedienung. Clara sah mit freundlichem Lächeln,

durch das nur zuweilen ein tiefschmerzlicher Zug zuckte, der liebevollen Geschäftigkeit zu. „Das ist Wohlthat!“ sagte sie, „ein warmes, behagliches Zimmer, ein Bett nach den bitter kalten Nächten in den Eisenbahnwagen. Aber ich brauche nichts mehr, Lucie. Ich bin nicht krank, nur der Ruhe bedürftig, müde an Körper und Geist. Schlaf wird beide wieder in die gewohnte Bahn bringen.“

Lucie brachte die Freundin in's Bett, umarmte sie schmeichelnd noch einmal und verließ das Zimmer.

Eben war auch Meinard zurückgekommen, Lucie eilte zu ihm, und ehe er noch nach Clara fragen konnte, hatte sie ihm schon Alles erzählt. „Es war die höchste Zeit, daß sie kam,“ sagte Meinard, „und hätte mein Freund sie verstanden, wie ich es thue, hätte er nicht so lange zögern dürfen, sie heimzuschicken.“

„Um Gotteswillen, Lieber!“ rief Lucie. „Hältst Du sie wirklich für krank?“

Meinard antwortete nicht auf die Frage, sondern fuhr fort: „Komm, Lucie, setze Dich zu mir und laß uns überlegen; Du hast heute unzählige Male eine Aufklärung von mir verlangen wollen, und ich bin jetzt bereit, sie Dir zu geben.“

Lucie sprang auf und rief diesmal wirklich in aufrichtigem Zorn: „Bin ich denn so kindisch, daß ich es verdiene, nur immer wie ein Spielzeug Deiner Launen behandelt zu werden? Du siehst mich in Todesangst um ein Wesen, das ich liebe wie eine Schwester, beantwortest mir nicht meine sorgende Frage, lenkst zu Anderem über, an das ich nicht mehr denke, und verstehst nicht, daß ich in diesem Augenblick überhaupt für Anderes keinen Sinn habe."

Meinard lächelte und reizte dadurch Luciens Zorn nur noch mehr. „Und ich muß Dir doch von Constantin, von Cornelia reden."

„Kein Wort will ich hören!" fiel Lucie ein. „Haben sie so lange ohne einander fertig werden können, mögen sie sich auch noch länger gedulden. Meine Zeit, meine Gedanken, meine Sorgen gehören jetzt Clara. Ich sehe wohl, worauf Du hinzieltest. Ich sollte Eure stolze, hochmüthige Cornelia in's Haus nehmen, und ich war in meiner Gutmüthigkeit auch schon nahe daran, auf den Plan einzugehen. Daraus kann jetzt nichts mehr werden. Ich habe Clara hier, die meiner Pflege noch lange bedürfen wird, und Du kannst sehen, wo Du mit Deiner

Cornelia bleibst, von der ich überhaupt nichts wissen will. Heute Mittag hätte ich Dir vielleicht Alles versprochen und dann auch sicher gehalten. In Deiner Weisheit schien ich Dir doch sicher, und es machte Dir Spaß, mich hinzuziehen. Jetzt ist es Dir ganz gesund, daß Du Dich verrechnet hast!"

Sie hatte die Hand auf die Thürklinke gelegt und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Meinard hatte sie ruhig ausreden lassen, aber er lächelte nicht mehr und hatte den Blick ernst gesenkt. Er fühlte es, daß doch etwas Grund da war für den Zorn der liebenswürdigen Frau, so falsch sie übrigens die Verhältnisse auffaßte. Er mußte sich gestehen, daß er wirklich mit Lucie gespielt hatte, daß ihre zürnende Ungeduld zu reizen ihm ein eigenthümliches Vergnügen bereitet hatte. Ernst hob er den Kopf und rief: „Wenn nun Cornelia schon hier wäre!"

„Hier?" fragte Lucie und kehrte zurück.

„Hier im Hause, unter Deiner Obhut, im vollen Besitz Deiner Liebe!" antwortete Meinard.

Lucie stand wie versteinert. Sie konnte es noch nicht fassen, und doch combinirte sie sich schnell den Zusammenhang. „Ist es wahr?" rief sie. „Clara

— Cornelia?" Sie sank Meinard gegenüber in einen Sessel, und die Thränen der Erregung, der Theilnahme rollten über ihre Wangen. Mit wenig Worten hatte ihr Meinard Alles erklärt, hatte ihr erzählt, wie Constantin und Cornelia sich wiederfanden, wie ihre Vergangenheit, die Motive ihrer Trennung klar gelegt wurden, und wie es nur eines Wortes noch bedürfe, um, was Constantin sehnlichst wünsche, einen Bund zu schließen, den so wunderliche Verhältnisse getrennt und wieder zusammengebracht hätten. Lucie hörte ruhig, ohne zu unterbrechen, zu, dann sprang sie auf und sagte: „Wunderliche Verhältnisse nennst Du, was ich nur für Eigensinn, Hochmuth, Verkehrtheit ansehe. Suche nur keine Entschuldigung in den Verhältnissen, wo die Beiden nur Alles selbst verschuldeten. Cornelia mußte dem Geliebten gegenüber offen sein und nicht davor zurückbeben, ihm die Schuld des Vaters zu gestehen, Constantin mußte sie suchen durch die ganze Welt, und es wäre so leicht gewesen sie zu finden. Damals wäre es natürlich gewesen, einen Bund zu schließen, der gar nicht hätte getrennt werden müssen. Jetzt ist's Unnatur, und ich bin überzeugt, daß Clara niemals darauf eingeht."

„Wie Cornelia zur Schwester Clara wurde, muß Schwester Clara wieder zur Cornelia werden, das ist Alles!“ sagte Meinard.

„Und Du meinst, das ginge nur so?“ rief Lucie.

Meinard war aufgestanden und legte den Arm um den Nacken seiner Frau.

„Es wird gehen, wenn Du uns beistehst!“ sagte er.

Am andern Morgen, zu ungewohnt früher Stunde waren die Gatten schon auf. Lucie hatte nicht schlafen können, so beschäftigten sie die Entdeckungen des vergangenen Tages. Eine Todesangst um Clara's Gesundheit hatte alles Andere zurückgedrängt. Sie führte Meinard in Clara's Zimmer. In tiefem, ruhigem Schlummer lag sie da, und leise, um sie nicht zu wecken, traten die Gatten zurück. „Schlaf,“ sagte Meinard, „das ist die Arzenei der Natur und die beste, die ihr hätte gegeben werden können.“ Er mußte fort, um die in der Nacht übereilt getroffenen Anordnungen in den Lazarethen zu prüfen. Lucie blieb allein und sann über Clara's Geschick. „Hat sie sich nicht ein Glück errungen in dem Segen ihres Berufes, und wäre es nicht sündlich, sie darin zu erschüttern, wohl gar es ihr rauben zu wollen?“ Sie

konnte sich Clara nicht vorstellen wieder in das Treiben der Welt gestellt, und doch, wie sie sann und sann, wurde Clara ihr mehr und mehr zur Cornelia und nicht mehr die, die sie gekannt, und der sie mit solcher Ehrfurcht ihre Neigung entgegengetragen hatte. Damals war sie so unnahbar gewesen, selbst für die schüchterne Freundschaft; jene Stunden an den Ufern des Rheins, ehe Clara auf das Schlachtfeld ging, hatten sie ihr schon näher gerückt, und jetzt wurde ihre Empfindung eine ganz andere, gleichstellende, ja fast unterordnende. Von kindlichem Gefühl war es ein schwesterliches geworden, fast das der älteren Schwester.

Clara erwachte. Schwer wie Blei hatte der Schlaf auf ihren Sinnen gelegen und lag noch auf den Gedanken. Mühsam konnte sie sich klar machen, wo sie sei, langsam auf die Begegnung der vergangenen Nacht besinnen. Als es ihr klar wurde, stand sie schnell auf, aber sie hatte ihre Kräfte noch überschätzt. Mit Anstrengung kam sie mit dem einfachen Anzug zu Stande und schleppte sich dann, fast tastend, zur Thür. Erstaunt sah sich Clara um. Kunstschätze, das Erbtheil der Eltern, bedeckten die

Wände. Clara glaubte in einer anderen Welt zu sein und ließ sich matt auf einen Sessel am Kamin nieder, in dem behaglich wärmendes Feuer flammte. Sie fühlte sich nicht krank, Wärme und Ruhe waren ihr so wohlthuend. Der Contrast dieser Umgebung mit der der letzten Monate war so gewaltig, daß er jeden Vergleich ausschloß. Halb träumend, aber mit dem wohlthuendsten Gefühl der Behaglichkeit ließ Clara den Blick über den freundlichen Raum streifen, in dem sie sich so unerwartet fand. Wie eine Fata morgana tauchte ihre eigene versunkene Vergangenheit vor ihrer Seele wieder auf, die Zeit, in der sie in ähnlichen Räumen gelebt, sich wohl gefühlt hatte. Allmählich machte sie sich klar, daß sie bei Lucie sei. Sie hatte sich also das Haus gegründet, mußte verheirathet sein. Mit wem anders, als mit Constantin? Clara schreckte zusammen bei dem Gedanken. Würde sie es ertragen, hier zu verweilen? Sie sah der Frage muthig und sicher in's Auge und lächelte. Ja, sie würde es können; hatte sie sich doch längst entwöhnt, für sich noch einen Wunsch zu hegen. Sie fühlte, es war die letzte Prüfung; aber sie wußte es, sie würde sie bestehen.

Da öffnete sich leise die Thür und Constantin trat herein. Hätte Clara noch einen Zweifel haben können, jetzt mußte er gehoben sein. Sie zuckte zusammen, aber nur einen Augenblick, dann war sie gleich wieder gefaßt. Constantin aber starrte sie an, als traue er seinen Sinnen nicht, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er, halb erschreckt, halb erfreut: „Cornelia! Du hier, Cornelia?“ über die Lippen brachte.

Cornelia wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht und reichte ihm nur freundlich die Hand entgegen. „Ein unerwarteter Gast in Deinem Hause, Constantin,“ sagte sie, „aber, nicht wahr, kein unerwünschter?“ Sie lächelte dabei, und in diesem Augenblick hätte Niemand im Zweifel sein können, ob sie schön sei. Die ganze Verklärung unselbstsüchtiger Neigung glänzte über ihre Züge.

Constantin konnte kein Wort finden, nur Cornelia fuhr fort: „Gott sei gedankt, der mein Gebet erhörte, ich sehe Dich genesen und glücklich!“

„Glücklich?“ fragte Constantin, aber der schmerzliche Ausdruck, mit dem er die Frage aussprach, wich schnell einem freudigen, in dem die Ahnung kommenden Glückes aufleuchtete.

„Komm näher, Constantin," flüsterte Cornelia, „setze Dich mir gegenüber. Das Sprechen wird mir noch schwer, und ich habe Dir so viel zu sagen, mehr noch zu fragen. Ich habe nichts gehört von der Welt seit Monaten, nichts gehört von Dir, und Du mußt mir Alles erzählen."

„Ja, Cornelia!" sagte Constantin, „die Welt ist eine andere geworden, und wir Alle stehen anders in derselben. Das Vaterland, wenn auch noch ringend in dem blutigen Kampfe, ist neu verjüngt und im Werden. Müßten wir uns nicht mit ihm verjüngen und abwerfen alle Schlacken der vergangenen Zeit?"

Cornelia schwieg eine Weile, dann fing sie an: „Wieder verjüngen, wandeln und werden? Sagtest Du nicht so? Meine Wandlung liegt hinter mir. Dir hat Gott den rechten Weg gezeigt. Du hast das Haus gegründet, und es wird Dir gesegnet sein."

„Ich verstehe Dich nicht, Cornelia!" sagte Constantin.

„Bitte, nenne mich nicht so," flüsterte sie. „Nenne mich Schwester Clara, wie Lucie mich nennt und wie mir von Euch zukommt in doppelter Bedeutung.

Denn eine Schwester will ich Euch sein und bleiben. Hier hast Du meine Hand darauf."

Constantin wollte sie unterbrechen, aber sie wehrte ihm mit einer Bewegung der Hand.

„Laß mich gleich ganz aufrichtig sein in der ersten Stunde," fuhr sie fort. „Seit ich Dich wiedersah, seit Alles klar wurde zwischen uns, habe ich Augenblicke gehabt, in denen es mir schien, als wollten die Funken alter Neigung wieder aufglimmen unter der Asche der Entsagung, als könnte ich es nicht ertragen, daß Du einer Andern gehören solltest. Vergieb mir das, Du kannst es, denn es ist überwunden, und die Freundschaft ist geblieben. Ich danke Gott dafür, denn es war eine Zeit, in der ich das Herz für todt hielt und nicht mehr fähig des warmen Schlages für Freundschaft. Aber laß Cornelia vergessen sein und nimm Clara auf in Deiner Theilnahme, wie Du sie schon in Deinem Hause aufnahmst als willkommenen Gast."

Die Thür hatte sich leise geöffnet, Lucie stand in derselben. Sie wollte sich unbemerkt zurückziehen, aber Constantin war aufgestanden, ergriff ihre Hand und führte sie zu Cornelia. „Lucie, erklären Sie

ihr Alles!“ rief er, „ich vermag es nicht, mir ist das Herz zu voll von Bangen und Glück!“ Er preßte Cornelia's Hand stürmisch an die Lippen und ging. Lucie wußte nicht, was sie erklären sollte, und sah fragend auf Cornelia. „Bin ich denn nicht bei Dir, Lucie?“ fragte Diese. „Ist dies denn nicht Dein Haus?“

Lucie schloß sie, statt aller Erwiderung, zärtlich in die Arme.

„Und ist er, Constantin, denn nicht Dein Gatte?“ fuhr Cornelia mit bebender Stimme fort.

Lucie lachte hell auf unter strömenden Thränen. Abgebrochen, unzusammenhängend fing sie dann an zu erzählen, immer heiterer, immer freier werdend. „Ach nein,“ schloß sie, „ich habe den besten, ungezogensten, unerträglichsten und geliebtesten Mann von der Welt bekommen, kaum weiß ich selbst, wie ich dazu kam, zu dem Unhold, und zu dem Glück, ihn mein zu nennen.“

Cornelia erröthete tief. Was hatte sie ausgesprochen, was empfand sie nicht in diesem Augenblick! Lucie fragte, erzählte, weinte und jubelte, Cornelia konnte nicht zu Wort kommen. Stumm, gesenkten Hauptes

saß sie da, aber ihre Brust wogte, und ein Leuchten des Glückes lag auf ihren Zügen.

Meinard und Constantin traten herein.

„Nun?" fragte Constantin Lucien mit dem Ausdruck angstvollster Spannung.

„Kannst Du noch fragen?" rief Meinard. „Siehst Du nicht, wie es hier steht? Ja, es glühten noch die Funken alter Liebe unter der Asche, und im Sturmeshauch der großen Zeit sind sie aufgeflammt zu jungem Glück!"

Was sich der Wald erzählt.

Das Märchen

als Prolog.

Das waren laute Tage,
Im Streite lag die Welt.
Daß es die Waffen trage,
Hat Alles sich gestellt.
Im Kampf sich zu beweisen,
Selbst nicht die Dichtkunst mied.
Das Wort ward Stahl und Eisen,
Zum Schwerte ward das Lied.

Das Märchen stand verlassen
Im Dräuen um ihn her.
Ihm will der Streit nicht passen,
Ihm ziemt nicht Schild noch Speer.
Zum blut'gen Kampfesruhme
Ist seine Macht gering.
Es fliegt vom Blatt zur Blume,
Ein bunter Schmetterling.

Und aus des Streites Mitte
Da trieb's mich alsobald,
Ich floh mit scheuem Schritte
Tief in den grünen Wald.
Da, wo der Blüthen Fülle
Der Bäume Fuß umsäumt,
Hab' ich in Waldesstille
Geschlummert und geträumt.

Ich lag im duft'gen Reise
Umschattet und umrauscht,
Und hab' im Schlummer leise
Auf Waldes Wort gelauscht;
Wob meine Träume luftig
Und meine Phantasien
Im Blumenlaute duftig
Und in der Blätter Grün.

Jetzt treibt's vom Blumenbette
Mich wieder waldauswärts;
Des Märchens liebste Stätte
Ist doch des Menschen Herz.
Jetzt drängt's mich, Euch zu fragen:
Ist noch im Sturm die Zeit?
Ist noch nicht ausgeschlagen
Und ausgekämpft der Streit?

Doch habt für Waldes Kunde,
Für meinen bunten Traum
In Eures Herzensgrunde
Ihr jetzt schon wieder Raum,
Dann nehmt, den ich getragen,
Den Strauß voll Waldesluft,
Und auf des Herzens Schlagen
Steckt ihn an Eure Brust.

Und wollt Ihr ihn nicht achten,
Den Märchengunst umwallt',
So laßt den Strauß verschmachten,
Viel andre trägt der Wald.
Ich aber zu den Bäumen
Will wieder dann entfliehn,
Will wieder ruhn und träumen
Im duft'gen Waldesgrün.

Die Mohnblume.

Wir sind im Irrthum, wenn wir glauben, daß die Blumen nichts können als knospen, blühen, duften und verwelken; denn diese Ansicht, so viel verbreitet sie auch sein mag, hat uns doch nur unser eigener Egoismus aufgedrungen, der uns gern weiß machen möchte, Alles in der Natur sei allein für uns da, und da wir eben nur das äußere Leben der Blumen wahrnehmen könnten, hätten sie auch gar kein inneres. Wie gesagt aber, dem ist nicht so, und wie jede Blume ihren eigenen Charakter hat, die eine bescheiden ist, die andere stolz und eitel, diese heiter und glänzend, jene düster und unscheinbar, oder wie sie sich sonst noch in Farben und Gewohnheiten äußern mögen, so hat auch jede ihr eigenes Wünschen, Streben, Jauchzen, Trauern und Lieben; alle aber haben sie einen überwiegenden Patriotismus, das heißt eine

Anhänglichkeit nicht allein an das Land, sondern sogar an die Stelle, auf der sie aufgewachsen sind, so daß sie anderswo gar nicht existiren könnten: ein Gefühl, welches man in neuer Zeit bei den Menschen oft hat vermissen wollen. Aber auch ein Organ der Mittheilung haben die Blumen, und wer nur ihre Sprache verstünde, dem könnten sie manches Gedicht, manches Märchen in's Ohr hauchen, der würde gern manche Nacht (denn das ist besonders die Zeit ihrer Mittheilungen, wie wir bald sehen werden) auf der blumigen Flur lauschen, und all' die bunten Bilderchen, die ihm vorgeführt würden, möchten ihm leicht wie ein schöner poetischer Traum erscheinen. Der Erzähler des vorliegenden Märchens lag auch einmal in einer duftigen, mondhellen Nacht auf dem blühenden Teppich des Waldes und lauschte — oder träumte, was ihm Mancher eher glauben wird, — da hörte er auf einmal tausend Stimmchen aus den Blumen aufsteigen. Wahrscheinlich hatte ein freundliches Elfchen, dem er einmal unbewußt irgend wie einen Dienst geleistet hatte, ihm sein Gehör für die Nacht geliehen. Melancholisch flüsterte das Schilfgras dem Nachbar ein langes lyrisches Gedicht in's Ohr, und der Nach-

bar hörte aufmerksam zu. Dazwischen klapperte die Klatschrose, die bei den Blumen die Chronik scandaleuse ist und die Klatschliteratur repräsentirt. Nicht weit ab kicherten rothe Moosblüthen zusammen und hatten sich gewiß eben was recht Launiges erzählt. Die Glockenblume war zwar stumm, aber sie bestätigte fortwährend die Reden der Nachbarn, indem sie rechts und links mit dem Kopfe nickte. Das war nun mit dem Zittergras ganz anders, denn das schüttelte beständig mit dem Kopfe und wollte nichts glauben von alle dem, was es um sich hörte. Mochten sie nun den Lauscher gewahrt haben und ihn, nach dem alten Sprichwort, für seine Unbescheidenheit bestrafen wollen, oder mag es überhaupt ein Lieblingsthema der Blumen sein, kurz, diesmal drehte sich ihre Unterhaltung meist um die Ungerechtigkeit und die lieblose Art, die sich die Menschen gegen sie zu Schulden kommen ließen.

„O weh,“ rief klagend eine Schaar von Thymianblüthen, „da hat uns wieder der plumpe Fuß eines Menschen unsere liebsten Geschwister zerknickt.“

„Ja, sie achten uns gar nicht,“ sagte eine Pechnelke, die so gern bemerkt wäre und sich deshalb recht hoch auf ihrem schlanken Stiel emporstreckte, „wie

wir uns auch zärtlich an sie schmiegen und festhalten. Wenn sie uns noch vernichteten, weil wir ihnen schädlich sind, wie der Schierling; aber nichts ist schwerer zu tragen als ihre Mißachtung, in der sie es nicht einmal für werth halten, ihren Fuß von uns zu wenden."

„Nicht doch," flüsterte begütigend ein Vergißmeinnicht dazwischen; „sollte man doch nach Euren Reden die Menschen für gar ungerecht gegen uns halten! Und doch kann ich Eure Vorwürfe widerlegen. Sind wir ihnen nicht der liebste Schmuck bei festlichen Gelegenheiten, und wählen sie uns nicht immer als Boten für ihre heiligsten Gefühle, für die Liebe?" —

„Die Zeiten sind längst vorüber," sagte höchst verstimmt der Sauerampfer. „Halten sich die Menschen nicht in ihrem aufgeblasenen Stolze für berechtigt, selbst dem Schöpfer in's Handwerk zu pfuschen, ja, ihn zu verbessern, indem sie uns in jämmerlichen papiernen, gemalten Dingern nachahmen, ja, verschönert nachbilden wollen? Und womit schmücken sie sich denn jetzt, mit uns oder mit jenen verächtlichen Abbildern? Und zu Liebesboten nehmen sie uns auch

nur, wenn sie nichts Besseres haben; sonst ist aber diese Blumensprache längst aus der Mode gekommen, man nennt sie Sentimentalität und macht sie lächerlich."

„Ich ließe mir das Alles gefallen," nahm die Lilie das Wort: „wie können die Menschen unsere Gefühle achten, da sie sie nicht kennen? Aber sie müßten sie nicht ableugnen, wo sie ihnen augenscheinlich entgegentreten. Erinnert Euch nur. Wenn die Nacht vorüber ist und wir beim Morgenlicht um uns schauen, dann fehlt immer eine oder die andere von unseren Gespielen, die entweder schon in der Abenddämmerung ihr Haupt neigte, oder die ein wilder Nachtwind entblätterte. Dann betrauern wir sie, und Thränen hängen in unsern Augen. Die Menschen sehen das! aber ohne sich zu bemühen, es zu verstehen, läugnen sie, daß diese Tropfen ein Zeichen unseres Gefühls und unseres Schmerzes sind, und sagen, das wäre der Thau, den der Morgennebel über uns ausgeschüttet habe." —

Dieser Beweis von der Ungerechtigkeit der Menschen mußte so schlagend sein, daß für den Augenblick Keine Etwas zu erwidern oder hinzuzufügen hatte. Da bildete sich nicht weit von mir eine Gruppe

um eine glänzende, hoch aufgeschossene Mohnblume. Schon lange hatte ich bemerkt, daß ihre Umgebungen die Köpfe zusammengesteckt und an dem für mich so wenig schmeichelhaften Disput gar keinen Theil genommen hatten. Als nun diese Pause eintrat, rief die Schlüsselblume, indem sie laut ihr Glöckchen schwang: „Still, still, Ihr Schwestern, die Mohnblume will uns Etwas erzählen.“ „Die Mohnblume erzählt!“ hieß es, „still! still!“ und Alles horchte, denn auch das Schilfgras hatte eben sein langes Gedicht vollendet.

Die Mohnblume streckte sich auf ihrem schlanken Stiel, sah um sich und neigte sich dann einige Male hin und her. Ich hatte erwartet, daß sie sich erst lange bitten lassen, Heiserkeit vorschützen und mindestens viele Entschuldigungen voranschicken würde; aber das muß dermalen bei den Blumen noch nicht Sitte sein, denn die Mohnblume fing frisch weg an zu erzählen: „Ihr wollt mich anhören? Wohlan, so will ich Euch erzählen, wie nach alten grauen Sagen, die sich in meinem Geschlecht von einer Generation zur andern fortgepflanzt haben, wir Mohnblumen einem ganz eigenen Vorfalle unsere Existenz verdanken; denn

Ihr dürft ja nicht glauben, daß bei Erschaffung der Welt wir Blumen alle auf einmal über die Erde ausgestreut waren. O nein, da kam eine nach der andern, und es ging damals ungefähr eben so her, wie es jetzt noch im Frühling hergeht."

„Wie geht es denn im Frühling her?" unterbrach sie eilig die Klatschrose.

„Das kannst Du noch vorher vom Gänseblümchen erfahren," erwiderte die Mohnblume, „denn das ist immer schon früh dabei, dann aber stör' mich auch in meiner Erzählung nicht wieder."

Das Gänseblümchen, das meist wenig berücksichtigt wurde, ja, sogar bei Vielen für etwas simpel gilt, während seine Cousine, das Tausendschönchen, weil es etwas mehr Erziehung genossen hat, schon höher angeschrieben steht, war zugleich erfreut und verlegen, daß es auch einmal das Wort führen sollte, und ein leichtes Roth zog sich über die weißen Blätterchen, wie man das zu öfterm wohl schon an dieser kleinen Blume bemerkt hat. Dann hob es das Haupt dankbar zur hohen Gönnerin empor und erzählte, ohne weiter eine Frage zu erwarten.

„Was wir dem Winter zu Leide gethan haben,

daß er uns armen Blumen gar so gram ist, das kann ich Euch nicht sagen, und darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Das nur steht fest, daß er uns nicht leiden kann und nicht eher ruht, als bis er uns Alle von der Erde vertrieben hat. Aber sein Reich dauert ja auch nicht ewig, und nach ihm kommt unser bester Freund, der Frühling. Der sieht sich nun ganz betrübt um, wenn von allen den bunten Kindern, die er beim Scheiden dem Sommer so angelegentlichst empfohlen hat, keins mehr da ist, und muß sein Haar in lange, graue Schleier hüllen, weil er noch kein Blümchen oder Blatt hat, sich einen Kranz zu flechten. Da fährt er denn mit seiner lieben, warmen Hand leise über die Erde und winkt und ruft seine Lieblinge, von denen noch keiner das Haupt herausstrecken mag, denn sie sind noch gar erschreckt, so sehr hat sie der rauhe Winter eingeschüchtert. Auch ist diese Furcht nicht unbegründet, denn man hat Beispiele, daß der Winter, wenn er schon weit fort war, umgekehrt ist und die Blumen auf den Kopf geschlagen hat. Einige Blumen zwar, die ein besonders freundliches Gemüth haben, wollen den Frühling nicht lange warten lassen und kommen eiligst

hervor. So auch das gute Veilchen. Aber wenn es um sich schaut, und die Erde noch so sehr kahl aussieht, und von all' den Schwestern erst so wenig erwacht sind, dann fürchtet es sich und steckt scheu das Köpfchen wieder unter die grünen Blätter. Die Menschen nennen das Bescheidenheit, es ist aber vielmehr Furcht; und dann erwacht in dem Veilchen die große Sehnsucht nach Gefährtinnen, die sie in ihren lieblichen Düften aushaucht! Armes Veilchen! Die Sehnsucht bleibt unbefriedigt, und wenn die andern Blumen gekommen sind, ist seine Zeit längst erfüllt. Weil es sich aber immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt, kommt es zuweilen im Herbst noch auf einige Tage hervor, und sein Sehnen ist gestillt. Das ist aber auch der Grund, warum es dann nicht mehr so lieblich duftet als bei seinem ersten Erblühen."

„Nun seht Ihr, so geht es im Frühling zu," nahm die Mohnblume ihre Erzählung wieder auf, „und ähnlich so ging es auch bei der Schöpfung. Eine Blume kam nach der andern. Zu der Zeit aber, in die meine Sagen reichen, waren schon die meisten versammelt, und es war gar schön auf der Erde, denn überall herrschte Friede und Eintracht. Thiere

und Menschen wohnten friedlich bei einander, und da war nichts als Jubel vom Morgen bis zum Abend. Ein Wesen nur, das einzige in der weiten, weiten Schöpfung, theilte nicht dies allgemeine Glück und wandelte traurig über die junge Erde: es war die Nacht. Warum sie traurig war, werdet Ihr fragen. Ja, seht, sie war einsam in der Welt, wo jedes andere Wesen einen Gefährten hatte; und giebt es ein Glück, wenn wir es nicht mittheilen können? Dazu kam noch, daß die Nacht mehr und mehr empfand, was sie sich so gern verheimlicht hätte, daß sie das einzige Wesen war, dem die andern sich nicht liebend nahen mochten. Denn wie sie auch ihre freiwilligen Lämpchen anzündete, sie mußte doch den Menschen und Thieren die Schönheiten der Erde verbergen, und das wendete alle von ihr ab. Nicht daß sie ihr in's Gesicht geklagt hätten; aber in dem Jubel, mit dem die Morgensonne begrüßt wurde, sprach es sich deutlich genug aus, wie wenig man der Nacht zugethan war. Das betrübte sie natürlich; denn sie war gut und liebevoll, und sie hüllte ihr Haupt in den dichtesten Schleier, um ihren bitteren Kummer auszuweinen. Das rührte nun uns mitleidige Blumen

gar sehr, und wie sich Alles von ihr wendete, suchten wir, wie wenig wir auch ihren Schmerz stillen konnten, ihr Freude zu machen, so viel es unsere Kräfte erlaubten. Aber wir hatten nichts zu bieten, als nur Farben und Düfte, und an den Farben hat die Nacht seit jeher keine große Freude gehabt. So sparten wir für sie unsere schönsten Düfte auf; ja, einzelne, z. B. die Nachtviole, dufteten bei Tage gar nicht, um alle ihre Wohlgerüche der Nacht darzubringen, und diese Gewohnheit hat sie denn auch, wie bekannt, seitdem bewahrt. Doch alles das konnte die Trauernde nicht trösten, und sie warf sich in ihrem Schmerz vor den Thron des Schöpfers.

„‚Allmächtiger Vater,‘ hob sie an, ‚Du siehst, wie Alles glücklich ist in Deiner Schöpfung, — ich allein ziehe freudelos, einsam und ungeliebt über die Erde und habe kein Wesen, dem ich mich in meinem Kummer anschließen kann. Der Tag flieht vor mir, wie sehnsüchtig ich ihm auch nacheile, und wie er, wenden sich alle Geschöpfe von mir ab. Darum, allmächtiger Vater, erbarme Du Dich meines Schmerzes und gieb mir einen Gefährten!‘

„Da lächelte in Mitleid der Schöpfer, erhörte das

Gebet der Nacht, schuf den Schlaf und gab ihn ihr zum Genossen. Erkennt man es nicht, daß der Schöpfer ihn lächelnd schuf, daran, daß er nur geliebt ist, nur Segen austheilt, nur Glück und Trost? Die Nacht nahm den Freund in ihre Arme, und nun ging eine ganz andere Zeit für sie an. Nicht allein, daß sie nicht mehr einsam war, sondern es wurden ihr auch die Herzen Aller zugethan, seit der Schlaf, der Liebling aller Lebenden, mit ihr kam, wenn sie den Tag von der Erde verscheuchte. Bald fanden sich noch andere freundliche Wesen in ihrem Gefolge, die Kinder der Nacht und des Schlafes, — die Träume. Die zogen mit den Eltern über die Erde und hatten bald Freundschaft mit den Menschen geschlossen, die damals auch noch in ihrem Herzen wie Kinder waren. Aber leider änderte sich das bald. Leidenschaften erwachten in den Menschen, und in ihrem Gemüthe wurde es trüber und trüber. Kinder verderben leicht in böser Gesellschaft, und so kam es denn, daß auch einzelne Träume durch den Umgang mit den Menschen leichtsinnig, trügerisch und unfreundlich wurden. Der Schlaf bemerkte diese Veränderung seiner Kinder und wollte die ungerathenen schon aus

seiner Gesellschaft ausstoßen, da baten die Geschwister für sie und sagten: ‚Laß uns die Brüder, sie sind nicht so schlimm, als sie scheinen, und wir versprechen Dir, nach Kräften wieder gut zu machen, wo sie sich in ihrem Muthwillen einmal vergehen.‘ Der Vater erhörte den Wunsch seiner guten Kinder, und so blieben auch die bösen Träume in seiner Gesellschaft, die aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, sich wunderbarer Weise immer am meisten zu den bösen Menschen hingezogen fühlen.

„Mit den Menschen wurde es jedoch schlimmer und schlimmer. Einst lag ein Mann in einer herrlichen Nacht auf dem duftenden Rasen, und der Schlaf und die Träume waren zu ihm getreten; aber die Sünde ließ sie nicht Macht über ihn bekommen. In seiner Seele stieg ein furchtbarer Gedanke auf, der Gedanke an Brudermord. Vergebens schüttelte der Schlaf aus seinem Zauberstab die beruhigenden Tropfen auf ihn aus, vergebens umgaukelten ihn die Träume mit ihren bunten Bildern, — immer wieder entzog er sich ihrer sanften Herrschaft. Da rief der Schlaf seine Kinder zu sich. ‚Laßt uns fliehen,‘ sprach er, ‚dieser Mensch ist unserer Gaben nicht werth!‘ Und

sie flohen. Als sie fern waren, nahm der Schlaf seinen Zauberstab, halb im Zorn, daß er ihm diesmal seine Kraft so schlecht bewährt hatte, und steckte ihn in die Erde. Oben darauf hingen die Träume spielend ihre leichten, luftigen, bunten Bilderchen, die sie dem Menschen hatten schenken wollen. Das sah die Nacht, und sie hauchte Leben in den Stab, daß er Wurzel schlüge in die Erde. Er ergrünte und barg nach wie vor in sich die Tropfen, die den Schlaf herbeirufen. Und die Gaben der Träume gestalteten sich zu zarten, bunten, flatternden Blättern. So sind wir Mohnblumen entstanden" —

Die Erzählung war beendigt, und dankend beugten sich die Blumen von allen Seiten zur Erzählerin. Da dämmerte der Morgen heran. Als es nun hell wurde, flatterten die Blätter einer Centifolie zerstreut durch den Wald und hielten still bei jeder Blume, an der sie vorbeikamen, jeder einen wehmüthigen Abschied zuflüsternd. Und Thränen hingen in allen Blumen.

Der Tannenbaum.

„Warum knarrte denn der Tannenbaum, als das Gänseblümchen erzählte, der Winter sei böse und könne die Blumen nicht leiden?" fragte die Linde.

„Weil er sich ärgerte," erwiderte die Eiche; „wenn er sich ärgert, knarrt er. Hast Du das noch nicht gehört? Wenn der Wind kommt und durch den Wald braust, dann ruft er uns Bäumen zu: ‚Beugt Euch!' aber der Tannenbaum sagt: ‚Steht fest!' Und wenn die Bäume des Waldes dann doch Furcht haben und dem Winde ihr Compliment machen, so bleibt der Tannenbaum ganz steif stehen, dreht sich nur mißbilligend und knarrt, weil er sich ärgert."

„Was hat das nun mit dem Winter und dem Gänseblümchen zu thun?" sagte die Linde.

„Frag' ihn doch, frag' ihn doch!" plapperte die Pappel, „Du wirst ja hören, was er sagt; er giebt oft spitze Antworten." Aber die Linde war doch neugierig. Wer kann's ihr verdenken? Wenn man Jahr aus Jahr ein auf demselben Fleck steht, läßt man sich nicht gern eine Geschichte entgehen, aus Furcht,

eine spitze Antwort zu erhalten. Wird's zu spitz, so schüttelt man sich's ab, und das können die Bäume auch. Die Linde war aber klug und besann sich auf einen passenden Anfang.

„Tannenbaum," sagte sie, „wie kommt's, daß Du immer dasselbe Kleid trägst, Winter und Sommer, in kalten, wie in warmen Tagen?"

„Weil ich nicht eitel bin und immer etwas Neues haben muß, wie Ihr," antwortete der Tannenbaum.

„Da hast Du's, steck's ein," sagte die Pappel.

Unrecht hatte der Tannenbaum aber doch; das war nicht der Grund, denn am Ende konnte er nichts gegen seine Natur. Doch die Menschen machen's auch nicht besser, und rechnen sich's immer als besondere Tugend an, was in ihrer Natur liegt. Wer keinen Sinn für Putz hat, schmäht auf die Eiteln; ja, es giebt Leute, die auf die Poesie schelten, weil sie keine Empfänglichkeit dafür besitzen, und die haben noch mehr Unrecht als der Tannenbaum. Die Linde hätte die Antwort auch beinahe übel genommen und sich mit dem Tannenbaum nicht wieder abgegeben, aber dazu war sie zu neugierig, und das war gut; denn einerseits hilft das Maulen nichts, andererseits

hätte sie dann nicht die Geschichte vom Winter erfahren, und wir auch nicht. Die Linde murmelte also Etwas in sich hinein, dann wandte sie sich aber wieder zum unfreundlichen Nachbar und sagte:

„Du könntest uns doch wohl Etwas von dem Winter erzählen; Du kennst ihn ja, und wie es heißt, hast Du ihn lieb. Wir Andern, wir wissen nichts von ihm; denn wir schlafen, wenn er kommt, Du aber wachst und erzählst Dir die lange, lange Zeit Etwas mit ihm."

Der Tannenbaum schwieg eine Weile, und alle Bäume lauschten begierig, was wohl daraus würde; nur die Weide sagte:

„Linde, Du hast Courage, giebst Dich mit Dem ab!"

Endlich erwiderte der Tannenbaum:

„Laßt mich zufrieden, und wenn Du von dem Winter Etwas wissen willst, so bleib' wachen. Wer Etwas wissen will, darf nicht die Zeit verschlafen."

Jetzt wäre die Unterhaltung aus gewesen, wenn nicht die Eiche sich in's Mittel geschlagen hätte. Die stand nun sehr in Ansehen unter den Bäumen des Waldes, weil sie die älteste und die stärkste war. Wer weiß, ob ihr Ersteres Respect gegeben hätte,

wenn nicht Letzteres dazu gekommen wäre! „Tannenbaum,“ sagte sie, „Du scheinst ein unfreundlicher Gesell, aber Du bist nicht so böse und kehrst nur immer Deine rauhe Seite nach außen. Ich kenne Dich besser; denn ich sah Dich schon, als Du kaum ein Jahr zähltest und erst einen grünen Sproß gethan hattest. Aber warum bist Du barsch gegen Deine Gefährten? Hat uns nicht ein Boden erzeugt? Umarmen sich nicht unsere Wurzeln in der Tiefe wie unsere Zweige in der Höhe? Trotzen wir nicht gemeinsam Gefahren, denen wir einzeln nicht widerstehen könnten? Es ist nicht gut, sich abzusondern, noch dazu um so nichtige Dinge. Weil jene sich mit Blättern schmücken und Du mit Nadeln, weil Deine Rinde vielleicht rauher ist, als die der Buche, darum willst Du Dich abschließen, unfreundlich scheinen, was Du nicht bist? Nicht doch, erzähle Deinen Gefährten; sei jetzt am guten Tage mit ihnen froh, da Du doch in schwerer Zeit mit ihnen zusammenhalten mußt.“

Das waren ernste Worte; die Tanne nahm sie sich zu Herzen, mancher Andere könnte es auch noch! Tannenbaum besann sich, dann erzählte er:

„Ihr wollt von dem Winter hören? Nun, wohlan! Legt Euer Vorurtheil ab gegen ihn; denn ich weiß, Ihr mögt ihn nicht leiden. Glaubt nicht, daß ich parteiisch bin, weil er mein Freund ist; ich bin nur wahr, weil ich ihn kenne. Aber zur Sache! Als Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, als die Blumen prangten auf dem Felde und die Bäume im Walde, rief er die Jahreszeiten und sprach: ‚Seht meine Welt, wie schön sie ist; Euch übergebe ich sie; theilt Euch in Blumen und Bäume, aber liebt und pflegt sie auch.' Da waren die Jahreszeiten sehr glücklich und schwelgten mit den Kindern der Natur. Das ging eine kurze Weile, aber da fing hier und da eine Uneinigkeit an sich zwischen ihnen zu bilden. Der kecke, unstäte Frühling konnte sich mit dem langsam bedächtigen Winter nicht vertragen; der glühende Sommer fand den Herbst phlegmatisch; der Herbst schalt den Frühling, daß er die Blumen verzöge; — kurz, der Streit wurde immer heftiger, und Blumen und Bäume standen sich am schlechtesten dabei. Da sagte der Herbst: ‚Das geht nicht länger, — gemeinsam können wir uns nicht vertragen, kommt her und laßt uns theilen. Und so geschah es. Die Jahres-

zeiten theilten die Erde. An den beiden Polen baute sich der Winter sein Haus; mitten um die Erde schlang sich der Sommer, und Frühling und Herbst schufen sich dazwischen ihr Reich. Daß es nicht ganz bei dieser Theilung blieb, werdet Ihr später erfahren; aber fast ist es noch so, und der Winter wohnt noch in seinem alten Hause."

„Woher weißt Du denn das?". fragte die Linde.

„Mein Vetter hat mir's erzählt, der ihn einmal dort besuchte."

„Gebt Acht, der lügt uns was vor," flüsterte die Pappel dem Nachbar zu.

„Wie konnte Dein Vetter ihn besuchen?" fragte die Linde, „muß er nicht so fest stehen wie wir?"

„Das ging so zu," erwiderte der Tannenbaum. „Es kamen einmal kühne, unternehmende Männer und suchten Holz aus, um ein Schiff zu bauen. Mein Vetter, ein schlanker, hoher Tannenbaum, stand recht stolz unter den übrigen Bäumen des Waldes. Kaum hatten sie ihn erspäht, so wurde er gefällt, und sie machten ihn zum Mastbaum. Nun ging's in die See. Meinem Vetter gaben die Seeleute ein großes Tuch um und sagten: ‚Halt's fest!' Auf seine

Spitze aber pflanzten sie ein buntes, weit schimmerndes Wimpel. Der Vetter war ganz lustig auf der Reise und versah seine Pflicht wohl, und wenn der Wind kam und ihm das Tuch wegnehmen wollte, hielt er es fest und beugte sich nicht; darum ehrten ihn auch die Schiffsleute vor allen Hölzern des Schiffs. Die Fahrt ging immer nach Norden, und siehe da, auf einmal kamen sie an das Haus des Winters. Das Haus sah zwar einfach, aber mächtig aus, und als das Schiff anklopfte, trat der Winter heraus, ganz verwundert über den seltenen Besuch. Doch aber fiel ihm ein, daß, wenn er kommt, er oft sehr wenig freundlich aufgenommen wird; er fühlte sich also auch nicht zur Gastfreundschaft angeregt und schüttelte sein Haupt, daß die weißen Flocken nur so herumstoben. Da gewahrte er meinen Vetter, und da er uns Tannenbäumen ganz besonders gewogen ist, wurde er gleich freundlich, und nun ging's an's Plaudern. Da wollte er wissen, wie's jedem einzelnen von seinen Brüdern erginge, und als der Mastbaum Alles berichtet hatte, fing auch er an zu erzählen, lauter wunderbare Geschichten, und was Ihr jetzt von mir hörf, ist eine davon.

„Die Geschichten nahmen gar kein Ende, und der alte Herr war so glücklich in seinen Erinnerungen, die er nun alle auskramte, daß er das Schiff nicht wieder fortlassen wollte und sich mit festen Armen um dasselbe legte. Mein Vetter kann gar nicht genug sagen, wie schön das war; aber je besser er sich befand, desto schlechter ging es der Schiffsmannschaft. Eines Morgens hörte er, daß sie unter einander beriethen. ‚Unser Holz ist verbrannt, unsere Speisevorräthe gehen zu Ende,‘ sagte der Steuermann, ‚und wenn das Eis nicht bald aufgeht, so müssen wir jämmerlich umkommen; laßt uns den Mastbaum zerhauen und verbrennen, das wird uns wenigstens eine Zeitlang hinhalten.‘

„Als mein Vetter das hörte, lag er dem Winter mit Bitten an, das Schiff frei zu lassen, und der Winter erhörte ihn, um seinen Liebling zu retten, was er den Menschen zu Gefallen nicht gethan hätte. Er ließ das Eis aufgehen, und das Schiff mit seiner Mannschaft kam glücklich wieder in seine Heimath zurück.“ —

„Das war gut!“ riefen die Bäume einstimmig. — „Aber nun laßt mich wieder auf meine Geschichte

zurückkommen," nahm der Tannenbaum das Wort. „Die Erde war also eingetheilt, und die Jahreszeiten hatten jede ihr eigenes Reich. So wäre es nun auch wohl geblieben, wenn nicht der Frühling in seiner unbeständigen Art wieder eine Aenderung hervorgerufen hätte. Dem gefiel es nicht, immer an derselben Stelle zu bleiben; er rief die Jahreszeiten zusammen und machte ihnen folgenden Vorschlag. ‚Laßt uns anders theilen,' sagte er, ‚und, da uns ja die Erde gemeinsam gehört, nicht auf einen Raum angewiesen bleiben. Jeder von uns soll eine bestimmte Zeit haben, wo er die ganze Erde besitzt, wo er allein zu herrschen hat.' ‚Ich bin's zufrieden,' sagte der Sommer, ‚wenn ich nur den Gürtel der Erde für mich behalte.' — ‚Und ich meine Pole,' sprach der Winter. — Der leichtsinnige Frühling willigte in Alles, wenn er nur seinen Zweck erreichte, und der Herbst hoffte darauf, sich auf andere Weise zu entschädigen. So war der Vertrag geschlossen, und der Frühling wollte schon sein Reich antreten, da sprach der bedächtige Winter: ‚Aber damit nicht Einer alles Schöne der Erde für sich nimmt, laßt uns auch das theilen.'

„‚Gut,‘ sagte der Frühling, ‚ich nehme die Knospen!‘

„‚Mir gehören die Blüthen!‘ sprach der Sommer.

„‚Die Früchte sind mein!‘ rief der habsüchtige Herbst, — ‚und die Blätter der Bäume soll der Winter behalten.‘

„Der Winter hatte nichts dagegen; der Vertrag war geschlossen, und der Frühling begann sein Reich. An Baum und Blumen küßte er die Knospen hervor, und Alles lächelte ihn an. Als nun die Knospen brachen, als tausend Farben an Blatt und Blumen hervorglänzten, nahm der Sommer den Thron der Erde ein. Aber da fing gleich die Ordnung an zu wanken; denn der Herbst, der immer auf seinen Vortheil bedacht war, schloß einen besondern Vertrag mit dem Sommer. Der Sommer mußte ihm Blumen lassen, er gab ihm Früchte dafür; doch, wie man sagt, soll er nicht zu kurz gekommen sein und das Beste für sich behalten haben. Nun bekam er allein die Herrschaft und sammelte mit geschäftigen Händen die Früchte ein; denn dazu hatte er ein Recht. Aber es hatte sich noch etwas Anderes begeben, wodurch der arme Winter sehr betrogen wurde. Ihr erinnert Euch, daß nach der Theilung die Blätter der Bäume

dem Winter zugefallen waren. In der glühenden Liebeszeit aber, als da oben Blatt an Blatt hing, und unten im Grase die Blumen glänzten und coquett ihre tausend Farben entfalteten, hatte ein Liebeln angefangen zwischen Blättern und Blumen. Wie so oft, begann diese Liebe mit allerlei Neckereien. Wenn die Sonne warm und glänzend auf die Blumen scheinen wollte, stellten sich die Blätter der Bäume dazwischen; aber ehe die Blumen sich's versahen, beugten sie sich ab, daß der Sonnenglanz plötzlich herniederfiel und die Kleinen da unten blendete. Die Blumen drückten die Augen zu, und die Blätter kicherten oben in den Zweigen. Oder wenn ein erquickender Regen kam, hoben die Blätter Tröpfchen auf, und wenn die Blumen dachten, Alles sei vorüber, ließen sie sie herniederfallen, daß die Blumen erschraken und mit dem Kopfe schüttelten. Was zuerst nur Neckerei war, wurde bald Liebesdienst; denn die Sonne wurde heißer und heißer, und die armen zarten Blumen wären alle verdorrt, wenn die Blätter nicht wie ein Schild die feurigen Pfeile der Strahlen aufgefangen hätten. Nach diesem tieferen Ernst der Neigung waren ihnen auch die Neckereien nicht mehr

genug, und sie suchten nach einem Mittel der Verbindung. Doch da oben hingen die Blätter, und die Blumen glänzten im Grase. Die Liebe weiß immer Wege zu finden. Es hatten auch Blätter und Blumen bald einen Boten gewählt, der ihnen die Seufzer und Schwüre herauf und hernieder trüge, — den Epheu. Unten bei den Blumen war er entsprossen und schlang sich, ein grüner Kranz, zu den Blättern der Bäume empor, Blatt an Blatt gedrängt, die Leiter süßer Schwüre, eine verschwiegene Liebeskette. Wer erkennte nicht diesen holden Beruf auf den ersten Blick, — wen wehete es nicht aus den ewig grünen Ranken an wie verschwiegene Seufzer der schwärmenden jungen Liebe! Und die Blumen und Blätter begnügten sich mit dieser Botschaft. Da ging des Herbstes Reich zu Ende, und die letzten Blumen wollte er pflücken auf der Flur. Die Blätter blichen hin vor Sehnsucht und lagen dem Herbst an mit inständigen Bitten, nur ein einziges Mal sie hernieder zu lassen zu den sterbenden Geliebten. Und der Herbst erhörte sie, obgleich er nicht das Recht dazu hatte und dem Winter vorgriff, dem allein die Herrschaft zustand über die Blätter. Der Herbst

schüttelte die Bäume, und hernieder flatterten die freien Blätter zur Erde. Nun ging erst recht ein tolles Liebesleben an. Der Herbst, der seine Freude daran hatte, spielte eine wilde Weise auf; es flogen die Blätter im wirbelnden Tanze um die Blumen herum, bis diese matt und müde ihr Haupt senkten, und die Blätter bei dem letzten Liede, das der Herbst brausen ließ, sich niederlegten zum ewigen Schlummer. Da kam der Winter gezogen. Kahl und öde empfing ihn Flur und Wald. Nichts grünte ihm entgegen, als wir armen Tannenbäume; denn mit unseren Nadeln hatte kein Blümchen ein Liebesgetändel anfangen wollen, und der Epheu schlang sich noch von Baum zu Baum, als wollte er dem Winter eine Ehrenpforte schmücken, und von Ast zu Ast, als wollte er die Treulosigkeit der Blätter verbergen und den Bäumen einen Schmuck leihen für das verlorene, verwehte Laub. Der Winter sah es bewegt, und während er zürnend die letzten Blätter, die wider Willen verlassen und einsam hier und da an den Zweigen hingen, hernieder peitschte und umjagte über Eis und Schnee, sprach er feierlich zu den Blättern des Epheus: ‚Euch will ich schützen, Euch will ich bewahren zu dem freund-

lichen Geschäft, das Ihr Euch wähltet; seid und bleibt Liebesboten, tragt verschwiegene Grüße herüber von Blume zu Blatt, vom Herbst zum Lenze; schlagt eine ewige Brücke von Jahreszeit zu Jahreszeit! Euer Beruf ist: umschlingen und vereinen; Ihr, die immer grüne Erinnerung der Fluren und Wälder, Ihr sollt selbst die Strenge des Winters brechen.'

„So sprach der Winter zum Epheu; aber uns Tannenbäumen schenkte er seine vollste Neigung und bereitete uns Ehren, deren Ihr anderen Bäume nicht theilhaftig werdet."

„Und das wäre?" fragten verletzt die übrigen Bäume.

„Der Winter ist die Jahreszeit des Gemüthes," fuhr der Tannenbaum fort, „darum hatte er das auch beim Epheu gleich erkannt und geehrt. Die Menschen wissen das; denn zu keiner Zeit schließen sie sich enger an einander an, als gerade im Winter. So bringt er auch mit sich das gemüthsreiche, heilige, geheimnißvolle Weihnachtsfest; so seht Ihr auch in seiner Begleitung den freundlichen Geist, den Weihnachtsmann. Die Menschen sagen: der Weihnachtsmann, das ist die Liebe der Eltern, der Freunde;

aber das ist nicht wahr. Wenn der seinen Zauber ausübt, so ist's um die Menschen geschehen. Tag und Nacht sinnt in der ersten Winterzeit die Mutter, aber nur, weil ihr der Weihnachtsmann beständig in's Ohr flüstert. Und wer um Weihnachten ausgeht, um zu kaufen, der bringt immer mehr nach Hause, als er wollte, der kürzt seinen Beutel immer mehr, als er beabsichtigte. Das sind nicht die schönen Sachen, die ihn reizen, nein, das ist der Weihnachtsmann, der überall winkt und flüstert und an dem Herzen zieht, daß die Hand sich öffnet, und immer wieder, bis er die reichste Weihnachtsfreude bereitet hat. Wir Tannenbäume, wir wissen das, denn wir stehen immer mitten dazwischen, wir sind die Weihnachtsbäume, und in den schönsten Weihnachtsjubel stellt uns der gute Weihnachtsmann in die Mitte. Wir fehlen nirgends, weder im Schloß noch in der Hütte. Mögen die Eltern noch so arm sein, ein Paar Lichtchen stecken sie doch an unsere grünen Zweige für die jauchzenden Kinder. Gold und Silber hängt an uns hernieder, schimmernde Früchte tragen wir, und die Kinder schlagen vor uns in die Hände; denn wenn alles Andere auch noch so schön ist, der

Weihnachtsbaum bleibt das Schönste, — ihn hat der Weihnachtsmann in seinen eigenthümlichsten, wunderbarsten Zauber eingehüllt. Vielleicht lieben die Kinder den Weihnachtsbaum so sehr, weil er selbst ist wie ein reiches Kindergemüth. Um die grünen Zweige der Hoffnung schlingen sich allerlei glänzende Bilder; reich und golden steht er da, geheimnißvoll und unerklärt. Aber ein glänzendes Bild nach dem andern fällt ab; das Gold war Schaum, die Hoffnungen welken, das Geheimniß löst sich; mit dem letzten Flitter, den man abnimmt, schwindet das ganze Wunder, und es ist nichts übrig, als ein welker Tannenbaum. In dem Gemüth des Kindes verweht ein goldener Traum nach dem anderen; ein Geheimniß nach dem anderen, in das es sich einhüllte, löst sich; und wie ist das Leben anders, als des Kindes Gemüth es in sich trug!"

„Wenn die Flitter alle fielen, ist Deine Herrlichkeit vorüber?" fragte die Espe.

„Dann steckt man den Baum in den Kamin," sagte die Tanne, „und da hört er oft manch schönes Märchen, das die Menschen sich erzählen, wenn sie hineinblicken in die Gluth. Er hört gut zu; aber

wenn Etwas vorkommt, was ihm nicht gefällt, dann knackt er, daß die Funken aufspringen und die Menschen zusammenfahren am Kamin. Und wenn auch die goldenen Aepfel verzehrt sind, die Kinder blicken doch traurig aus ihrer Ecke, wenn der Weihnachtsbaum aufbrennt.

„Seht Ihr, das ist die Geschichte vom Winter und vom Tannenbaum. Ein andermal erzähle ich Euch ein Märchen, das ein Weihnachtsbaum im Kamine gehört hat; denn die Menschen wissen auch gar schöne Geschichten.“

Ja, ein andermal!

Der Waldbach.

Der Tannenbaum hatte seine Erzählung mit der melancholischen Aussicht auf eine zweifelhafte Fortsetzung beschlossen; seine letzten Worte waren leise verrauscht, und über den ganzen Wald lagerte sich eine tiefe Ruhe. Ein Geräusch nur tönte durch diese Feier, das Plätschern des Waldbachs, der in abgebrochenen Klängen an Stein und Baumwurzel pochte, — diese ewige Uhr des Waldes. Und wie

er dahin murmelte, bald hell aufglitzernd im Sonnenschein, bald trüb vom Schatten der Bäume und der Wolken, die Bilder verzitterte, die sich in seiner Fläche spiegelten, gestaltete sich dieser einförmige Ton zu vernehmlichen Worten, und unaufgefordert und doch belauscht von Blumen und Bäumen, begann der Waldbach eine Erzählung.

Baum und Blume hörten aufmerksam zu. Feierliches Schweigen lag auf dem Walde, nur der Bach plätscherte weiter, der einzige Ton weit und breit. Das ist die Waldstille. Wer kennte sie nicht! Wem wäre sie nicht schon einmal entgegengetreten wie die Sonntagsfeier der Pflanzen des Waldes! Alles so still rings und feierlich. Selbst das Wild athmet leiser auf und regt sich nicht; selbst den Jäger überfällt es wie ein heiliger, lieblicher Schauer, und er vergißt seine Leidenschaft und sinkt nieder in das Gras zu der allgemeinen Ruhe des Waldes. Das ist die Zeit, wo der Bach den Bäumen und Blumen Märchen erzählt, das ist die Waldstille.

Und der Bach erzählte:

„Wißt Ihr, woher ich stamme? Kennt Ihr meine Entstehung? Vom Wiesenbach weiß man sie. Da

quillt sie deutlich hervor wie ein Brünnchen über einen Stein oder an einem Hügel, das dann größer und größer wird, daß das kurze Kleid von Gräsern ihm nicht mehr genügt, wie sehr sich auch ihm zu Liebe die Halme recken, und bis es endlich das starre feste Mieder von Schilf anlegt mit den lockeren Blüthenflittern oder mit den schwarzen Knöpfen. Vom Bergbach weiß man es auch, wo er herkommt. Auf der Höhe liegt der Schnee, die ewige Haube der Berge, die nur die Sonne färbt, wenn sie auf- und untergeht, und welche die Wolken schmücken mit wunderbaren Schleiern, wenn sie vorüber ziehen, und daneben in den Schluchten schimmert das Eis der Gletscher starr und dunkelblau in seinen Klüften. Oben sieht es unveränderlich fest aus; aber innen regt sich doch ein munteres Leben: da fließt es und quillt es, und durch die Sprünge und Klüfte hindurch spielen die Tropfen und Wasser ein ewiges Haschen und Verstecken; denn der Sonnengott küßt unablässig die Gipfel des Berges. Diese beständige Liebe rührt und erweicht auch sein starres Eisherz, und diese Quellchen sind die Kinder dieser Küsse; die haschen und suchen, bis es ihnen zu eng wird,

und dann finden sie schon den Ausweg. Aber wenn sie an's Licht treten, staunen und stutzen sie erst über die weite Welt, die sich vor ihnen aufschließt. Andere neugierige Quellchen kommen ihnen nach, und nun wagen sie sich weiter, erst langsam zögernd, dann schnell und schneller, und dann springen sie, ein munterer Bergbach, wie die Gemse, die nicht weit von ihm geboren wurde, muthwillig von Fels zu Fels. Bald schäumt er hoch auf, wie der Schnee des Berges, bald glitzert er klar, ein ungebrochener Spiegel, wie das Eis der Gletscher, bis er niederkommt in's Thal und ruhig wird in der lieblichen Ruhe der Fluren. Aber woher stamme ich, der Waldbach? Ihr findet die Quelle nicht, die mich erzeugt, nicht Schnee noch Eis, dessen Kind ich wäre. Verfolgt meinen Lauf. Hier, denkt Ihr, entspringt er, und hascht hinter einen Stein, einen Mooshügel; aber fort ist er, und weiterhin, hinter einer knorrigen Baumwurzel, lacht er Euch aus. Bald erstrecke ich mich, ein breiter Spiegel, unter tausend Kräutern und Blüthen, bald versenke ich mich in ein Geröll von Steinen, die, eifersüchtig auf das Grün des Waldes, sich auch grüne Mooskappen auf ihre grauen

Häupter gesetzt haben; aber da fließe ich weiter, und hier tröpfle ich wieder hervor. Ihr findet die Quelle nicht, die bleibt das Räthsel des Waldes. So hört denn, wie ich entstand.

„Oben auf einer lichten Wolke, die leise über die Fluren hinwegzog, saß ein zartes Elfchen, die Lieblingsdienerin der Elfenkönigin, und ordnete das Geschmeide ihrer Herrin. Da zog sie aus einem Kästchen eine lange, lange Schnur kostbarer Perlen, ein Geschenk des Meeres. ‚Hüte sie wohl,‘ hatte Titania gesagt, ‚die Thränen des Meeres, sie sind mein liebster Schmuck.‘ Die Perlen sind auch Thränen des Meeres, die es aber nicht ausweint, die es fest verschließt in seinem Grunde, bis der Fischer mit Gefahr seines Lebens sie an's Licht zieht. Sie sind starr und fest geworden; aber sie sehen in ihrem matten Glanze noch immer aus wie verweinte Augen. Das Elfchen hatte seine Freude an den Perlen und hob die Schnur hoch empor, ob sie nicht heller schimmern möchten im Sonnenschein; aber die Perle ist nicht wie der Edelstein, der seinen Glanz borgt von außen: die Thräne des Meeres schließt in sich ihr Gemüth und glänzt von innen heraus. Hinter dem

Elfchen saß Puck, der Schalk, der Menschen neckt und Elfen, und während es sich freute an dem Schmuck, schnitt er unbemerkt die Schnur durch, und nieder rollten die Perlen erst über die Wolke fort und dann herab zur Erde. Das Elfchen saß erst starr vor Schreck, dann aber raffte es sich auf und flog von der Wolke hernieder den fallenden Perlen nach. Als es so schwebte in dem unendlichen Raum zwischen den Wolken und der Erde, sah es, wie die hellen Kügelchen nach allen Seiten hin zerstoben und rollten und flimmerten, und hoffnungslos wollte es schon zurückkehren; da erblickte es unter sich eine grüne Flur, und in dem Grase und an den Blumen schimmerten tausendfache Perlen, die es für die verlorenen hielt. Noch trug das Elfchen den Kasten im Arm, in welchem die Perlenschnur verschlossen gewesen war, und emsiglich begann es sie wieder einzusammeln. Schon fing das Kästchen an, sich zu füllen, da gewahrte Titania's liebliche Dienerin, daß es nicht Perlen, die Thränen des Meeres waren, die sie sammelte, sondern Thau, die Thränen der Blumen, und traurig zog sie weiter, das Verlorene zu suchen. Siehe, da erblickte sie in den Augen einer Mutter, die sich

über ihr sterbendes Kind beugte, Perlen hangen, und sie sammelte sie; dort Thränen der Liebe; und als sie weiter zog, fand sie noch andere weinende Augen: Thränen so viel, daß ihr Kästchen überfloß. Ach, wie viel Thränen werden geweint auf der Erde! denn aus den Augen der Menschen quillt oft ein wunderbares Bächlein; aber seine Quelle kann ich Euch nennen, seine Quelle ist das Herz, da muß der Schmerz, die Wehmuth, die Reue, mitunter auch die Freude anpochen, damit das Bächlein fließt. Und dieses Bächlein übt einen wunderbaren Zauber aus; denn das Herz muß schon sehr hart sein, das fremde Thränen nicht mehr bewegen. Oft wollen die Menschen es betäuben und sagen, ich habe kein Mitleid für diese Thränen, sie sind wohl verdient. Das ist aber sehr falsch; denn Thränen bleiben es immer, und die kommen auch aus dem Herzen, an das vielleicht um so härter geklopft wurde. — Unser Elfchen hielt nun das Alles für die verlorenen Perlen, schloß das Kästchen fest in den Arm und schwebte damit zur Wolke empor. Ach, und das Kästchen wurde ihm immer schwerer und schwerer, denn Thränen wiegen nicht leicht, und als es dasselbe öffnete, da

waren alle die vermeintlichen Perlen zerronnen. Trostlos flog es von Wolke zu Wolke, denn die hatten es alle lieb, und klagte seinen Kummer. Die Wolken aber schickten ihren Regen hernieder auf die Erde, um das Verlorene zu suchen. Das strömte und floß, und Baum und Kräuter beugten sich, und den Thau wischte es ab, aber die Perlen fand es nicht wieder. Puck, der Schalk, sah das, sah den Schmerz des armen Elfchens, den er verschuldet, und das that ihm doch leid; denn necken wollte er, aber nicht bekümmern. Nieder tauchte er in den Schooß der Erde und holte von seinen Freunden, den Kobolden und Gnomen, bunte, schimmernde Erze, glänzende Flitter, und trug sie herauf zum Elfchen. ‚Da hast Du all' den Plunder wieder, und besser und glänzender,' sagte er.

„Das Elfchen jubelte, und die Wolken hörten auf, zu regnen. Aber als es die Gabe näher betrachtete, war es eitler Tand und Schein, und zornig ergriff es die Schale, worin sie lag, und schleuderte sie weit hin, daß die schimmernden Stückchen in einem weiten Bogen über den ganzen Horizont flogen. — Das war der erste Regenbogen. Wenn seitdem die Wol-

ken wieder weinen, holt Puck auch immer wieder seine Flitter, und das Schauspiel wiederholt sich. Schön ist der Regenbogen, wir Alle freuen uns darüber, und die Menschen auch; aber trügerisch, eine Gabe der Gnomen, ein Bauwerk Puck's, des Schalks, ist er doch. Das wissen die Menschen wohl, denn wenn sie ihm nacheilen, läuft er unerreichbar vor ihnen her und auf einmal ist er verschwunden. Wo blieb er? Er fällt in den See, sagen die Kinder, und die Nixen machen sich ihre bunten Gewänder daraus. Was damals der Zufall erzeugte, baut Puck jetzt selbst auf. Mit seinen Schätzen zieht er über den Himmel, und wenn ihm dann Etwas übrig bleibt, fliegt er auch wieder zurück und baut aus den Resten einen zweiten kleineren, weniger glänzenden Bogen. Darum seht Ihr so oft doppelt am Horizont diese glänzende Erscheinung, darum immer nur, wenn die Wolken weinten aus Mitgefühl mit dem Kummer der Elfen, die Puck neckte und dann doch zu trösten sucht.

„Unser Elfchen saß noch immer traurig auf der Wolke und konnte sich nicht erfreuen an dem ersten Regenbogen, den es selbst hervorgebracht hatte. Da trat Titania zu ihm. Diesmal war die launische

Königin sehr heiter, und als ihr die Dienerin die Ursache ihres Kummers erzählt hatte, lächelte sie und vergab ihr schnell. Vielleicht konnte sie sich leichter über den Verlust hinwegsetzen, weil ihr schon ein Geist des Meeres, dessen Herz sie gewonnen, einen anderen Perlenschmuck versprochen; denn die Großen sind freigebig, selbst mit den Thränen, die ihnen anvertraut sind. Aber was sollte sie nun beginnen mit dem schweren Inhalt des Kästchens, den das Elfchen noch immer im Arme trug?

„‚Eile nieder zu der heimlichsten, traulichsten Stelle meines Waldes,‘ sagte Titania, ‚und gieße diese Tropfen aus zwischen die duftigsten Kräuter, laß diese Thränen bleiben, was sie sind; aber vereint sollen sie fließen, — eine große Thräne des Waldes.‘

„Die Dienerin gehorchte dem Befehle der Königin, und so floß der erste Waldbach dahin, so hatte auch der Wald seine Thränen. Wißt Ihr nun, woher ich entstehe? Wie von der Thräne des Menschen, ist auch meine Quelle das Herz, das verborgene Herz des Waldes. Wenn die Wehmuth, die Sehnsucht, der Schmerz an dasselbe pochen, dann fließt die Thräne.

Im Sommer, wo so manches Kind des Waldes geknickt und vernichtet wird, fließe ich leise, aber unaufhaltsam. Im Herbst, wenn Alles schied, beweine ich in stillem Schmerz die Blüthen und Blätter, die oft der Wind in meinen Lauf streut, damit der Kummer um sie auch ihr Grab werde. In der wüsten Einsamkeit des Winters erstarre ich, und die Thräne wird zur Perle, wie der verschlossene Kummer des Meeres. So hänge ich an den Wurzeln, an den Steinen, in mattem Glanze verweinter Augen. Aber im Lenze, wenn die Sehnsucht aufgeht in allen Herzen, dann fließt die Thräne des Waldes in Wehmuth und Freude, dann schwelle ich hoch auf und trete über die Grenzen meines Laufes, um Blumen und Gräser zu begrüßen, so weit ich kann. Oft auch weckt mich das Mitgefühl; denn wenn die Wolken Regen weinen oder die Blumen Thau, dann auch schwillt der Waldbach. Fühlt Ihr es nicht, daß meine Quelle das Herz des Waldes ist, an meiner ganzen Erscheinung, an dem Hauch von Gefühl und Wehmuth, der Euch aus mir entgegen athmet? Das melancholische Schilf drängt sich an mich heran. Wo ich fließe, sprießt vor Allem das gefühlvolle Vergiß-

meinnicht, das sanft aufblickt wie treue, blaue Augen in der Abschiedsstunde. Die Thränenweide in ihrer ewigen Trauer hängt ihre Zweige hernieder bis in meine Wellen. Ueberall errege ich das Gefühl. Selbst der Stein, der an meinen Lauf stößt, der unwandelbare Stein, an dem die Zeit unbemerkt vorüberschreitet, er weint mir nach in lichten Thränen, wenn ihn meine Welle berührte, und meine Küsse sind das Einzige, dem er nicht widersteht. Darum liebe ich den Stein.

„Die Menschen wissen eine seltsam traurige Sage von einem Mann, der Alles überlebt, den der Tod ewig flieht. So gemahnt mich der Stein, — er ist der Ahasverus des Waldes, und er könnte Euch Manches erzählen, denn sein Gedächtniß ragt in längst vergangene Zeiten.

„Puck, der Schalk, ist nun neidisch auf den Waldbach, den er mit seinem Flitter ausstechen wollte, und der nun doch eine ewige Bedeutung erhielt, und oft wirft er mir neckisch eine knorrige Wurzel, einen spitzen Stein in den Lauf, daß meine Tropfen hoch aufspringend zerstäuben. Dann seht Ihr im Sonnenglanze bunte Farben, wie die des Regenbogens, mich

umspielen. Das sind die Flitter Puck's, die er neben meinen Glanz hängt, als wollte er sagen: ‚Nun, sind meine Gaben nicht doch schöner?‘ Aber schnell sind sie verronnen, und ich fließe unverändert. So drängt sich oft das Komische und Schalkhafte in die Nähe des Traurigen und Wehmüthigen, als wenn ein neckischer Geist es erzeugte. Selbst das Herz des Menschen, wenn es brechen will im tiefsten Kummer, zuckt oft in komischer Regung; selbst um das weinende Antlitz spielt oft ein Zug des Lächelns. In der tiefsten Harmonie der Natur begegnet uns oft eine barocke Verzerrung. Zwischen den reichen Teppichen der Rasen, der gerundeten Fülle des Laubes streckt sich eine knorrige Wurzel, ein verwelkter, trockener Ast hervor; unter den gesunden, vollen Rosen findet sich auf einmal eine verkümmerte, die zwischen den Schwestern hervorblickt wie ein verzerrtes Gesicht. Das Alles bringt Puck zu Wege. Aber ein tiefes Gemüth weiß, wie die Natur, alle diese Unarten auszugleichen."

So schloß der Waldbach. Noch dauerte die Stille fort, und nur leise rauschte und flüsterte Blatt und Blume. Da knarrte es plötzlich; krachend brach ein dürrer Ast auf dem Wipfel einer Eiche; er stürzte

hernieder, daß die Blätter oben aus einander stoben und die Blüthen unten zerknickten, und fiel prasselnd in den Bach, daß die Tropfen hoch aufflogen und er sich düster aufwühlte aus der Tiefe. Eine Secunde, und Alles war wieder still. —

Auch das hatte Puck gethan, der Schalk.

Der Stein.

Lange aber blieb es nicht still, — das war nur der erste Schreck. Wie wäre das auch möglich? Wo so Viele zusammen stehen und so dicht neben einander leben, da giebt's immer Etwas zu plaudern. Aber Blumen und Bäume hatten Geschmack gefunden an dem Erzählen und hätten gern noch mehr gehört.

„Wenn der Stein wirklich Etwas zu erzählen weiß," sagte ein hoch aufgeschossener Fingerhut, „so wollen wir ihn bitten, es uns mitzutheilen; ja eigentlich ist es Pflicht, daß er auch einmal Etwas für die Unterhaltung thut, denn er drängt sich zwischen uns, stört unser Zusammensein und bleibt ewig stumm."

„Fingerhut ist wieder am neugierigsten," sagte die Erdbeerblüthe.

„Neugierig?" fragte der Fingerhut, „das muß ich mir immer vorwerfen lassen; und woher diese Beschuldigung?"

„Weil Du so neugierig bist, schießest Du so hoch auf, um recht weit sehen zu können," sagte die Erdbeerblüthe.

„Thorheit," sprach der Fingerhut, „das thue ich, um über den Stein fortzusehen."

„Ausrede," murmelte Erdbeerblüthe.

„Was thust Du denn?" fragte Fingerhut.

„Ich trage Früchte!"

„Was streitet Ihr Euch!" sagte die Buche von oben hernieder. „Ihr seid Eine so eitel und Eine so neugierig, wie die Andere, und das ist auch natürlich: was nur ein Jahr alt wird, steckt freilich immer in den Kinderschuhen."

Das unvorsichtige Wort hätte fast einen gewaltigen Krieg hervorgerufen; denn alle Blumen fanden sich gekränkt und beschlossen einstimmig, die Beleidigung nicht ungesühnt zu ertragen. Es wurde die Schwertlilie, der Commandant des stehenden Heeres,

berufen. Die leichten Truppen der Eisenhütchen rüsteten sich, und das schwere Geschütz der Stechäpfel wurde in Bewegung gesetzt. Die Parteien des Fingerhuts und der Erdbeere, die eigentlich die ganze Aufregung hervorgebracht hatten, beschlossen, sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen; Nesseln und Disteln, als Landwehr der Blumen, wurden einbeordert, und ein Aufruf an die Freiwilligen erlassen. Die Rose war am schnellsten bereit und wetzte schon ihre Dornen. Nebenbei sei es bemerkt, daß sie einen besonderen Groll auf die Bäume hatte, weil diese sie nicht als ihres Gleichen anerkennen wollten, obgleich ihr Stamm sich oft zu ganz stattlichen Bäumchen erhob. Der Streit war nun schon seit unendlichen Jahren geführt, und die Diplomatie der Blumen und Bäume hatte schon viel hin und her verhandelt, wobei besonders die Kugelakazie sich ausgezeichnet hatte, die sich der Sache der Rose, weil sie mit den hochstämmigen Rosen in genauer geselliger Beziehung steht, mit großem Eifer angenommen hatte. Leider waren die Verhandlungen, nach Art der Blumen und Bäume, alle mündlich geführt, sonst würde man einen gewaltigen Stoß Acten über diesen Streit besitzen,

die schon darum großen diplomatischen Werth hätten, weil man auf der letzten Seite gerade so weit wäre, als auf der ersten. Uebrigens waren auch die anderen Blumen, die nicht, wie die Rose, eine Privatsache zu verfechten hatten, in diesem Kampf der Ehre nicht müßig gewesen; namentlich hielt die Anemone lange Reden über die Rechte der Blumen, und das Schilfgras machte Gedichte. Die Heidelbeere füllte ihr Fäßchen und meldete sich als Marketenderin, und ein großes Corps verschiedener Blumen war schon zu einer Freischaar zusammengetreten, sprach viel, und nicht ohne Begeisterung, vom Sterben für das allgemeine Wohl und malte sich dabei im Stillen den Jubel und die Rolle, die sie, jede einzeln, bei dem großen Sieges- und Triumph-Fest spielen würden, mit den lebhaftesten Farben aus.

Die Sache war wirklich bedenklich, und wenn die Bäume sich gerade auch noch nicht rüsteten, so war doch mehreren unter ihnen der Streit aus Bequemlichkeit nicht angenehm, und namentlich der Tannenbaum war verdrießlich; denn da er eben noch von dem zärtlichen Verhältniß der Blumen und Baumblätter erzählt hatte, konnte er damit arg Lügen gestraft werden

Uebrigens ging auch bei den meisten Blumen der Kriegseifer sehr schnell vorüber. Sie hätten lieber den Stein erzählen gehört, und so war es Allen erwünscht, daß der Weißdorn und die Brombeere sich in's Mittel schlugen und über den Frieden verhandelten. Die Brombeere war besonders eifrig, da sie sich mit der Erdbeere etwas verwandt rechnete, die doch indirekt die Uneinigkeit angefangen hatte, und der Weißdorn, der zwischen Baum und Blume steht, war gewiß ein sehr guter Vermittler dieses Streites. Doch war die Ausgleichung nicht leicht; denn die Buche war durchaus nicht zu bewegen, ihre beleidigenden Worte ganz zu widerrufen. Endlich fand man den Ausweg, daß die Buche erklärte: sie könne zwar nicht zurücknehmen, daß die Bäume älter würden, als die Blumen, aber sie erkenne an, daß der Stein noch älter wäre, als die Bäume. Uebrigens könne sie versichern, daß sie ihre Aeußerung durchaus nicht gethan hätte in der Absicht, die Blumen, für die sie immer die größte Hochachtung gehabt habe, irgend zu beleidigen. Damit dachte sie nichts zu vergeben. Der Fingerhut murrte zwar, und die kluge Nelke behauptete im Stillen, dies wäre eigentlich

gar nichts gesagt; aber die Blumen gaben sich zufrieden, und gegenseitige Achtungs- und Freundschafts-Versicherungen beschlossen den Streit.

Die Rede der Buche hatte wieder auf den Stein aufmerksam gemacht, und die Lust, ihn zum Sprechen zu bringen, wurde lebendig; denn nach dem Kriegsgeschrei und der stürmischen Aufregung sehnte sich Alles nach einer phantastischen Erzählung.

Wie war aber dem stummen, wenig mittheilenden Stein beizukommen? Die Bäume wollten den Bach auffordern, den Stein zu bereden, da er sich eines besonders freundlichen Verhältnisses mit ihm gerühmt und eigentlich auf sein Wissen aufmerksam gemacht hatte. Die Blumen glaubten am besten durch das Gras zum Ziele zu kommen, das wieder mit dem Moos befreundet sei und so dem Stein seine Wünsche mittheilen könne. Der eben geschlossene Friede stand bei dieser Verschiedenheit der Ansichten wieder auf sehr schwachen Füßen, — da schlug der Bach selbst einen anderen Weg vor.

„Bittet das Farrenkraut, mit dem Stein zu unterhandeln; das ist weder Blume noch Baum, das ist der Fächer des Steins, sein geheimnißvoller Ver-

trauter, der über ihn sich schmiegt und beugt, ihn liebkoset und ihm schmeichelt: ihm wird er nichts abschlagen."

„Farrenkraut," sagten die Blumen, „willst Du den Stein überreden?" Farrenkraut nickte ernst und schweigend. Alles lauschte, der Bach murmelte, als ob auch er zuredete. Niemand hat's erfahren, ob er es that. Die Bäume schüttelten sich noch einmal, um dann recht still sein zu können, und die Blumen steckten alle ihr Köpfchen aus dem Grase empor. Unterdessen hatte das Farrenkraut dem Stein den Wunsch des Waldes zugeflüstert; und wunderbar aus den breiten Blättern hervor, rauschend durch das Moos, das ihn deckte, tönte folgende Erzählung des Steines:

„Wohl hat der Bach Recht, daß ich der Aelteste bin im ganzen Walde und von Zeiten weiß, die längst vor Eurem Gedächtniß liegen. Ueberhaupt ist in den Erzählungen, die ich von Euch gehört habe, vieles Wahre, wenn auch hier und da manche Berichtigungen nothwendig wären. Wahr ist's, wie die Mohnblume Euch erzählte, daß eine Blume nach der anderen auf der Erde erblühte, — wahr ist auch die Erzählung

des Tannenbaums, daß die Jahreszeiten sich in die Erde theilten; aber vor dem lag eine lange, geraume Zeit, und mancher Kampf mußte gekämpft werden, ehe das Alles so weit kam. Als Gott der Herr die Welt geschaffen hatte, war die Erde ein großer, gewaltiger Fels, hart und öde, doch fest und unerschütterlich. Wie der so kalt da lag, schickte der Herr die Elemente, um ihn zu erwärmen und zu befruchten, drei mächtige Geschwister. Zuerst kam in seinem Kleide von Purpur und Gold der älteste Bruder, das Feuer. Gewaltig, unbändig stürmte er durch die Erde, pochte und wühlte an dem Felsen; aber der war hart und nicht leicht zu bezwingen, und wie auch das Feuer ihn anglühte, er erweichte sich nicht unter seiner Gewalt. Es entspann sich ein wilder Kampf. Hier und da brach das Feuer wohl die Starrheit des Felsens und splitterte große und kleine Stücke von ihm ab, die es dann im Siegesübermuth weithin schleuderte. So sind wir großen und kleinen Steine entstanden, und wie das Feuer uns ausstreute, so liegen wir noch auf der Erde ausgebreitet, ohne Plan und Ordnung, nach der Laune eines ungezügelten Elementes. Aber der Kampf schlug nicht immer

glücklich für das Feuer aus, und in demselben Maße, wie es sich austobte und schwächte, sammelte der Felsen Kraft und Gewandtheit, dem Gegner zu widerstehen. So kam es denn endlich, daß das Feuer unterliegen mußte; der Felsen nahm es gefangen und schloß es mit mächtigen Fesseln in seinen Kern ein. Da liegt es noch. Daß jeder Stein Feuer birgt, das wißt Ihr Alle; denn wenn sie zusammenschlagen, oder wenn der Mensch, der das Feuer liebt und es sich wieder zum Knechte gemacht hat, mit dem Stahl einen Stein streicht, springt der Funke heraus. Doch das sind Alles kleine zersplitterte Theilchen der großen Gewalt. Wie aber das Feuer im Kern der Erde noch immer arbeitet und wühlt, will ich Euch später erzählen. Als das Feuer so besiegt war, kam sein jüngster Bruder, im grünlichen Kleide mit Silber, — das Wasser. Der war schon klüger und erfahren und hatte auch leichteres Spiel; denn eines Theils konnte er die Siege des Bruders benutzen, andern Theils hatte dessen Schicksal ihn schon mit dem Gegner bekannt gemacht. Da er also sah, daß Jener im offenen Kampfe so wenig hatte ausrichten können, so legte er sich auf's Bitten und

unterhandeln. Er spülte und klopfte an den Felsen; er schmeichelte und kämpfte, bald mit Bitten, bald mit List, bald mit Gewalt.

„So nahm die Erde schnell ein anderes Aussehen an; denn da das Wasser alle Orte in Besitz genommen hatte, die sein Bruder erkämpfte, so hatte es auch gleich festen Fuß gefaßt. In dem weiten Becken, wo jetzt das Meer ist, breitete es sich immer mehr aus. Gutwillig erlaubte das der Fels, aber listig stieg das Wasser immer höher, und dann brach sich's auch wohl mit Gewalt durch, wo jetzt Thäler sind und das Wasser die Flüsse eingenistet hat. Wie sich nun der Fels auch das gefallen ließ und nur die Ufer als Grenzen steckte, wurde das Wasser immer ungenügsamer und trat oft weit über die Ufer fort auf den Felsen hin. Aber der war sich auch seines Rechtes und seiner Kraft bewußt und jagte das Wasser zurück. Das wich nun wohl; aber es hatte eine List ersonnen, durch die es nicht Alles aufgab. Alle die leichten Splitter der Felsen, Alles, was es durch sein Spülen und Schmeicheln von dem harten Gegner abgeweicht hatte, barg es auf seinem Grunde. Wenn es nun über die Ufer getreten war und zurückgejagt

wurde, ließ es von dieser Mischung von Wasser und Fels zurück, und der Fels litt es, weil es ja auch ein Theil von ihm war. So sonderten sich Meer, Fluß, Fels und Erde. Aber noch war und blieb Alles unfruchtbar und öde; denn was gezwungen gegeben wird, hat keinen Segen. Da sandte der Herr die holde Schwester der Elemente, im weichen blauen Gewande, — die Luft, — um Alles zu vermitteln und zu beseligen. Die fing damit an, Frieden zu schließen zwischen dem Felsen und den Elementen. Zwar wollte er das Feuer nicht wieder frei lassen; aber die Luft erhielt die Erlaubniß, den gefangenen Bruder, so oft sie wollte, besuchen zu dürfen. So oft sie das nun that, nahm sie von seiner Gluth mit und schüttete sie aus über die ganze Erde. Da begann sich's auf dem Boden zu regen. Keime knospten und schlugen Wurzel. Aber die Gluth des Feuers thut's nicht allein; mildernd und kühlend muß das Wasser den Boden tränken, wenn es grünen und gedeihen soll. Das Wasser war gern bereit, doch seine Grenzen waren ihm angewiesen; da sog die Luft die sehnsüchtigen geschwisterlichen Küsse, die Grüße des Wassers ein, trug sie hinüber über den

Boden und schüttete sie aus. Und grün wurde es; Baum und Blüthe sproßten, und Mensch und Thier konnten leben auf der Erde. So besucht die Luft wechselnd die Geschwister, und jedes giebt ihm ein Gastgeschenk mit, — jenes feurige Gluth, dieses weiche Wolken. Das seht Ihr noch immer. Noch immer seht Ihr die Luft bald in der glühenden Farbe, die die Umarmung des Feuers ihr leiht, bald in dem trüben Gewande, welches das Wasser im Scheiden ihr umhing. Ihr seht das Feuer des Abendroths, seht die Gluth des Morgenlichtes, seht die Nebel aufsteigen, wenn die Luft vom Wasser sich trennt, seht die Wolken ziehen. Aber die Wolken, die Kinder des Wassers, fühlen sich nicht wohl fern von der Erde. Die Luft läßt sich forttragen von ihren Dienern, den Winden; aber die Wolken sehen sich sehnend um und weinen in unbesieglichem Heimweh, bis sie, ganz gelöst in Thränen, zur Erde zurückkehren. Dann wollen auch die Feuer, welche die Luft entführen ließ, nicht mehr bei ihr weilen, und wie die Wolken sich niederstürzen, so zucken auch sie herab zur Erde, jene weich und sehnend, diese wild und donnernd. So entsteht das Wunder des Gewitters. Das ergreift

alle Wesen der Erde. Die milde Sehnsucht der Wolken theilt sich mit, wie die brausende Gluth des Blitzes. Ein feuriger Schauer, gemischt mit sehnendem Gefühl wie Heimweh, erfaßt Menschen und Thier, Baum und Blüthe. Aber der Segen der Luft geht mit, und wenn Feuer und Wasser zurückgekehrt sind zur Erde, dann geht Alles auf in Stärkung und Gedeihen.

„Wie es nun weiter wurde, wie sich die Jahreszeiten einrichteten, wie die Pflanzen entstanden und wuchsen, das habt Ihr Alles gehört. Wir Steine sehen das nun um uns ergrünen und blühen; wir, die wir wußten von früheren Zeiten des Kampfes und der Unordnung, wir freuen uns daran, wenn wir auch, vertrieben und übersehen, wenig geachtet auf dem Boden liegen, der früher ganz unser Eigenthum war. So war es denn sehr thöricht gesprochen, wenn die Fingerhutblume sagte, wir drängten uns überall dazwischen; denn Ihr Anderen drängt Euch um uns herum und wollt uns nicht einmal das Stückchen Platz gönnen, auf dem wir bescheiden, ruhig uns lagerten.“

Der Fingerhut wurde roth und blickte verlegen

mit allen seinen Blüthenglocken zur Erde. Die Erdbeerblüthe kicherte unter ihren drei grünen Blättern, und die Buche fing oben an zu rauschen. Da wurde dem Bach angst, der alte Streit möchte wieder anfangen, und er sagte:

„Wohl sind wir, grauer Alter des Waldes, Dir für Deine Erzählung dankbar; aber Vieles bist Du uns noch schuldig.“

„Was wollt Ihr wissen?“ fragte der Stein.

„Was das Feuer im Kern des Felsens anfängt, und ob es sich seine Gefangenschaft gutwillig gefallen läßt.“

„Letzteres nicht ganz,“ erzählte der Stein; „denn wenn die Besuche der Schwester es auch zerstreuen, wenn es auch durch ihre Vermittelung den Trost hat, zur Befruchtung der Erde beizutragen, so hofft es doch im Stillen noch immer auf Befreiung, vielleicht gar auf die Herrschaft der Erde. Das wäre aber ein großes Unglück und gewiß das Ende aller Dinge. Das wissen das Wasser und die Luft auch wohl und sorgen dafür, daß das Feuer nicht zu große Gewalt gewinnt. Wo das sich zeigt, kommt auch die Luft herbei und küßt den geliebten Bruder, der aus dem Kusse heller, heiterer und kräftiger aufflammt; aber

sie wacht auch, daß die Gluth sich vertheilt und nicht zu mächtig werden darf. Kann sie's nicht allein bezwingen, dann muß das Wasser kommen, und nach einem oft rauschenden Streit wird das Feuer wieder zur Ruhe gebracht. Das sitzt dann wieder still im Felsenschoße, tief im Grunde der Erde, und da sinnt es sich allerhand Spielereien und Possen aus, mit denen es sich die Zeit vertreibt. Zuerst schmolz, braute es an dem Stein und malte dann das Gekoch mit den Farben seines Gewandes purpurn und glühend. Das war das Gold. Dann borgte es sich vom Wasser, das durch die Ritzen des Felsens zu ihm drang, die lichte Farbe und malte das Silber. Selbst dem Felsen, seinem Kerkermeister, wußte es mitunter von seinem röthlich-schwarzen Gewande Etwas abzuschmelzen und malte damit das Eisen. Bei allen diesen Dingen ist nun nicht viel Segen, wie Ihr leicht denken könnt. Gold und Silber sind trügerische Dinge, wie sehr die Menschen in ihrer Thorheit ihnen auch nachspüren, und das Eisen, das meist in der Zeit entstanden ist, wo der Felsen dem fruchtbaren Boden um sich herum nicht sehr zugethan war, läßt sich noch immer dazu gebrauchen, denselben aufzu-

wühlen und zu durchstöbern; es ist und bleibt ein mürrisches, unzufriedenes Metall, weil der Felsen ärgerlich und verdrossen die Farben dazu gegeben hat. Da aber das Feuer doch das beste Theil dazu that, so ist der Schaden, den das Eisen dem Boden zufügt, nicht so gar groß; es strömt vielmehr Befruchtendes aus ihm in die Erde. Wir Steine mögen es aber doch nicht sehen, daß der gute Boden so zerfleischt wird, und wenn das Eisen so recht im Zuge ist, springen wir vor, fangen den Stoß ab und fügen dem Eisen bedeutenden Schaden zu.

„Gold, Silber und Eisen waren fertig, da wurde das Feuer überdrüssig, immer in denselben Farben zu malen, und es trug der Luft auf, wenn sie wiederkäme, ihm von der Erde andere mitzubringen. Die sammelte die Gräser und Blumen und trug sie ihm herab. Freilich konnte sie nicht Viel bringen; aber das Feuer malte doch mit dem Grün des Grases, mit dem sanften Farbenschmelz, den es aus dem Strauße nahm, den ihm die Luft brachte, allerlei bunte Steinchen, die es alle mit seiner Gluth durchwebte. So sieht es im Grunde der Erde, den Ihr Euch vielleicht recht schwarz und schaurig denkt, prächtig und

schimmernd aus; denn die bunten Edelsteine flimmern an den Wänden, sie, die Blumen der Tiefe, die Augen des Felsens. In der Werkstatt des Feuers fällt aber wohl einmal ein Tröpfchen Farbe vorüber, oder das Feuer wischt seine Pinsel aus, mit denen es Gold, Silber und Edelsteine malte. Da entsteht dann das Flimmergold, die falschen Erze, die unächten Steine, die scheinen und nicht sind, die locken und täuschen, dieselben, von denen auch der Bach erzählte, daß Puck den Regenbogen daraus aufbaue."

„Haben wir doch nie gesehen, daß die Luft unsere Geschwister entführt," sagte die Tulpe und neigte ungläubig das Haupt.

„Weil Ihr nicht Acht gebt," sprach der Stein. „Beobachtet einmal das Abendroth; da malen sich die Farben in der Luft, die Ihr sonst nicht erblickt. Da ist das Kleid der Rose, das Gelb des Crocus, das Violet des Veilchens, das Grün der Gräser, hochrother Schein des Mohns dazwischen, tausend Farben, die sich in Worten nicht sagen lassen. Nicht alle Abend, aber mitunter seht Ihr dies wunderbare Gemisch, dies Sondern und Verschmelzen. — Das ist

ein Strauß von Blumen, den die Luft in der Hand hält, um ihn dem Feuer zu bringen.

„Ihr seht freilich nur den Schein der Farbe, denn es ist zu weit, die einzelnen Geschwister zu erkennen; aber wenn Ihr Euer Herz fragtet, würdet Ihr es wohl gewußt haben. Es zieht Euch mächtig hin, — Ihr Alle wendet Eure Köpfe diesem leuchtenden Strauß zu; denn die Sehnsucht der scheidenden Geschwister zieht Euch unwiderstehlich, wenn auch unbewußt, nach. Seht Ihr, mit dem Gemüth habt Ihr das lange gewußt. Aber so seid Ihr Wesen der Erde, die Menschen mit eingeschlossen, — was Ihr fühlt, das mögt Ihr nicht glauben, und das Beste, was es auf der Welt giebt, danach mögt Ihr den Verstand vergebens fragen, das sagt Euch doch nur das Herz." „Was machte aber das Feuer mit dem Strauß, wenn es ihm die Farbe aussog?" fragte das Vergißmeinnicht. „Dann bewahrt es ihn, farblos zwar, aber glänzend und unvergänglich in den Schichten der Felsen. Da sind die Blätter, die Sterne der Blumen, da wachsen die schimmernden Krystalle."

Der Erzähler schwieg; da fragte die Eiche:

„Verzeih mir, wenn das, was ich Dich jetzt fragen

will, Dich beleidigt; aber es geschieht gewiß nicht, um Dich, der so klug ist und so viel weiß, zu kränken. Sieh, ich bin nach Dir der Aelteste im Walde, ja, ich heiße nach Dir; denn meines Alters, meiner Festigkeit wegen, nach diesen beiden Tugenden, die ich mit Dir theile, nennt man mich Steineiche. So habe ich schon ein Recht auf Dein Vertrauen. Wir Anderen hier auf der Erde, wir haben einen Zweck, einen Wechsel, wir wachsen und blühen, wir tragen Früchte, je nach unserer Art. Ihr Steine aber liegt unverändert, immer dieselben, immer am selben Fleck. Ist das nicht traurig und langweilig zugleich?"

„Ihr seid wie die Menschen," sprach der Stein, halb lächelnd, halb gereizt. „Euch und Euer Thun und Treiben haltet Ihr für unbeschreiblich wichtig, für den Zweck und den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung. Ihr wachset, blüht und tragt Früchte. Was glaubt Ihr denn, was damit gewonnen ist? Ihr verwelkt und seid vergessen. Die Zeit streicht mit ihrer Hand über die Stelle, wo Ihr standet, und Eure Spur ist verwischt. Jeder Einzelne, was er auch sei, ist ein Tropfen nur in dem großen Ocean der Natur. Wer bemerkt den, als jeder selbst?

„Wer kann wissen, wozu er da ist? Ich aber langweile mich nicht, wenn ich nun auch schon lange, lange so unbeweglich daliege; denn ich habe einen empfänglichen Sinn, und Alles wechselt um mich herum. Viele tausend Jahre rollten an mir vorüber, kein Tag glich dem anderen. — Mitunter lasse ich mir auch aus der Ferne erzählen; denn ich liege mit dem Ohr auf der Erde, und unten durch den Felsen hindurch geht eine heimliche Sprache der Steine, die erzählen sich von Orten der Erde, wo es gar wunderbar schön ist, die wieder ein eigenes Märchen sind in dem großen Märchen, das die Natur beständig mit der Erde aufführt.“

„Ja,“ bestätigte der Tannenbaum, „es giebt herrliche Orte auf der Erde, das hat mir mein Vetter wohl erzählt, der, wie Ihr wißt, weit herum kam, als er Mastbaum war!“

„Ach ja!“ sagte spöttisch die Espe, „Gegenden, wo es nichts giebt, als Schnee und Eis, wo Dein Freund, der Winter, die Erde nie losläßt!“

„Du hast wieder nicht aufgepaßt in Deiner Flatterhaftigkeit,“ erwiderte ganz ruhig die Tanne. „Weißt Du nicht aus meiner Erzählung, daß es auch Gegen-

den giebt, die dem Sommer gehören, die der Winter nie berührt, wo immer Bäume grünen, immer Blumen den Teppich der Fluren sticken, wo die Wasser nie ganz starren vom Eise und der Schnee die Erde nur berührt, wie ein kühler Kuß der Wolken?"

„Ach!" riefen viele Blumen zugleich, „die Gegend möchten wir sehen!" „Ich werde es," sprach nicht ohne Stolz der Bach, und in der Wanderlust hüpfte er hoch auf und plätscherte schneller dahin. „Ich stürze mich in den Fluß, der wieder in's Meer, und so lasse ich mich tragen bis in jene Länder."

„Unterdessen will ich Euch davon erzählen," sagte der Stein, „denn von einem wunderbaren, gar lieblichen Orte der Erde habe ich gerade Kunde empfangen. In jenen Zeiten, als das Wasser Frieden schloß mit dem Felsen, wiegte es sich in einer lieblichen Bucht, und die Kronen der Felsen schauten hoch darüber hin im Kreise. Das war die Lieblingsstelle des Meeres, und es ließ die Luft kommen und eine reiche Kraft über den Saum des Ufers ausgießen. ‚Tauche Deinen Fuß in meine Wellen, ich will ihn Dir kühlen!' sprach das Meer zum Felsen.

‚Dein Haupt will ich mit Blumen kränzen,‘ sagte die Luft, ‚und die Erde soll einen Teppich um Deine Kniee legen.‘ ‚Und wenn Du so schön bist,‘ nahm wieder das Wasser das Wort, ‚dann will ich Dir einen Spiegel vorhalten, daß Du Deine Schönheit sehen kannst, und Dein Bild soll wieder meine Wellen schmücken.‘ — Und so geschah es.

„In einem lieblichen Bogen schlang sich das Ufer um das Meer, grünend und blühend, und die Felsen sahen es lächelnd an. Da erzählte einstmals die Luft, als sie das Feuer besuchte, von diesem Lieblingsplatz des Wassers, wo es seine schönsten Stunden verträume. ‚Könnte ich das nicht auch sehen?‘ sagte das Feuer. ‚Laß mich mit dem Felsen unterhandeln,‘ erwiderte die Luft. — Der Felsen war gerade in besonders guter Laune und an dieser Bucht durch die Freundlichkeiten, die Wasser und Luft für ihn gehabt hatten, leichter zu stimmen. So kam denn bald ein Vertrag zu Stande. Der Felsen öffnete auf dem Gipfel eines Berges, dem Gefängniß des ungeduldigen Feuers, ein Fenster, und da kann es herausschauen, wann es will. Dafür aber mußte das Wasser einem Felsen erlauben, so recht aus seiner Mitte aufzutauchen und

sich umzusehen. Gerade der Bucht gegenüber, wo der Kreis des Ufers sich öffnet, um das Meer hineinzulassen, liegt dieser Fels kühl und behaglich im Meer und schaut auf der einen Seite hinein in den Golf, von dem ich Euch sprach, auf der anderen blickt er in die Unendlichkeit des Meeres. Dieser Fels nun hat mir Alles erzählt. Ihm gegenüber, am Ufer, ist das Fenster des Feuers. Bei Tage, wenn das Licht so klar auf der Erde liegt, sieht man nur den Rauch, den es wie Wolken ausbläst; aber Nachts, wenn die Erde im Dunkel liegt, dann steckt das Feuer das Flammenhaupt zum Fenster hinaus, und seine glühenden Augen blitzen in die Nacht. Es sieht gar lustig und vergnügt aus und treibt allerlei Possen. Dem Felsen, meinem Freunde, nickte es oft recht freundlich zu, und der würde wieder nicken, wenn er nicht so fest stehen müßte im Meer. Und seit das Fenster geöffnet war am Kerker des Feuers, wurde es erst recht schön an dieser Bucht. Das Feuer wollte nicht das Schöne Alles sehen, ohne selbst Etwas hinzuzufügen, und schleuderte seine Funken weit hinaus auf das Ufer. Da fielen sie auf grüne Bäume, hielten sich fest an den glänzenden Zweigen und verloschen

nicht; nein, die Funken wurden zu Früchten, roth wie sie aus dem Berge sprühten, und bargen in sich die Gluth, die sie mitbrachten. Noch jetzt, erzählt mir der Fels, wachsen die Funken auf den Bergen, feurige Orangen. Und beständig glühen diese Feuerfrüchte; denn, wie das Blatt des Baumes zu jeder Zeit in schönem, dunklem Glanze steht, so schmücken auch die Früchte Jahr aus Jahr ein die Zweige."

„Und blühen sie nicht, diese Wunderfrüchte?" fragte der Apfelbaum.

„Gewiß, ein lieblicher, hold duftender Schnee. Aber ein Zweig trägt Frucht und Blüthe, und die Süße des Blumenduftes mischt sich zum Feuer der Frucht. Eine Stelle vor allen an diesem Ufer ist am reichsten mit der Feuerfrucht geschmückt. Da treten die Felsen hart an's Meer und tragen auf dem Haupte den Schmuck des Orangenhaines, geflochten mit dem Netz der langflatternden Weinranken.

Die Flammen aus dem Berge schauen herüber und freuen sich ihrer Gabe. Das Meer rauscht wunderbare Lieder an dem Strande und säumt sein

Gewand mit weißem Schaume. Die Felsen ragen über die Gegend, und die Luft webt sich hold um Alles. Der süße Duft der Orangenblüthen durchzittert sie, der Geist des Meeres steigt in ihr auf und lockt die Wesen der Erde zum Bade in die Fluthen. Allabendlich, wenn die Luft das Abendroth malt am Horizont, zieht sie dem hohen Felsen leichte, rosige Gewänder an, daß er herabschaut wie die erröthende Braut des Meeres. Allnächtlich schmückt das Feuer seinen Berg mit glänzenden Bändern, die er davon herabhängen läßt, Bänder auf goldenem Grunde gestickt mit feurigen Edelsteinen. Dann spielen die Flammen des Feuers und die Wellen des Wassers mit einander. Der rothe Schein versteckt sich in den Fluthen und blickt dann hier und da heraus, gebrochen von dem Zittern der Wogen. Das Alles sieht mein Freund, der Felsen, der selbst bekränzt ist mit Weinranken, der selbst einen Strauß von Orangen und als Feder eine schwankende Palme auf die grüne Mütze gesteckt hat, die der Rasen ihm um's Haupt wob, und die zackige Aloë und stachliger Cactus ihm festnesteln auf der Stirn. Er sieht das, und da er die Geschwister: das Feuer, die Luft und

das Wasser, lieb gewonnen, da er ihnen so viele Genüsse verdankte, so wollte er ihnen auch eine Freude bereiten, und er baute ihnen ein trauliches Plätzchen zum geschwisterlichen Zusammensein. An dem äußersten Rande des Felsens, fast hart auf dem Spiegel des Meeres, öffnet sich ein niedriges Thor. Kaum würde man es entdecken. Hinter diesem Thore aber breitet sich eine hohe, mächtig gewölbte, kühle Höhle. Hier finden sich Wasser, Luft und Feuer. Hier sind sie beisammen, gesondert zwar, aber doch gemischt. Da ist zwar der Spiegel des Wassers fließend und wogend; aber das tiefe Blau der Luft, wie es sich nur am klarsten Himmel zeigt, hat es durchdrungen, und der leuchtende Schein des Feuers flammt darunter hervor, glänzend und wunderbar. Da glänzt es zwar aus der Tiefe hervor wie spielende Flammen; aber auch die Gluth hat sich in die Farben der Luft getaucht, auch dieses Licht wogt wie die Wellen des Wassers. Da nimmt zwar die Luft die weite Wölbung der Höhle ein; aber sie schimmert wie das Wasser, sie umfließt die Höhle, wie die Fluthen der Tiefe, und zwischendurch züngeln und lecken die Flämmchen des Feuers an dem Bogen des Felsens. So

halten die Elemente ihre heimlichen Gespräche; aber mitunter erlauben sie dem Menschen, sie zu belauschen. Der baut einen Nachen, fährt ein in dies Wunder und kann schiffen auf der blauen Luft, baden in dem leuchtenden Feuer und athmen in dem wogenden Wasser. Nur wenn die Gespräche der Geschwister recht vertraut und geheimnißvoll sein sollen, dann leiden sie nicht den Lauscher, dann schließt das Meer mit einer Pforte von Wellen den Eingang, und die Luft schiebt Winde als Riegel davor. Was sich dann Wunderbares begiebt, das wissen nur die Elemente und mein Freund, der Felsen, der sie umschließt, aber der hat ihnen sein Wort gegeben, es nicht auszuplaudern, und er hält sein Versprechen."

„Das ist recht von ihm," sagte die Rose, „ich liebe ihn darum. Liebt er auch die Blumen?"

„Ein ewiger Frühling von Rosen umblüht ihn," sagte der Stein.

„Das muß schön sein!" seufzte die Centifolie.

„Und alles Das werde ich sehen!" jauchzte der Bach.

„Dann grüße von uns die Rosen auf dem Felsen!" riefen die Blumen.

„Und von uns die Orangen am Meeresstrande!“ rauschten die Bäume.

„Wie soll ich den Ort erkennen?“ fragte der Bach den Stein.

„Nach meiner Erzählung,“ war die Antwort. „Die Menschen nennen ihn den Golf von Neapel, und mein Freund, der Fels im Meere, heißt Capri in ihrer Sprache.“

„Ich werde schon finden!“ rief der Bach und plätscherte fort.

Aber der Bach hatte einen weiten Weg zu machen; lange Zeit irrte er umher in der Unermeßlichkeit des Meeres, ohne daß ihm die Wunder erschienen, von denen der Stein erzählt hatte.

Der Erzähler dieser Märchen stand gerade in Sorrent auf der Loggia einer kleinen Villa am Meeresrande, die er allein bewohnte. Die Weinranken, die sie beschatteten, waren noch dünn und ließen das volle Licht der Sonne durch; aber die Orangenblüthen dufteten, und die Früchte lächelten ihn an und blinzten ihm freundlich zu aus den dunklen Blättern hervor. Der Vesuv rauchte, und das Meer war gesprächig. Da schlug eine Welle an

den Felsen mit heimischem Klang. Sie trug die Grüße der Blumen und Bäume aus der Heimath. Der Bach hat seinen Auftrag erfüllt, — für Blumen und Bäume brachte er Grüße, — für den Erzähler nichts von seinen Lieben. —

Der Dichter.
(Als Epilog.)

So nehmt sie hin, die Träume schöner Stunden,
In denen ich vom Räthsel der Natur
Die Lösung in dem Märchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Märchen nur.
Es war kein Trug! — Fragt selbst den grünen Hain.
Was ich erzählt, in tausend Lauten spricht er's.
Ich gab's in meines Herzens Widerschein,
Und also mußt' es wohl ein Märchen sein: —
Ist doch ein Märchen selbst das Herz des Dichters —

Ein Märchen, das der Blüthen viel erschlossen,
Das seinen Lenz hat, seine Winterzeit,
Wo mancher Quell geheimnißvoll geflossen,
Dem Bach des Waldes gleich, dem Schmerz geweiht.
Da trat, so wie des Veilchens Knospe bricht,
Geweckt im Lenze von der Sehnsucht Triebe,
Ein sehnsuchtsvolles Räthsel auch an's Licht,
Empfunden tief und doch verstanden nicht:
Des Herzens Frühlingskind — die erste Liebe.

O meines Lebens goldne Märchenblüthe!
O meiner Seele holde Frühlingszeit!
Wo mir die Welt im reichsten Schmuck erglühte,
Nur eine trug und doch so voll, so weit;
Wo ich in Andacht stummem Wort geglaubt,
Gebebt, mein süß Geheimniß auszusprechen, —
O flüchtig Glück, wie schnell warst du geraubt!
So schnell das Veilchen beugt sein duftend Haupt,
Noch eh' die Rosen in dem Sturme brechen.

Und wieder wuchs, wie eine wunderbare,
Aus alten Zeiten überbrachte Kund',
Der kecke Zauber der Studentenjahre
Sich fest in meines Herzens Märchengrund.
Wie war die Brust so voll von Freundschaftsdrang,
Das Herz so ungetheilt dahingegeben!
Der Wein, das Lied, der Schläger heller Klang
Und Jugendmuth und Jugendhoffnung schlang
Den duft'gen Epheukranz mir da um's Leben.

Mein Heidelberg! O epheugrüne Trümmer,
Auf deren Altan ich so selig stand!
Wie schien die Welt mir ganz im Frühlingsschimmer
So blüthenreich, wie rings das weite Land!
Der süße Rausch des Märchens ist entschwebt;
Doch deine grüne Epheuranken schlage,
Erinnerung, vom Freundschaftshauch durchbebt,
Aus meiner Brust in and're neubelebt,
Aus jener Zeit in meine spät'sten Tage.

Ein and'res Märchen bringt das Herz mir wieder.
Gleich wie der Waldbach, den die Thräne nährt,
Hat sich im immer wachen Quell der Lieder
So Lust wie Weh des Herzens ausgeleert.
Und diesen auch wie jenen seht Ihr zieh'n,
Bald still verborgen unter moos'ger Hülle,
Bald kosend mit den Blumen, die umblüh'n
Den Strand, bald flüsternd mit des Schilfes Grün,
Bald schäumend frei in übermüth'ger Fülle.

Welch süßes Glück in trübumwölkten Tagen,
Wovon so schwer, wovon so voll das Herz,
Bald in des Liedes Reimen auszuklagen,
Bald abzuschütteln in dem kecken Scherz!

O dieses Doppellebens gold'ner Trug,
Der mich aus den verdrießlich engen Schranken
Der Wirklichkeit, in frisch erhob'nem Flug,
So oft zu andern Welten übertrug,
Weit in die Märchenreiche der Gedanken.

Und von dem Stein erzählt' ich, der am Grunde
Der Heimath liegt, so stumm und unbewegt,
Und doch im Kerne tief die holde Kunde
Von and'rer Länder fernen Wundern trägt.
So hat das Herz des Dichters an der Brust
Der lieben Heimath lange stumm gelegen;
Da fühlt es, wie ein Märchen unbewußt
Den Wandertrieb, die freie Reiselust,
Das Sehnen in die Ferne laut sich regen.

Da treibt's ihn hin, da führt es ihn in's Weite,
Den Süden grüßt des Herzens froher Schlag,
Doch seiner Lieben Bild bleibt ihm zur Seite,
Und in die Ferne zieht das Heimweh nach.
Halb treibt's ihn fort, halb zieht es ihn zurück;
Beglückend Zagen locket zum Verweilen;
Zum Scheiden, ach, zu schön der Augenblick!
So muß des Wanderns frei bewegtes Glück
Des Dichters Herz in Lust und Sehnsucht theilen.

Genug! — der Dichter muß die Blätter schließen,
Mit ihnen auch das Herz! — Der Vorhang fällt.
Des Waldes Wunder ließ er Euch umsprießen
Und schau'n in seines Busens Märchenwelt.
Euch, die Ihr's mit dem Herzschlag eingetauscht,
Euch weiht er immer seiner Märchen Bestes;
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauscht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie gerauscht,
Und was der Dichter Euch enthüllt — vergeßt es.

Die Bernauer Bierflasche.

Es mögen jetzt gut und gerne schon fast zwei Jahrhunderte verstrichen sein, als in Berlin, die Chronik erzählt nicht genau ob in der Schustergasse selber, oder im Kölnischen Wursthof, jedenfalls in Köln, ein Schuster lebte, dessen Arbeit gelobt wurde, und der dafür galt, seine Lehrjungen mit guten Lehren und dem Knieriemen so wacker zu unterweisen, daß wieder tüchtige Schuhmacher aus seinen Händen hervorgingen, deren Schuld es wahrlich nicht war, wenn ihre Kunden, was auch damals nicht ausblieb, der Schuh drückte.

Zu besagtem Schuster kam einmal ein würdiges Ehepaar aus Bernau, ehrsame Bürgersleute, mit ihrem Erstgeborenen, einem schmucken Jungen von 14 Jahren, und brachten das Kind in die Lehre. Da die Eltern die Absicht hatten, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden sollte, hatten sie lange deliberirt, wie das anzufangen, und endlich hatte eine

Base aus Berlin, die zugleich Pathe des Jungen war, den Ausschlag gegeben: derselbe müsse in der kurfürstlichen Residenzstadt in die Lehre gebracht werden; sie hatte versprochen, sich bei einem Schuster ihrer Bekanntschaft zu verwenden, und gemeint, so könne es, wenn der Knabe fleißig und gelehrig sei, wohl kommen, daß er einem kurfürstlichen Kammerdiener, vielleicht gar einem Rath oder Herrn vom Hofe selbst einmal das Maß nähme, um ein Paar Schuhe zu fertigen, wo es dann nur an ihm läge sein Glück zu machen, da er doch den Herren mit den Schuhen leicht allerlei Anderes unter den Fuß geben könne, was gewißlich zu seinem Besten ausschlagen werde. Durch dergleichen lockende Aussichten und durch die Erwähnung, daß des Feldmarschall Derfflinger Excellenz Herr Vater auch nichts weiter als ein Schneidermeister gewesen und Se. Excellenz selbst mit der Nadel angefangen habe, die um nichts besser sei, als der Schusterpfriemen, ließen sich die Eltern bewegen, ihr Kind so weit von sich zu geben, denn Bernau liegt, und nicht einmal stark gerechnet, ganze vier Meilen von Berlin.

Die Eltern hatten es unterweges an Thränen

und guten Lehren nicht fehlen lassen, und die Mutter vor Allem hatte dem Jungen, so gut sie es vor Schluchzen vermochte, gehörig eingeschärft, ja recht gesund zu bleiben, Gott vor Augen zu behalten und dem Meister in Allem und ohne Widerrede zu gehorchen. Für die Frau Meisterin hatte die gute Frau noch Allerlei in ihrem Handkorbe, was, wie sie meinte, ihrem Kinde wieder zu gut kommen sollte. Der Vater, um seiner Ehehälfte nicht allzusehr nachzustehen, die es nichtsdestoweniger in Weinen und in guten Lehren ihm sehr zuvorthat, hatte es gleichfalls an Ermahnungen nicht mangeln lassen, und so hatten sie die vier Meilen Sandweg so gut benutzt, daß der Junge mit einem Respekt vor seinem zukünftigen Meister in Berlin ankam, wie er ihn vor Seiner kurfürstlichen Gnaden selber nicht gewaltiger hätte haben können.

Der Meister empfing die guten Leute, die sich mit aller Mühe vom Georgenthor durch Nagel- und Reezengasse über den Mühlendamm bis in seine Wohnung gefragt hatten, und den Jungen, der über Alles, was er schon in der großen Stadt gesehen hatte, Augen und Mund aufsperrte, mit gehöriger

Würde. Er legte die Hand auf den Kopf des Knaben, sah ihn ernst an, bog das Haupt auf eine Seite, zog die schwarzen, buschigen Augenbrauen zusammen, die Nase weise herauf und versicherte nach einer langen, stummen Prüfung und Ueberlegung: „Wenn der Knabe aufmerksam wäre, vornehmlich wie der Pechdraht zu handhaben, sich alle seine Lehren zu Nutze mache, auch der Meisterin in der Wirthschaft und auf Gängen behülflich wäre, wenn er beim Zuschneiden gut Obacht gäbe, auch eines gottesfürchtigen Lebenswandels sich befleißige, könne er es wohl in Verlauf von etlichen sieben Jahren dahin bringen, einen Stiefel auch Schuh, sogar einen solchen, so einen stattlichen Absatz hätte, zu Stande zu bringen. Uebrigens sei das Handwerk ein schwer Ding, absonderlich jetzt, wo das Leder so lästerlich theuer und gut Rinderleder kaum gar nicht mehr zu haben, wenn gleich es an Ochsen derzeit in der Welt eben noch keinen Mangel habe.

Der Vater nickte, verwundert über solche Weisheit, beistimmend mit dem Kopfe, und die Mutter faltete andächtig die Hände, wobei ihr die hellen Thränen über die Nasenspitze herunterliefen. Der

Junge machte den Mund weit auf vor grausamem Respekt.

Indessen trocknete die Mutter ihre Thränen und ging abseits zur Frau Meisterin, einer kleinen schmächtigen Frau mit scharfen Zügen und sehr lebendigem Mienenspiel.

„Jesus,“ sagte die Frau Meisterin, „Ihr kommt heute schon, und wir haben noch vierzehn Tage auf Michaelis, wo der andere Lehrjunge Geselle wird und in die Fremde geht. Ich weiß nicht, woran mein Alter denkt, daß er mir noch einen Fresser mehr setzt an den Tisch in dieser theuren Zeit.“

Die Mutter lächelte und meinte, daran dächten die Männer nun einmal nicht, aber sie hätte daran gedacht, und dabei lüftete sie den Deckel ihres Handkorbes.

Die Frau Meisterin machte gleich freundlichere Mienen, und indem sie Eier, Speck und Butter auspackte, ja, das letzte Kohlblatt aufhob, ob nicht noch Etwas darunter läge, versicherte sie, der Junge solle es gut haben, sie werde ihn halten wie ihr eigenes Kind, und wenn die Frau einmal wieder Etwas an Butter, es dürfe auch eine fette Gans sein, übrig

hätte, da draußen wüchse ihnen ja Alles nur so zu, solle sie sich keinen Zwang anthun, den Jungen werde sie unter ihren besonderen Schutz nehmen, und Schmalz könne sie auch gebrauchen, denn hier wäre Alles grausam theuer.

Man schied unter gegenseitigen Zutrauensversicherungen, und an Thränen und Ermahnungen fehlte es wieder nicht.

Die Eltern waren fort. Der Junge saß auf der Bank vor der Thür, um sich von dem langen Wege auszuruhen, und wenn er überhaupt gedacht hätte, wären seine Gedanken vielleicht in die Heimath gegangen, so aber gaffte er den großen rothen Kessel an, der drüben über der Thür eines Kupferschmiedes wankte, und nebenan das hölzerne Sechseck mit dem Tannenzweig darüber, das den Eingang zu einem Bierschank bezeichnete. Nebenbei wunderte er sich nicht wenig über den Mordspektakel, der hinter ihm im Hause vollführt wurde. Die Frau Meisterin lief Trepp auf, Trepp ab, schalt mit ihrem Mann, fluchte mit dem Gesellen, warf den Lehrjungen die Stiege hinab, daß er weit auf die Straße flog.

„Die ist wie Schmid Brand's Großmutter bei

uns in Bernau," dachte der Junge, „und wenn solche Frau Meisterin mit zum Handwerk gehört, hätte ich lieber sollen, wie der Vater erst Willens war, bei der Schreinerei verbleiben, oder möchte mein Lebtag nicht Meister werden."

Das Abendbrod schmeckte auch nicht sonderlich, trotz des Marsches. Die schöne Butter der Frau Mutter mochte wohl noch nicht an der Reihe sein. Dann gings aber früh auf's Ohr, denn am andern Morgen sollte er an's Lernen schreiten.

Der Junge, eingedenk der guten Lehren des Herrn Vaters und der Frau Mutter, war mit dem Frühesten wieder auf und hatte eine gute Stunde zu warten, bis der Meister, Gesellen und Lehrjunge sich um den Frühstückstisch versammelt hatten. Die Frau Meisterin trug einen großen Napf auf mit Mehlsuppe. Einer sah den Andern an, Keiner wagte zuerst den Löffel hinein zu stecken, und als die Bahn gebrochen war, leckte jeder seinen Löffel zweimal aus, ehe er ihn wieder in den Napf tauchte.

„Wartet Kanaillen!" keifte die Frau Meisterin, „Ihr seid noch satt von gestern Abend, Euch will ich den Brodkorb höher hängen."

Nun sollte es an die Arbeit gehen; der Junge hielt sich immer dicht hinter dem Meister, denn heute sollten ihm die ersten Geheimnisse des Handwerks enthüllt werden. Der Meister nahm ihn auch wirklich bei der Hand und führte ihn in die Werkstatt. Als er die Thür hinter sich und seine Frau aus den Augen hatte, richtete er sich gleich höher auf, nahm eine gravitätische Miene an, zog wieder die Augbrauen zusammen und die Nase in die Höhe und sagte:

„Dieses ist Leder, daraus fertiget man, doch nur wenn man es zuvor mit Fleiß erlernet hat, so Stiefel als Schuh. Das, wonach es hier riechet, ist Pech und jeglichem ordentlichen Schuster ein delikater Geruch. Dieser Riemen nennt sich der Knieriemen und dient zu zweierlei: einestheils, den Schuh festzuhalten, wenn er gefertigt wird, anderentheils, denen Lehrjungen ihre Schuldigkeit deutlicher zu machen. Und nun mein Sohn —"

Er konnte nicht ausreden. Die Frau Meisterin riß die Thüre auf und rief: „Ach, hier steckt der Schlingel? Fängst Du so an? Sind die Lehrjungen davor, daß sie Maulaffen feil haben in der Werk-

statt und Meister und Gesellen im Wege stehen? Marsch in die Küche!“ Und damit faßte sie den Jungen an den Kragen der Jacke, und mit einer Bewegung, die auf Uebung schließen ließ, war er, ehe er sich dessen versah, mit drei Stößen aus der Werkstatt in die Küche und saß, statt auf dem Dreibein auf der Heerdbank, wo ihm ein großer Sack Erbsen zum Verlesen bereits parat gestellt war. Darüber und über die Betrachtung, daß, wenn es so fortginge, es nicht fehlen könne, daß er binnen Kurzem ein tüchtiger Schuster werde, verstrich der Morgen.

Wir fürchten, wenn wir die Lehrstunden ferner in so ausführlicher Weise fortsetzten, möchten unsere geehrten Leser leichtlich die Geduld und die Schuhmacher ihre Kunden verlieren, da es ja dann Jedermann aus unserer genauen Beschreibung in dem Schuhmachergewerbe so weit bringen könnte, sich selbstens seine Stiefel und Schuhe zu fertigen, und so kommt es uns denn sehr wohl zu Statten, daß es nach den Mittheilungen der Chronik mit unserm Lehrjungen, wie wir alsobald erfahren werden, bei der ersten Lehrstunde seinen Verbleib hatte.

Unsere geehrten Leserinnen werden muthmaßlich schon errathen haben, daß es an jenem Tage beim Meister Pech gequollene Erbsen zu Mittag gab, und wir wollen das auch, wenn zwar die Chronik nichts Genaueres darüber erwähnt, nicht in Abrede stellen. Der Bernauer Junge erinnerte sich der Erbsen noch sehr wohl in späteren Jahren, doch konnte er sich nicht mehr des Speckes entsinnen, den es dazu gegeben hatte, wobei es denn zweifelhaft bleibt, ob er denselben später, oder die Frau Meisterin schon damals vergessen hatte.

Auf den Nachmittag sollte der Junge nun wirklich mit dem ersten Schritt seines Handwerkes vertraut gemacht werden. Der Geselle hing ihm an einen hölzernen Haken am Thürpfosten der Werkstatt ein Schock Zwirn an, schnitt denselben auf und unterwies den Jungen, ihn nach der Reihe mit Pech zu streichen. Aber der Lehrling war nun einmal vom Schicksal nicht zum Pech erkoren, denn kaum will er an die Arbeit gehen, als die Thür sich wieder öffnet, und die Frau Meisterin hineinkeifet:

„Alter, Du bekommst Zuspruch, und die Schlingel von Gesellen haben mir das Bier, das ich mit Fleiß

bei Seite gestellet, wahrhaftig bis auf den letzten Tropfen ausgesoffen. Es ist eine Sünde und eine Schande, und man kann doch die Gäste trocknen Mundes nicht wieder abgehen lassen."

„Ja," sagte der Meister, „was ist da zu thun?"

„Was zu thun ist?" zankte die Frau. „Der Junge läuft, was er kann, und holt etliche Maas Bernauer Bier. Suche das Geld aus dem Kasten, ich werde ihm indessen die Flasche langen." Damit war sie mit einem Satz auf die Bank gestiegen und holte vom Sims eine kupferne Flasche mit zinnerner Schraube, die etwa 5—6 Kannen Berliner Maas halten mochte. Der Meister konnte das Geld nicht gleich finden, endlich kramte er etliche Groschen Geld zusammen, während die Frau fortwährend mit dem Fuße stampfte und rief: „Wird's bald? Wird's bald?" worauf sie dem Jungen Geld und Flasche in die Hand steckte, ihn zum Hause hinaus schob und ihn unterwies, die Flasche mit Bernauer Bier füllen zu lassen und flugs wieder zurückzukommen.

Der Junge, dem es nicht bewußt war, daß er das Bier hätte auf dem Berlinischen Rathskeller holen sollen, was die Meisterin in der Eile zu sagen ver=

gessen, und der sich wohl erinnerte, wie seine Eltern ihm zu mehreren Malen eingeknöpft, ja ohne Widerrede jederzeit zu thun, was sein Meister ihm heißen würde, da er nur so ein tüchtiger Schuster werden könne, machte sich auch, da ihm ausdrücklich Bernauer Bier zu holen geheißen, flugs auf den Weg.

Da stand er nun und wußte nicht, wie er sich durchfinden sollte durch alle die Kreuz- und Quergassen. Da er aber jeden Vorübergehenden anredete und fragte, wo er auf dem nächsten Wege zu seiner Eltern Haus in Bernau gelange, wies man ihn soweit zurecht, daß er richtig über den Marienkirchhof und die Cavalierbrücke am Lustgarten anlangte. Hier konnte er sich nicht enthalten, ehe er weiter schritt, denselben mit neugierigen und erstaunten Augen zu betrachten. Er wandelte durch die grünen Kirsch- und Mandelhecken, die den Blumengarten umfaßten, staunte die marmorne Statue des Kurfürsten an und bewunderte den liegenden kolossalen Neptun am Springbrunnen, von dem er sich nicht vorstellen konnte, warum er so leichtfertig gekleidet gehe, was ihm auch, nachdem er die sieben Stufen nach dem Untergarten hinabgestiegen war, an allen den bleiernen,

marmornen und steinernen Puppen in Erstaunen setzte, die in den bedeckten Ulmen- und Ligustrumgängen standen. Dergleichen erinnerte er sich in Bernau niemalen gesehen zu haben, da er aber ein pflichttreuer und gehorsamer Junge war, vergaß er über diese Wunder seines Auftrages nicht und schritt munter mit der schweren Flasche die Georgenstraße entlang, durch das Georgenthor, und als er wieder auf der Landstraße war, konnte er den Weg nach Bernau nicht mehr verfehlen.

Unterwegs fragten ihn die Vorübergehenden auf der Landstraße, die ihn schleppen, oder wohl gar zuweilen auf einem Stein niedersitzen und ausruhen sahen: „Junge, was machst Du hier auf der Landstraße mit der großen Flasche?“ Worauf er jedesmal erwiderte: „Ich lerne Schuster“ und darauf seinen Weg emsiger als zuvor fortsetzte.

Der Junge läuft zwar wacker, aber die Stunden laufen auch, und der Meister, der den Jungen nicht wieder zu Gesicht bekommt, hat längst durch den andern Lehrjungen anderes Bier holen lassen, und das ganz heimlich, daß es seine Frau nicht gewahr werde. Als aber der Tag zu Ende geht, geht dem

Meister die Geduld gleichfalls zu Ende, und er macht den Schluß, der Junge müsse als ein rechter Bösewicht mit der Flasche durchgegangen sein und das Geld auch nicht zurückgelassen haben. Als nun auch die Frau Meisterin solches bemerkte, hub sie ein großes Gezeter an und klagte über ihre Flasche, die sie noch von ihrer Frau Mutter seligen als Brautschatz mit bekommen. Die Gesellen aber und der Lehrjunge bekamen heute gar nichts zur Nacht zu essen, weil deutlich bewiesen, daß das ganze Gelichter nicht den Strick werth wäre, um es daran aufzuhängen. Sie schliefen also auch nicht mit besonders freundlichen Redensarten über den Bernauer Lehrjungen ein.

Der dagegen war nicht eben lange nach Sonnenuntergang in Bernau angelangt, und die Frau Mutter, die gerade den Docht in der Lampe mit einem krummen Nagel in die Höhe zog, hätte fast den Tod vor Schreck gehabt, als sie ihn so unvermuthet eintreten sah. Der Vater aber redete ihn hart an, wo er schon wieder herkomme, und als der Junge erzählt, es sei um des Bieres wegen, das er in der kupfernen Flasche, die ihm schon leer sauer genug zu schleppen

gewesen, aus Bernau holen solle, beschwerten sich die Eltern laut und wiederholt über die Härtigkeit des Meisters, daß er um etlicher Groschen Bieres willen das arme Kind einen so weiten Weg geschickt hätte. Der Junge ließ sich weiter nicht darauf ein, aß tüchtig zur Nacht, fast als hätte er den Tag über noch nicht eben viel bekommen, und legte sich auf's Ohr. Die Eltern deliberirten lange hin und her, kamen aber doch auf den Schluß, wie sie Aussicht hätten, daß ihr Sohn ein recht guter Schuster werde, da er auf Befragen, ob er schon Etwas gelernt, geantwortet habe, er hätte das, was ihm aufgetragen, als hätte er es schon Jahre betrieben, gearbeitet, wobei er nur verschwiegen, daß es Erbsenauslesen war. Sie meinten also, der Meister müsse doch ein wackerer Lehrherr sein, daß er dem Jungen in so kurzer Zeit so viel schon beigebracht habe, und so wollten sie es weiter nicht ansehen und die kupferne Flasche mit recht gutem Bier ganz voll füllen. Am andern Morgen bei Sonnenaufgang fragte die Mutter den Jungen um Rath, was wohl mit ihren Schuhen zu machen, deren Absatz fast schief getreten, und deren Sohlen auf dem Wege nach Berlin meist durch-

gelaufen wären, worauf jener antwortete: „Nächsten Jahrmarkt ein Paar neue kaufen!“ worauf die Mutter versicherte, für die kurze Lehrzeit verstände sich der Junge schon erstaunlich auf Schuhwerk, der Rath sei das Beste, was sie kürzlich gehört, und dem Vater zuredete, doch etliche Meilen mitzugehen, daß dem armen Kinde die Last nicht gar so schwer werde.

So machten sie sich wieder auf den Weg nach Berlin. Der Junge mit dem Vater, und der Vater mit der kupfernen Bierflasche. Eine Meile vor Berlin kehrt der Vater um, und der Junge nimmt die Flasche, die er nur mühsam fortschleppt und von einer Hand in die andere wandern läßt. Er war noch nicht an dem Schlagbaum der Stadt, als ihm der andere Lehrjunge seines Meisters entgegenkommt, der etliche Paar Stiefel über Land zu tragen hatte. Als der seiner ansichtig wird, fragt er, wo er herkomme, und auf die Antwort: Er bringe das Bier, das er für den Meister aus Bernau geholt habe, hebt der andere Lehrjunge an zu lachen und sagt: „Nun, Du wirst redlich mit dem Knieriemen empfangen werden, wenn Du nach Hause kommst. Aus dem Rathhauskeller solltest Du das Bier holen, und weil Du nicht wieder

gekommen, steht der Meister in dem Gedanken, daß Du mit dem Gelde und der Flasche auf und davon gegangen; gehe nur vollends nach Hause, die Meisterin ist arg böse, Du wirst es schon erfahren." Damit läuft der Junge seines Weges einen Fußsteig querfeldein.

Der arme Schusterjunge sieht nun den Fehler ein, den er begangen, und ist voller Angst vor der Strafe. Er steht eine Zeitlang und deliberirt mit lauter Zittern, was wohl das Beste für ihn zu thun sei, und fällt endlich auf den Schluß, weder zum Meister und der Meisterin, noch zu den Eltern nach Bernau zurückzugehen; weil ihn hier nur der Kniеriemen, dort nur Beschämung über seine Dummheit erwartet, die ihm schwerer zu tragen, da die Eltern in so guter Meinung seiner Einsicht von ihm geschieden. Die Flasche aber sammt dem Bier, die er nicht gesonnen mitzunehmen, vergräbt er unter dem dritten Baum vom Schlagbaum links an der Landstraße. Dann nimmt er seinen Weg an Berlin vorbei und läuft bis nach der schlesischen Grenze, an sechzehn Meilen und leicht auch darüber.

Von hier ab wird die Chronik minder ausführ-

lich über das Schicksal des Jungen, was sehr zu bedauern, da es ihm an mancherlei und memorabeln Abenteuern nicht gefehlt hat. Nur soviel ist bekannt geworden, daß der Junge, der gebettelt, weil er gut ausgesehen, von einem kaiserlichen Offizier in Dienst genommen worden. Als er mehr herangewachsen war und sich allezeit gut geführt hatte, wird er Soldat, und zwar ein kaiserlicher Reiter. Er geht mit nach Ungarn und wird Unteroffizier, hat auch das Glück, Oberoffizier, ja, endlich Rittmeister zu werden, nachdem er 16 Jahre gedient und sich in vielen Actionen gegen die Türken, wobei sein Leib mit Blessuren bedeckt worden, sehr wohl gehalten und viele und grausame Tapferkeit bewiesen.

Nachdem 18 Jahre verlaufen, setzt sich der nunmehrige Rittmeister vor, sein Vaterland zu besuchen, nimmt einen Urlaub und kommt auch richtig in Berlin an, wo er den Lustgarten noch gerade wie damals vorfindet, nur daß ihn derselbe nicht mehr ganz so sehr in Erstaunen setzt, als ehedem, als er von der Welt nichts weiter kannte, als seiner Eltern Haus und Garten und den Bernauer Kirchthurm. Er kehrt ein in einem großen und schönen Gasthause in der

Breiten Straße, und da ihm sein früherer Meister wieder einfällt, läßt er nachfragen, ob derselbe noch am Leben, worauf er den Bescheid erhält, daß derselbe zwar noch nicht verstorben, daß es aber mit dem Handwerk übel stände, er fast gar keine Gesellen mehr hätte und sich nur kümmerlich durchbringe. Der kaiserliche Rittmeister macht sich auf den Weg, findet auch richtig noch Straße und Haus und tritt ein. Mit vielen Bücklingen kommt ihm ein alter, gebeugter Mann entgegen, den er erst gar nicht für seinen früheren Meister erkennen konnte, der ehedem so steif einherging. Auch die buschigen, schwarzen Augenbrauen zog er nicht mehr zusammen, vielleicht weil selbige gar grau und dünn geworden waren. Als der vornehme Kunde eintrat, erhob sich ein kleines, krummes Mütterchen von der Ofenbank hinter'm Spinnrade, knixte sehr viel, wischte den Sessel, auf den sich der Herr Rittmeister setzen sollten, wieder und wieder mit der Schürze ab und machte tausend Excüsen, daß das Polster so eingesessen, der Ueberzug so verblichen und gar nicht passend für einen so vornehmen, weit gereisten Herrn sei. Dann kroch es zurück zum Spinnrocken. Der kaiserliche Ritt-

meister hieß indessen den Meister ein Paar Stiefel anmessen, und unter dem Geschäft, das gar langsam von Statten ging, da der Meister recht sorgsam zu Werk schritt, die Augen nicht mehr gar hell waren, und er auch nicht wagte, des fremden Herrn Fuß anders als mit den Fingerspitzen anzurühren, fragte er, ob der Meister nicht vor Jahren, es könnten etliche achtzehn her sein, einmal einen Lehrjungen aus Bernau gehabt hätte; denn er konnte immer noch nicht glauben, daß er sich wirklich bei seinem alten Meister befände, so schien ihm Alles verwandelt. Der Meister, der gerade die Breite der Zehen maß und Angst hatte, auch ja nicht die etwaigen Leichdörner des Kriegers unzart zu berühren, konnte sich nicht recht mehr besinnen, aber hinter dem Spinnrade tönte es hervor:

„Ja, Herr, so lange kann's hergewesen sein um vergangenen Herbst, daß wir einen Lehrjungen hatten aus Bernau. Der Racker, der Dieb, der Spitzbube, wer weiß an welchem Galgen der verwittert. Hat er mir doch meine kupferne Bierkanne gestohlen, aber ein Kreuz-Donnerwetter möge ihm in die Glieder fahren, dem Schuft, dem Lümmel —“

„Ja, sie ist's, die Meisterin!" rief der Rittmeister, „sie ist's, an ihrem losen Maul und ihrer bösen Zunge erkenne ich sie wieder. Aber ich schenke Ihr alle Ihre Ehrentitel, denn daß Sie es nur weiß, der Schusterlehrling aus Bernau bin ich selber."

Dem Meister fiel das Maß aus der Hand und der Meisterin die Schuppen von den Augen, aber sie stand auf und knixte und sprach: „Wie der Herr nur seinen Spaß treiben wolle mit ihnen alten Leuten, wie solches wohl nicht gut sein könne, und wie sie es nimmermehr glauben würde."

Der Rittmeister lächelte und erbot sich Beweise zu geben. Er nahm den Meister mit und noch etliche Neugierige von den Nachbarn, die zusammengelaufen waren, als sie einen stattlichen Offizier in fremder Uniform hatten in des Meister Pechs Haus gehen sehen, und nun über die Geschichte Maul und Nase aufsperrten und versicherten, man könne einem Jungen von etlichen 14 Jahren selten oder niemalen an der Nasenspitze ansehen, was in 20 Jahren aus ihm werden könne, so Wunderbares hätte sich aber doch wohl in der ganzen Weltgeschichte noch niemals zugetragen, es müßte denn mit David sein, der aus

einem einfältigen Hirtenjungen ein großer König und sogar der Vater des weisen Salomo geworden wäre. Daß es aber ein Schusterjunge so weit bringen könnte, das hätten sie niemals gedacht, und der Meister blieb dabei, daß er einen so schönen und schmucken Herrn zwar in seiner Wenigkeit Lügen zu strafen unvermögend sei, daß er aber immer noch nicht glauben könne, seinen ehemaligen Lehrjungen vor sich zu sehen, von dem er jedoch immer sehr große Stücke gehalten hätte."

Unter den Reden kamen sie vor das Georgenthor an den Schlagbaum. Der Rittmeister zählte genau den dritten Baum vom Schlagbaum links an der Landstraße, hieß einen Spaten bringen und aufgraben, und siehe, da stand die kupferne Flasche, ganz wie er sie hingestellt, als er Berlin den Rücken gekehrt hatte. Nun konnte auch der Meister keinen Zweifel mehr hegen, und Alle gingen wieder zurück in des Meisters Haus. Der Rittmeister voraus mit der Bierflasche, die er sich nicht nehmen lassen wollte, indem er behauptete: um ein ehrlicher Mann zu sein, müsse er die Flasche, wie ihm vor 18 Jahren befohlen, mit dem Bier dem Meister in's Haus

tragen, doch hoffe er, daß derselbe ihn trotz der gar langen Versäumniß mit dem Knieriemen verschonen werde, über welche Zumuthung der Meister sich fast mit dem Gesicht bis an die Erde beugte.

Im Hause wurde nun Angesichts Aller die zinnerne Schraube an der kupfernen Flasche geöffnet. Von dem Bier hatte sich etliches verzehrt, der Rest aber war mit einer dicken Haut bewachsen. Als aber der Rittmeister das Bier kostete, hat er es so gut befunden, als nur irgend ein Bier auf der Welt, ja, er meinte, man könne Kranke damit laben und gesund machen. Darauf hat er auch den Meister und die Nachbarn der Reihe nach kosten lassen, und Alle konnten des Verwunderns und Lobens nicht genug aussprechen. Die Meisterin, die neugierig wurde und alle Zeit das Bier, vornehmlich das Bernauer sehr geliebt hatte, weil es ihr aber jetzt knapp ging, sich den Genuß nur selten gewähren konnte, kroch auch herzu und streckte die Hand aus nach dem Glase, da aber rief der Rittmeister: „Halt! Sie bekommt nichts ab für ihr loses Maul!“ worauf die Frau beschämt wieder an ihren Spinnrocken zurückgeschlichen.

Ob der Rittmeister seinen Herrn Vater und Frau Mutter zu Bernau noch wohl und am Leben angetroffen, darüber steht in der Chronik nichts weiter verzeichnet, doch wollen wir solches, anbetrachts seiner vielfachen Meriten von Herzen wünschen. Wir aber können aus der Geschichte mancherlei gute Lehren ziehen, als da sind:

„Man solle Niemand für gering ansehen, weil man nicht weiß, was aus ihm noch werden kann.“

„Man solle seine böse Zunge hüten.“

„Man solle neuem Gesinde Alles ganz deutlich und vernehmlich sagen, was es zu thun habe, und nicht in den Gedanken stehen, als wüßten sie es schon, oder könnten leichtlich begreifen, wie es gemeinet.“

Endlich auch, daß das Sprüchwort nicht immer zutrifft:

„Schuster bleib bei deinem Leisten.“

Der Stellvertreter.

Man sollte eine Erzählung nicht mehr mit der Versicherung anfangen, sie sei wahr. Dieses Mittel, das Interesse des Lesers für die Gestalten zu erhöhen, die Einfachheit der Handlung zu entschuldigen, ist zu sehr verbraucht und der Leser zu oft dadurch getäuscht, um ihm vollen Glauben zu schenken. Auch werden immer die sogenannten wahren Geschichten in der Erzählung, welche die Facta reproducirt und welcher der Erzähler seine eigene psychologische Auffassung leiht, nur halb wahr und zum Theil Eigenthum des Erzählers sein, und die erfundenen Geschichten sind nur zum Theil unwahr, denn der Erfinder umkleidet sie mit selbst erlebten oder selbstbeobachteten Gefühlen. So soll es denn auch keine captatio benevolentiae für die Einfachheit des Stoffes, keine Nachhülfe für das Interesse an den Personen sein, die ich vorführe, nur ein einfach constatirtes Factum, daß die nachfolgende

Erzählung auf einem wahren Vorgange beruht, daß die Menschen, die darin auftreten, vielleicht noch leben.

Dem Pächter einer ansehnlichen Besitzung in England, einem würdigen, bejahrten Manne, stellte sich eines Tages ein junger Mann vor, der Briefe von dem Besitzer der Herrschaft, dem jungen Lord E., überbrachte. Der junge Mann war mit der Londoner Postkutsche bis an den Stationsort gefahren, hatte von da aus einen Boten sein geringes Reisegepäck tragen lassen und war zu Fuß herüber gekommen. Sein Auftreten war bestimmt, aber bescheiden, seine Erscheinung einnehmend. Er mochte gegen fünfundzwanzig Jahre alt sein, aber der Ernst seines ganzen Benehmens, das Ueberlegte in seinen Reden ließen ihn älter erscheinen. Master Harrison, der Pächter, erbrach die Briefe von der wohlbekannten Hand des Lords. Sie kündeten Master Richard an; der Ueberbringer sei beauftragt, die bedeutenden Besitzungen zu inspiciren, den Neubau des Schlosses zu leiten, das an eben dem Orte lag, wo Harrison wohnte, und war ihm zu diesem Behufe die weiteste Vollmacht ertheilt, alle Pachtgelder

und Gefälle im Namen des Besitzers einzuziehen. Der Lord nannte in dem Briefe Richard bald seinen Sachwalter, bald seinen Freund, und Harrison trug keinerlei Bedenken, die Vollmacht anzuerkennen, schon weil das ganze Benehmen des Ueberbringers nicht den mindesten Grund zu irgend einem Verdachte geben konnte. Uebrigens waren die Vollmachten auch bereits anerkannt von den übrigen Pächtern des Lords, bei denen Richard theils persönlich sich vorgestellt hatte, theils durch directe Briefe des Lords beglaubigt war. Richard war also der vollständige Vertreter des Lords, der Verwalter aller seiner Einkünfte, die Mittelsperson in jeder geschäftlichen Angelegenheit.

Richard ging auf das Schloß, um die Baulichkeiten zu besichtigen, und der alte Pächter begleitete ihn. Da erschien es denn in der That ganz natürlich, daß Lord E. einen Stellvertreter schickte, der das alte Gebäude einrichten sollte, ehe er es selbst bezog. Das Schloß war seit Generationen von keinem Besitzer bewohnt gewesen. Fenster und Thüren waren theils nur nothdürftig erhalten, theils ganz verfallen, die Kamine unheizbar, und bis auf einige Zimmer

im Erdgeschoß, die ein Castellan inne hatte, kaum eines bewohnbar. Richard prüfte Alles mit Sachkenntniß und schnellem Entschluß. Er wußte gleich, was zuerst angegriffen werden mußte, änderte an den Planen, die er mitgebracht hatte, bestimmte sofort die Zimmer, die der Lord selbst bewohnen würde, und war entzückt von Lage und Aussicht. Als er aber Anstalt machen wollte, für den Augenblick ein Unterkommen für sich selbst zu schaffen, war er doch in Verlegenheit, um so mehr, als es Spätherbst war und ein geheiztes Zimmer, dichte Thüren und Fenster eine Nothwendigkeit wurden. Ueberdies zeigte sich der Castellan mürrisch und verdrossen; das Essen hätte doch aus dem Gasthause im kleinen Weiler am Fuße des Schlosses geholt werden müssen, und so erschien es denn ganz natürlich, daß Harrison den jungen Mann ersuchte, vorerst sein Gast zu sein und sich in seinem Hause, wo er wenigstens nicht frieren solle, einzurichten. Das Anerbieten wurde eben so freimüthig angenommen, als es gethan war, und Richard wurde der Gast des Pächters.

Harrison war Wittwer und hatte eine einzige

Tochter, die eben erwachsen war. Miß Ellen Harrison konnte keine Schönheit genannt werden, aber sie hatte etwas überaus Anziehendes, eine heitere Unbefangenheit, dabei eine hohe, schlanke Gestalt und ein klares, kluges Auge. Sie hatte so gut als nichts von der Welt gesehen, denn der Vater selbst reiste nicht, und seine Zärtlichkeit für den Liebling erlaubte es ihm eben so wenig, sich von ihr zu trennen. Für ihre Erziehung hatte er gethan, was er konnte, d. h. er hatte sie unterrichten lassen von den Lehrern, die ihm in der Nachbarschaft am tüchtigsten schienen, und hatte dann an ihr Wissen und die Ausbildung ihrer kleinen Talente keine großen Ansprüche gemacht. Genug, Miß Ellen konnte correct lesen und schreiben, tanzte nicht viel ungeschickter als die meisten ihrer Landsmänninnen, sang ein Lied zum Clavier, stickte wenigstens zu jedem Geburtstage ihres Vaters ein Sammetkäppchen oder ein Paar Schuhe, wußte einen guten Pie zu bereiten, den ihr Vater nie schmackhafter gegessen hatte, selbst wenn er einmal verbrannt war; sie besorgte von ihrer Hauswirthschaft das, was sie nicht ihrer alten Haushälterin überließ, und befand sich ganz wohl dabei, denn sie

hatte keinen Begriff davon, daß die Bildung eines Mädchens noch weiter gehen könne.

Der Wirth, seine Tochter und der neue Gast bildeten ausschließlich die Gesellschaft des Hauses, zu der selten ein Vierter, etwa ein Geistlicher oder Pächter der Nachbarschaft kam. Anfangs hatte Richard Viel und fast den ganzen Tag über auf dem Schlosse zu thun, aber die Jahreszeit rückte vor, die Arbeiten mußten eingestellt werden, und er war mehr und mehr auf das Haus beschränkt. Da blieb er nun meist auf seinem Zimmer und suchte sich mit Fleiß und Sorgfalt in den nicht leichten Verwaltungsgeschäften der ausgebreiteten Besitzungen zu orientiren, wobei ihm Harrison, den er vielfach zu Rathe zog, sehr zu statten kam. Der alte Herr mußte eingestehen, daß Lord E. keinen gewissenhafteren Verwalter hätte finden können, und dabei verfuhr dieser nicht mit pedantischer Aengstlichkeit, sondern mit großer Freiheit und Unumschränktheit in allen seinen Anordnungen.

Der Vater war ganz eingenommen von dem jungen Manne, aber die Tochter hatte eine gewisse Scheu vor ihm. Sie kam deshalb oft mit dem Vater in Streit, der doch sonst immer ihrer Meinung war.

Vielleicht verdroß sie das, und sie ging weiter in ihren Worten, als in ihren Empfindungen. Miß Ellen behauptete nun einmal, der junge Mann habe bei aller Offenheit etwas Geheimnißvolles; es schien ihr Etwas nicht richtig in seinem Wesen. Sie konnte nicht leugnen, daß er ihr gegenüber große Zurückhaltung, wenn auch alle Höflichkeit, die er der Tochter seines gütigen Wirths schuldig sei, beobachte, aber er behandle sie wie ein Kind und sei doch auch noch kein Greis. Vielleicht drückte es sie unbewußt, daß sie in seinem Umgange zum ersten Mal einen Mangel ihres Wissens und ihrer Bildung empfand. Wenn er sie nach Büchern fragte, von denen sie nie gehört hatte, suchte sie sich dieselben heimlich zu verschaffen und las oft die halben Nächte, was ihr sonst nie eingefallen war. Seit er einmal, als sie ein Lied sang, vom Kamin, an dem er saß, aufgestanden war und auf dem Clavier einen Ton angeschlagen hatte, den sie nicht rein getroffen, wollte sie nie mehr in seiner Gegenwart singen, und doch übte sie sich jetzt, wenn er nicht da war, mit einem Eifer, als wollte sie ihm jedes Recht zu einer Zurechtweisung nehmen.

Eines hätte allerdings auffallen können: sein eigenthümliches Verhältniß zu Lord E. Freilich erzählte der junge Mann, daß er, der Sohn eines Landgeistlichen, als Erzieher und Begleiter eines jungen, vornehmen Schotten, mit diesem in Frankreich und Italien gereist sei, daß er auf der Reise Lord E. kennen gelernt, sich ihm als Landsmann angeschlossen habe und dann sein Freund geworden sei. Das war ganz natürlich. Lord E., früh verwaist, war in London erzogen, seine reichen Besitzungen von der Vormundschaft verwaltet worden. Die letzten Jahre der Minderjährigkeit hatte der junge Mann, nach der Sitte seiner Landsleute, auf Reisen zugebracht, aber er hatte letztere auch über seine Volljährigkeit ausgedehnt und seitdem seine Geschäfte brieflich mit den Pächtern und Verwaltern abgemacht. Seit dem Eintreffen Richard's hörte diese Correspondenz auf, Alles ging durch ihn, er war unumschränkter Herr und zeigte sich als solcher, trotz aller Bescheidenheit, in vollständigster Weise. Wenn aber Master Harrison sich gesprächweise nach der Persönlichkeit des Herrn erkundigte, den er niemals gesehen, wich Richard mit der Antwort aus:

er sei zu sehr sein Freund, um nicht parteiisch zu sein, und jede Mißbilligung würde in seinem Munde doppelt hart klingen und ihm nicht geziemen. Indessen erzählte er, er sei ernst und verschlossen für seine Jahre, woran seine Erziehung Schuld sein möge, jedenfalls aber vom ernstlichen Streben erfüllt, die Stellung, die ihm Geburt und Vermögen in der Welt angewiesen, gewissenhaft zu erfüllen. Damit stimmte nun allerdings nicht überein, daß er so lange fern blieb von seinem Vaterlande und seinen Besitzungen und letztere jetzt einem Fremden zur Verwaltung überließ.

Der Winter verstrich in dieser Einsamkeit. Richard machte mehrere Reisen nach London, um Einkäufe für die Einrichtung des Schlosses zu besorgen und Rücksprache mit den Baumeistern zu nehmen. Wenn er zurückkam, brachte er die Tage mit seinem Wirth auf der Jagd, oder auf seinem Zimmer unter Rechnungen und Büchern zu. Nur kurze Abendstunden versammelten den kleinen Kreis, und dann erzählte der junge Mann von seinen Reisen, wobei er an dem Vater einen dankbaren Zuhörer hatte, während die Tochter, über ihre Arbeit gebeugt, kein Zeichen

der Theilnahme gab. Sie wollte nun einmal das Anziehende in dem Wesen des jungen Mannes nicht anerkennen, und so verharrten die Beiden in einem höflichen, kalten Betragen gegen einander.

Der Frühling kam heran, und mit ihm wurden die Schloßarbeiten mit allem Eifer angegriffen. Die Wohnzimmer des jungen Besitzers rückten sichtlich vor, und schon dachte man daran, sie mit den aus London verschriebenen, mit aller Sorgfalt von Richard ausgesuchten Möbeln zu füllen, als ein unerwartetes Ereigniß den jungen Mann plötzlich in anderer Weise in Anspruch nahm. Der alte Harrison wurde von einem Schlagfluß getroffen; den herbeigezogenen Aerzten gelang es zwar, ihn noch einmal in's Leben zurück zu rufen, aber ein neuer Anfall nach wenig Tagen machte dem Leben schnell ein Ende. Wir wollen die Bestürzung und den Schmerz der Tochter nicht schildern, eben so wenig Richard's Sorge um den kranken Freund. Genug, der alte Herr starb in den Armen der Beiden, und da er sein Ende gleich nach dem ersten Anfall der Krankheit klar vorher gesehen hatte, empfahl er dem jungen Freunde die Fürsorge für sein Kind und das Ordnen seiner

Geschäfte. Letzteres war freilich leicht. Es fand sich Alles geregelt und abgeschlossen. Ein bescheidenes, aber ausreichendes Vermögen sicherte die Zukunft des Kindes, und Richard übernahm es, die Pachtung für seinen Pflegling neben seinen sonstigen Geschäften selbst fortzuführen.

Sein Verhältniß zu Ellen war aber jetzt ein ganz anderes geworden. Sie schloß sich ihm, der aufrichtig mit ihr trauerte und jetzt ihre einzige Stütze war, vertrauensvoll an. Er, der ihr bis dahin immer kalt und zurückhaltend erschienen war, zeigte jetzt ein warmes und aufopferndes Herz. Die ganze Freundschaft und das Zutrauen ihres Vaters zu ihm trat ihr wieder deutlich vor die Seele, und sie ergriff diese wie ein Vermächtniß des Dahingeschiedenen. Wir wollen die einsamen Stunden übergehen, in denen die Beiden, nachdem sie vom ersten Schreck sich erholt hatten, überlegten, wohin Ellen nun gehen sollte, oder wen er als ihren Schutz in das Haus nehmen könnte.

Sie wiederholte wieder und wieder, daß sie Niemand auf der ganzen Welt besitze und jetzt ganz allein stehe, und so konnte es nicht überraschen, daß

der junge Mann eines Tages das hülflose Mädchen fragte, ob sie sich ihm ganz anvertrauen und ihr Leben mit dem seinigen vereinigen wolle. Ellen warf sich in seine Arme, die schwere Last schien auf einmal gelöst und die Verwaiste wieder eine Stütze gefunden zu haben.

In den Trauerkleidern, nur von den Dienern des Hauses als Zeugen begleitet, wurde Ellen mit Richard in der kleinen Pfarrkirche verbunden, und sie führte nun als Mistreß Richard das Hauswesen weiter, wie sie es bei ihrem Vater geleitet hatte. Die Verhältnisse, nicht der Zug des Herzens, hatten hier eine Verbindung geschlossen, Rathlosigkeit auf der einen, Mitleid auf der andern Seite ein Band zwischen zwei Wesen geknüpft, die eigentlich nicht für einander bestimmt schienen. Doch ging Ellen mit Vertrauen in ihre junge Ehe, und Richard, klar und besonnen, wie er in allen Dingen war, sah die Nothwendigkeit ein, die junge Frau, die nun die seinige geworden, zu sich heran zu ziehen und ihre Erziehung, die in der blinden Liebe des Vaters vernachlässigt worden war, zu ergänzen.

Inzwischen wurde am Ausbau des Schlosses rüstig

fortgearbeitet. Auffallen konnte es, daß Richard die fast vollendeten Zimmer des Besitzers liegen ließ und zum Ausbau einer andern Reihe von Zimmern schritt, die, wie er sagte, für die Gemahlin seines Freundes bestimmt seien. Lord E. war unvermählt, das wußte man, und jetzt erst ließ Richard einige Worte darüber fallen, daß er gleich nach der Rückkehr vom Festlande eine bereits längst projektirte Verbindung schließen und mit seiner jungen Frau im Schlosse einziehen werde.

Der Sommer verging. Weitläuftige Geschäfte machten Richard's Anwesenheit in London nöthig, und er nahm die junge Frau mit dorthin. Wenn er bis dahin seine wenigen Mußestunden dazu angewendet hatte, mit Ellen zu lesen, ihre Kenntnisse und ihren Geschmack zu erweitern, so überließ er diese Sorge jetzt den besten Lehrern, welche die Residenz bot. Die junge Frau entwickelte sich wunderbar. Sei es die Ueberzeugung, ihrem Gatten an Bildung ebenbürtig werden zu müssen, sei es eigener Geschmack, der sich besonders im Erfassen alles Poetischen zeigte, sie schritt in schneller Entwicklung vor und ergriff namentlich das Studium der Sprachen mit großem Eifer. Dazu

kam, daß die neue Welt, in die sie eingeführt wurde, sie lebhaft anregte; hatte sie doch früher nichts von der Welt gesehen, hatte ihr kleines Pächterhaus nie verlassen, und jetzt mit einem Mal schloß sich das Leben der Weltstadt vor ihr auf.

Das Treiben der großen Stadt hat etwas Berauschendes, namentlich für ein junges, empfängliches Gemüth. Ellen gab sich dem vollen Eindruck hin, den es auf sie machte, und ihr Gatte gewährte ihr mit überraschender Freigebigkeit alle Mittel, die Freuden der neuen Welt zu genießen. Er hatte sie in mehrere gebildete Familien der City eingeführt, einzelnen schloß sie sich näher an, und Schauspiele, Concerte, Kunstsammlungen, die sie mit ihnen besuchte, bildeten eine unaufhörliche Kette von Freuden, die sie bis dahin nicht gekannt, nicht einmal geahnt hatte.

Vielleicht ließ Richard sie das Alles um so williger genießen, weil er ihr selbst wenig oder gar keine Zeit schenken konnte. Mit ihnen zugleich war Lord E. in London angekommen, und ihm mußte der Freund seine volle Zeit widmen. Das Treiben der Aristokratie in England ist so getrennt vom geselligen Verkehr

der City, daß Ellen dem Freunde ihres Gatten niemals begegnete, ja, daß es ihr nicht einmal auffiel, daß dieser ihn ihr nicht zuführte. Daran war auch wohl das Vorurtheil Schuld, das sie gegen den Lord hegte und ihrem Gatten unverhohlen ausgesprochen hatte, und das aus einer Art von Eifersucht entsprang, mit der sie die Freundschaft erfüllte, die Richard ihm widmete, und in der er sich ihr entzog. Sie würde diese gar nicht ertragen haben, hätte sie ihren Gatten wirklich geliebt. Das machte sie sich aber nicht klar und ließ sich an den Freuden des geselligen Lebens und den öffentlichen Vergnügungen genügen, die, wie gesagt, Richard selten oder nie mit ihr theilte. Den Namen Lord E.'s aber hörte sie oft nennen, der nach seinen Reisen auf dem Festlande zum ersten Mal wieder in London auftrat, und dessen liebenswürdige Eigenthümlichkeiten selbst das Gespräch der City ausmachten.

Eines Tages kündete Richard seiner Frau an, der Freund habe London wieder verlassen, um noch ein oder mehrere Jahre auf Reisen zuzubringen, und auch sie müßten an die Abreise denken, da die wieder beginnenden Schloßbauten seine Anwesenheit

nothwendig machten. Ellen trennte sich schwer von der großen Stadt, um so schwerer, als diese jetzt beim Beginn des Frühlings erst anfangen sollte ihren Glanz und die ganze Fülle ihrer Vergnügungen zu entfalten. Mit diesem Bedauern im Herzen trat sie wieder in ihr kleines Pächterhaus ein, das ihr auf einmal eng, arm, schmucklos erschien, wie ihre ganze Lebensweise, verglichen mit der des vergangenen Winters. Selbst einem weniger scharfen und gewissenhaften Beobachter, als Richard war, hätte die Veränderung seiner Frau und dadurch seines ganzen Verhältnisses zu ihr auffallen müssen. Nicht nur in geistiger Beziehung hatte sie sich entwickelt und an Interesse gewonnen, auch äußerlich hatte sie sich verändert. Ihre hohe Gestalt war voller, ihre Bewegungen sicherer geworden. Der kindlich einfache Ausdruck ihres Gesichts war geistig belebt. Man hätte sie fast schön nennen können; wie sollte das der Gatte übersehen? Dabei entwickelte sie in ihrem Urtheil über Kunstgegenstände, über Literatur und Poesie so viel Geschmack und Verständniß, daß Richard sich eingestehen mußte, ihre Bildung fange an der seinigen ebenbürtig zu werden. Zum ersten Mal fühlte er sich

von der Frau angezogen, der er, das war er sich klar bewußt, die Hand fast nur aus Mitleid gereicht hatte. Er hatte diese Ehe geschlossen wie eine nothwendige Pflicht, die ihm die Verhältnisse des Lebens auflegten; jetzt erschien ihm die Frau auf einmal seiner Wahl würdig und ihr Besitz beneidenswerth; aber wie er nun einmal nichts im Leben wie ein Glück hinnahm, ohne sich die Pflichten klar zu machen, die es ihm auferlegte, so fühlte er gleich, daß Ellen jetzt Ansprüche an ihn zu machen berechtigt sei, die früher nicht vorgelegen hatten, und schnell war er bereit, dieselben zu erfüllen.

Er widmete ihr seine Zeit mehr als früher, er las mit ihr, freute sich an ihren musikalischen Uebungen, ja, er zog sie zu Rath. Nicht mehr, wie sonst, brachte er seine Stunden allein auf dem Schlosse zu, Ellen begleitete ihn. Es galt jetzt, die Zimmer der künftigen Lady einzurichten und auszuschmücken, und das überließ er ganz Ellen's Geschmack und Anordnung. Die Frau müsse besser die Anforderungen einer Frau verstehen als ein Mann, und das freigebige Vertrauen seines Freundes erlaubte ihm, keine Kosten zu scheuen, um herzurichten und herbeizuschaffen,

was der Annehmlichkeit, dem Schönheitssinn, ja, selbst den verschwenderischen Launen seiner Gemahlin schmeicheln konnte.

Er hatte sich nicht getäuscht. Ellen rechtfertigte sein Vertrauen vollkommen und fand sich vortrefflich zurecht. Da wurden das Boudoir, das Toiletten-zimmer, die Bibliothek, das Musikzimmer schnell bestimmt, während sie die Empfangszimmer der Anordnung des Gatten überließ. Die Arbeiter, die ihr Richard zur Verfügung stellte, hatten es nicht leicht; sie trieb mit hastiger Ungeduld, änderte, ließ abreißen und umstellen, aber sie kam ihnen auch mit dem weiblichen Naturen eigenthümlichen praktischen Takt oft zu Hülfe. Sie rückte schneller vorwärts als ihr Mann, und es entwickelte sich ein Wettstreit, der den ganzen Bau unglaublich förderte.

Nun war der innere Bau fertig, und es mußte an die Ausschmückung geschritten werden. Wieder war eine Reise nach London nöthig, an die Ellen mit kindischer Freude ging. Richard, der ihr nun einmal die Privatzimmer für die Lady ganz allein überlassen wollte, stellte ihr bedeutende Summen zur Verfügung, die sie unumschränkt verwenden, ja, durch

die sie nicht einmal gebunden sein sollte. Für Ellen schien das ein Vermögen, und sie ging erst mit einer gewissen Scheu daran; aber die Lust am Kaufen hatte diese schnell überwunden. Tapeten und Teppiche, Möbel und Stoffe waren schnell gefunden, und eine ganze Bibliothek von Ellen's Lieblingsschriftstellern wanderte in die Kisten. Copien alter Meister, wie anmuthige Originalgemälde, Statuetten und Consolen wurden mit rastloser Verschwendung gekauft. Wer nennt alle die Gegenstände, mit denen der graziöse Luxus unserer Zeit seine Zimmer füllt? Richard hieß Alles gut, ja, es schien, als freue ihn die Ueberschwenglichkeit seiner Frau, und er ermahnte sie immer wieder, ja nichts zu vergessen.

Alles war verpackt und abgeschickt, als noch Eines übrig war, was die Gatten gemeinsam besorgten — Kleider und Schmuck für die junge Lady. Welches Vertrauen mußte Lord E. in den Geschmack, in die gewissenhafte Rechtlichkeit seines Freundes setzen, daß er ihn auch zu diesem Zweck uneingeschränkt in seine Chatulle greifen ließ! Ja, das war ein Spleen, Ellen sprach es oft aus, aber ein Spleen, der ihr unglaubliches Vergnügen bereitete. Und wie erhöhte

sich dieses Vergnügen noch, als sie erst, unterstützt von den geschickten Decorateurs, die aus der Hauptstadt herüber gekommen waren, alle die Schätze an Ort und Stelle einfügte, aufstellte, zusammen rückte!

Richard konnte sich nicht satt sehen an der reizenden Geschäftigkeit seiner Frau, die denn auch in unglaublich kurzer Zeit die Zimmer der künftigen Lady so weit fertig brachte, daß diese nur hätte einziehen dürfen. Richards Empfangzimmer blieben weit zurück, und doch war er beständig auf den Beinen, da die Londoner Arbeiter nicht selten selbst die Nacht zur Hülfe nahmen, um möglichst schnell fertig zu werden, und er ihnen die Arbeit nicht allein überlassen wollte. Er mußte also auf dem Schlosse wohnen, was sich jetzt auch bewerkstelligen ließ, freilich nur in den Zimmern Lord E.'s. Von Ellen wollte er sich nicht trennen, obgleich sie mit ihrem Werk fertig war. So zog auch die junge Frau auf's Schloß und richtete sich, freilich mit aller Schonung ihrer so wohl gelungenen Schöpfung, in den Wohnzimmern der zukünftigen Herrin des Schlosses ein.

Wer sie da hätte sitzen sehen in ihrem einfachen Percalkleid, dem hätte es erscheinen müssen, als

gehöre sie nicht zwischen diese prachtvollen Tapeten, Broncen, Stoffe und Teppiche, und doch bewegte sie sich so heimisch in diesen Räumen, da sie diese selbst geschaffen und gefüllt hatte. Bald eilte sie in das Musikzimmer, um den Flügel zu probiren, dann, wenn ihr die Worte zu einem Liede fehlten, in die Bibliothek. Sie wußte, wo jedes Buch stand, hatte sie es doch selbst eingeordnet. Dann ruhte sie aus in den tiefen, weichen Fauteuils und blickte träumend in die Landschaft. Hatte sie doch dieser Aussicht wegen das Zimmer gewählt, das Fenster erweitern lassen, den Fauteuil so gestellt, um gerade diesen Punkt, nachlässig zurück gelehnt in die Polster, in's Auge fassen zu können. Und dann konnte sie Stunden lang vor den Bildern stehen, welche die Wände schmückten, andächtig vor der heiligen Cäcilie im Musikzimmer, dieser Raphael'schen Vergöttlichung der Musik, oder vor einer Madonna von Murillo, die uns das Heilige so nahe bringt, weil sie es uns so menschlich schön entgegenträgt; im Wohnzimmer aber ließ sie sich darauf von der glühenden Färbung der Landschaften in den Süden zaubern. Jedes Buch, jedes Bild wurde ihr lieb, jedes Plätzchen im Zimmer

wurde ihr vertraut, sie gewöhnte sich an dieses dolce far niente, und daran gewöhnt man sich so schnell.

Ihr Gatte beobachtete sie in diesem liebenswürdigen Treiben mit sichtlicher Freude, und doch zog oft ein tief ernster Schatten über die ruhigen Züge. Ellen war beglückt in diesem Augenblick, sie war es durch ihren Mann, aber sie war es durch die reizenden Spielereien, die er ihr gestattete, durch die Freuden, die ein Privilegium des Reichthums, des vornehmen Standes sind, und die sie nur borgte — durch Alles dies, wie gesagt, war sie beglückt, aber sie war es nicht durch seine Liebe. Seit wann hatte er begriffen, daß dies seiner Ehe fehlte? Seit er selbst liebte.

„Ellen," sagte er eines Tages, „unsere Aufgabe ist gelöst, das Schloß kann seine Besitzer würdig empfangen, Lord E. ist jeden Tag zu erwarten, ja, man spricht davon, daß er schon in England sei. Wir müssen wieder einziehen in unser Pächterhäuschen."

Die junge Frau erschrack, aber sie mußte sich fügen. Mit Thränen in den Augen nahm sie Abschied von all' den Gegenständen, die ihr lieb geworden

waren, die sie angefangen hatte als ihr Eigenthum zu betrachten. Sie mußte sich ja eingestehen, daß sie kein Recht daran habe, als das eine, daß es ihre Schöpfung war, und doch schied sie mit dem bittern Gefühl, daß es eine Ungerechtigkeit sei, sie von den schönen Räumen zu reißen. Und wie öde erschien ihr nun ihr Häuschen, wie fehlten ihr Musikzimmer und Bibliothek, wie unbequem, wie karg waren die Möbel, wie vermißte sie Teppiche und Vorhänge! Sie weinte bitterlich, und wenn sie sich auch ihrer Thränen schämte, konnte sie doch ihren Unmuth dem Gatten nicht ganz verbergen. Unheimlich und wie ein Vorwurf erschien es ihr, daß er den Glanz und Comfort da oben gar nicht zu vermissen schien. Er sah das Alles. Es waren recht öde Tage für sie und für ihn recht schmerzliche.

Eine Geschäftsreise rief Richard nach London. Die Einsamkeit trug nicht dazu bei, Ellen's Stimmung aufzuheitern. Sie dachte nach über sich, ihr Schicksal, ihre Ehe. Die ernste Unerschütterlichkeit des Mannes war ihr unbehaglich. Sie hielt ihn für herzlos und vergaß, daß sie selbst ihm bis dahin so wenig Herz entgegen getragen hatte. Was dankte

sie ihm nicht Alles! Eine Stütze, die er ihr wurde, als sie völlig rathlos und gebrochen war, Bildung, die er ihr eröffnet, alle Rücksichten, die ein Mann nur für seine Frau haben konnte. Nie hatte ein hartes Wort sie gekränkt, immer hatte sie nur Güte und Nachsicht gefunden, selbst gegen ihre Launen. Seine Pflichttreue, seine Aufopferung für den Freund, tausend Züge edelster Gesinnung, die ihr das Zusammenleben gezeigt hatte, forderten ihre unbedingte Verehrung. Der Mann stand fleckenlos vor ihr da, sie hätte vor ihm in's Knie sinken können, aber sie war noch nie aus innerstem Herzensbedürfniß ihm um den Hals gefallen. Eines nur fand sie, das sie ihm entschieden zum Vorwurf machen konnte, und darin sah sie auch den Grund alles dessen, was ihrem Glück entgegen stand — seine Freundschaft für Lord E. Mußte sich dieser nicht alles Andere fügen, widmete er nicht seine Zeit, seine Thätigkeit, die doch ihr gehörten, dem Freunde? Ja, trennte sie ihn, wie jetzt gerade, nicht so oft von ihr?

Zwischen all' diesen Ueberlegungen kam ein Brief des Gatten, der sie plötzlich in ungeahnte Bestürzung versetzte.

„Lord E.," schrieb Richard, „ist zurückgekehrt. Er hat von mir Rechenschaft über sein Vermögen verlangt, das ich seit zwei Jahren uneingeschränkt für ihn verwaltet. Ich bin mir keiner Veruntreuungen bewußt, aber ich bin außer Stande, Alles, was ich ausgab, genau zu belegen. Richtig ist es, daß unser gemeinsamer Aufenthalt in London Viel, ja mehr, als meine Mittel erlaubten, gekostet hat. Der Schloßbau hat die Kasse erschöpft. Es fehlen Summen, die ich nicht nachzuweisen vermag. Eine Anklage auf Betrug steht mir bevor und bedroht meine Ehre und meine Existenz. Für Dich, meine Ellen, ist gesorgt. Das Vermögen Deines Vaters ist unberührt. Im Andenken an ihn läßt Dir Lord E. das Häuschen, das Du bewohnst, und wenn Du diese Gnade nicht annehmen willst, wird eine befreundete Familie hier in London Dich aufnehmen. Aber wir müssen uns trennen. Mir geziemt es, eine Stellung zu suchen, mit allen Kräften, die mir zu Gebote stehen, die Summen zu erwerben, die man von mir fordert, und deren Erstattung mich von der Ehrlosigkeit löst, die jetzt auf meinem Namen ruht. Theile mir Deine Entschlüsse mit, Deine Briefe treffen mich in den

nächsten Tagen noch in London, in der Wohnung, die wir gemeinsam inne hatten."

Ellen las den Brief wieder und wieder, aber sie war keinen Augenblick unschlüssig über das, was sie zu thun hätte. Daß sie die Gnade Lord E.'s annehmen könnte, daran dachte sie gar nicht. Schnell war Alles eingepackt, und schon nach wenig Stunden saß sie in der Postkutsche, die sie nach London führte. Sie biß im Unmuth, im Gefühl einer tiefen und ungerechten Kränkung die Lippen über einander, aber sie vergoß keine Thräne. Was in den wenigen Stunden in ihrer Seele vorging, wußte sie sich selbst kaum zu erklären. Das ganze Verhältniß zu ihrem Gatten ließ sie in Gedanken an sich vorüber gehen: zuerst die kindische Gereiztheit, das Sträuben gegen die Anerkennung seiner Vorzüge, mit dem sie ihn als Gast ihres Vaters empfangen hatte; dann das Vertrauen, mit dem sie ihm ihre Hand gereicht hatte, die Unbefangenheit, mit der sie Alles von ihm empfing, was sie bis dahin nicht gekannt hatte, Bildung, den Genuß der Lebensgüter, die der Reichthum gewährt. Sie war ihm dankbar und mußte ihn achten, höher als irgend einen Menschen auf der

Welt. Damit aber waren ihre Empfindungen erschöpft. Bei seiner Unerschütterlichkeit, bei der Ruhe, mit der er das Leben an sich herantreten sah, bei der Gleichgültigkeit, mit der er selbst die Dinge betrachtete, die ihr als höchstes Lebensglück erschienen waren, Luxus und Comfort, schien es ihr, als wenn er nichts weiter bedürfe. Nun auf einmal sah sie ihn gedrückt, verkannt, dem Kampf um die Bedürfnisse des Lebens preisgegeben. Er wurde ihr ein Anderer, sie ihm eine Nothwendigkeit. Daß sie ihre ganze Existenz ihm opfern wollte, war ihr im ersten Augenblick klar, daß sie damit anfangen müsse ihm ihr Herz zu öffnen, fühlte sie, als es schon anfing für ihn zu schlagen. Diese Blüthe aufzubrechen, dazu bedurfte es nur der Erregungen dieser wenigen Stunden.

So kam sie in London an und trat bei dem Gatten ein, den sie zwischen Rechnungen und Papieren fand. Er schritt ihr mit fragendem, aber nicht überraschtem Blick entgegen, und sie fiel ihm sprachlos, aber mit einer Innigkeit um den Hals, wie noch niemals zuvor.

„Du hast meinen Brief empfangen?“ fragte er.

— „Er setzt mich in den Besitz meines väterlichen Vermögens," erwiderte sie; „nimm es hin und ordne damit Deine Rechnung. Wo Du bleibst, bleibe ich auch, wenn Du arbeitest, werde ich auch arbeiten. Du bist meine Welt, meine Heimath, bist mir Alles!"

Wir können sagen, daß in den nächsten Stunden die beiden Gatten zum ersten Mal vollständig glücklich waren. Richard nahm das Anerbieten seiner Frau, das ihm ihr ganzes Vermögen opferte, an, ohne Einwand, ohne Gegenvorstellung, ja, ohne Dank. Alles das wäre in diesem Augenblick, wo ihre ganze Liebe zu ihm aufloderte, unnatürlich, ja, unmöglich gewesen. Eins blieb aber noch zu thun, und das war eine harte Aufgabe. Lord E. war vermählt, er wollte mit seiner Gemahlin sein neues Schloß beziehen; Richard, der nunmehr seine Rechnung abschließen und vorlegen konnte, mußte auch das Schloß übergeben. Auch dabei wollte sich Ellen nicht von ihm trennen, es drängte sie, vollständig abzuschließen mit einer Vergangenheit, deren Freuden keinen Werth mehr für sie hatten, und der Etwas fehlte, was sie jetzt besaß und was ihr alles Andere ersetzte, die

Liebe ihres Gatten und ein Herz, das ganz für ihn aufgegangen war.

Lord E. hatte in der Bizarrerie seiner Beschlüsse sich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten, unbemerkt wollte er einziehen mit seiner Gemahlin; dagegen hatte er zur Stunde seines Eintreffens die ganze Aristokratie der Nachbarschaft eingeladen, um ihr sofort seinen Besitz, seine Gemahlin, zum Theil sich selbst vorzustellen. Die Neugierde war auf's Höchste gespannt. Richard lag es ob, das Fest herzurichten, zu dem Wirth und Gäste zugleich eintreffen sollten. Haushofmeister, Köche und Dienerschaft wurden aus London mitgenommen. Es war ein mühseliger Tag, denn es blieb nur noch einer. Ellen ging dem Gatten nicht von der Seite. Sie, so hatte er es bestimmt, sollte Lady E. in ihre Zimmer einführen, die dann nur schnell die Kleider wechseln und die Gäste empfangen wollte.

Mit welchen Empfindungen betrat die junge Frau die Räume, die sie vor wenigen Wochen mit solchem Schmerz verlassen hatte! Ohne alles Verlangen sah sie jetzt die Pracht, die ihr ein so beneidenswerther Besitz erschienen war, zumeist das, was jetzt hinzu-

gekommen war, die reichen Kleider, die in der Toilette zur Wahl ausgelegt waren, den Schmuck, der ihr vom Toilettentisch entgegen glänzte. Und es waren doch alle die Stoffe, die sie selbst gewählt, die Brillanten, die sie nach ihrer Angabe hatte fassen lassen. Richard war ihr gefolgt. Er beobachtete die junge Frau mit dem zärtlichsten Blick der Liebe. Keine Spur des Verlangens malte sich auf den ruhigen, zufriedenen Zügen.

„Wie überrascht mich wieder Deine reizende Schöpfung, Ellen!" sagte er. „Wie geschmackvoll sind die Kleider, deren Stoff Du gewählt, wie reich die Juwelen in ihrer Fassung! Glaubst Du nicht, daß Lady E. glücklich sein muß in diesen behaglich prächtigen Räumen, im Besitz dieser Schätze?" — Ellen sah ihn mit einem klaren, seelenvollen Blick an. „Glücklich?" erwiderte sie, „ja, wenn sie ihren Gatten liebt."

Die Stunde, in der der Besitzer sein Schloß begrüßen sollte, rückte immer näher. Schon füllten sich die erleuchteten Räume der Empfangzimmer mit Gästen. Richard im festlichen Anzug, um den Freund zu begrüßen, traf die letzten Anordnungen

mit dem Haushofmeister und den Dienern. Dann suchte er seine Frau auf, die im Boudoir der Herrin im einfachen Hauskleide mit bebendem Herzen wartete. Sie ruhte nicht wie sonst in den weichen Fauteuils, sie stand bescheiden, etwas beklommen, mit dem Rücken an das Fenster gelehnt, als der Gatte eintrat.

„Ellen," sagte er, „der Lord ist so eben eingetroffen. Er ist zufrieden mit unserer Einrichtung." — Ein bitteres Lächeln zog über die Züge der jungen Frau. „Aber seine Gemahlin," fuhr Richard fort, „hat Unpäßlichkeit zurückgehalten, und wir sehen uns auf einmal in Verlegenheit, wer als Wirthin die Gäste empfangen soll. Er hat mich beauftragt, Dir diese Bitte vorzutragen."

„Mir?" sagte Ellen befremdet. „Ich soll alle die vornehmen Gäste empfangen, und in diesem Anzuge?" — „Wähle eines von den Kleidern, die dort bereit liegen, aber schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren." — Ellen zögerte. „Wenn Du es wünschest." — Richard winkte bejahend. — „Nun wohl, auch das noch."

Wir müssen hier einen Brief einschalten, der uns im Original vorgelegen, und auf den wir zum

Theil unsere ganze Erzählung begründet haben. Es ist ein Brief Lord E.'s an seinen Oheim und Vormund, den dieser am Morgen des Tags empfing, an dem wir jetzt in unserer Erzählung stehen. Er wirft zugleich ein Licht auf eine Persönlichkeit, die wir jetzt in unsere Erzählung einführen müssen, auf Lord E. Er schreibt:

„Ihnen nächst meinem Gewissen bin ich Rechenschaft schuldig von meinen Handlungen. Zuerst muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, den man mir oft im Leben machte, das Bizarre, Außergewöhnliche zu lieben und darnach zu haschen. Wenn das, was ich beschlossen und ausgeführt, das Einfachste ist, was die Gesetze der Pflicht, der Ehre, der Menschlichkeit, die Anforderungen meines Standes vorschreiben, so ist er falsch. Wenn aber dieses Einfachste aus dem Gleise des Gewohnten ablenkt, ist es noch immer nicht Bizarrerie.

„Ich hatte mich niemals um die Verwaltung meines Vermögens bekümmert, so lange es in Ihren treuen Händen lag. Später, als meine Volljährigkeit mich auf Reisen traf, wollte ich diese, die zu meiner Bildung nothwendig erschienen, nicht abbrechen —

nur weil ich reich war. Sollte ich eine Lebensfreude missen, die selbst dem Unbemittelteren zu Gebot stand? Aber es kamen mir Nachrichten zu, daß die unbeaufsichtigten Beamten einen Theil ihrer Pflichten vernachlässigten. Sollte ich das zugeben, durch eigene Sorglosigkeit die Verantwortung auf mich laden, daß sie nachlässig, dadurch vielleicht Betrüger wurden? Da sah ich, daß der Besitz Verpflichtungen auferlegt, und schickte mich an, sie zu erfüllen. Aber ich wußte nichts von Geschäften und mußte diese erst lernen, ehe ich mich an die Spitze derselben stellte. Die wenigsten meiner Beamten kannten mich. Ich kam also nach England und hätte sie beobachten können, aber die Rolle eines Spions, selbst in eigenen Angelegenheiten, schien mir eine unwürdige. Ich wählte also den Ausweg, als mein eigener Bevollmächtigter aufzutreten. So konnte ich lernen und trat doch offen den Leuten gegenüber, die, wenn sie Etwas zu verbergen hatten, es mir verbergen mußten, so gut als dem, dessen Bevollmächtigter ich schien. Sie Alle aber haben das Vertrauen gerechtfertigt, das Sie in sie setzten, als Sie ihnen meine Angelegenheiten übergaben, und sie dürfen so wenig vor mir

erröthen, als ich vor ihnen, wenn ich mich ihnen nenne. Ich habe gelernt, meinen Besitz zu verwalten; wenn Sie also dem Wege zürnen, den ich zu diesem Ziele eingeschlagen, so nehmen Sie den Erfolg als meinen Fürsprecher.

„Ein anderer Punkt wird Ihre Nachsicht mehr in Anspruch nehmen. — Ich bin verheirathet, seit fast zwei Jahren verheirathet, mit einem Mädchen unter meinem Stande. — Nehmen Sie vorweg das Geständniß, daß ich nicht aus Vorurtheil, sondern aus Ueberzeugung ein entschiedener Gegner der sogenannten Mißheirathen bin. Die Sonderung der Stände hat Englands sociale Zustände befestigt. Eine Mißheirath aus pecuniären Interessen ist verächtlich, aus momentaner Verliebtheit Schwäche. Wo starke Charaktere die Ueberzeugung gewinnen, daß das Ablenken von der gewohnten Sitte ihr Glück ist, haben sie das Recht, dieser Ueberzeugung zu folgen; aber es ist Vermessenheit, sich diese Stärke zuzutrauen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Mißheirathen eine Reihe von Mißverhältnissen mit sich führen, an denen das Glück der Ehe scheitern kann.

„Mein Fall ist ein anderer. Ein würdiger Mann, der mein Freund war und mich für seines Gleichen hielt, vertraute mir sterbend sein einziges Kind. Wie die Verhältnisse lagen, blieb mir kein anderer Weg, dieses Vermächtniß zu erfüllen, als dem Mädchen meine Hand zu reichen. Sie nahm sie an, und bis zu dieser Stunde weiß sie nicht, wer ich bin. Warum, werden Sie fragen, vertraute ich mich ihr nicht, als ich ihr die Hand reichte? Die Antwort ist einfach. Ellen liebte mich nicht. Entweder hätte sie meine Hand angenommen, weil ich reich und vornehm bin, oder sie hätte sie gerade aus diesen Gründen ausgeschlagen. Ihr Charakter hätte das letztere gewählt, und das durfte nicht sein. Ich mußte ihr die Bildung zu geben suchen, die ihrem künftigen Stande geziemte; das ist geschehen, und ebenbürtig an Bildung tritt sie in die Gesellschaft, der sie von jetzt angehört; aber sie mußte ebenbürtig werden, ehe sie Lady E. wurde.

„Für mich aber wollte ich noch mehr. Ich wollte, daß meine Frau mich auch lieben sollte, daß meine Liebe ihr mehr gälte, als der Glanz des Reichthums und des Standes, den sie durch mich empfangen würde.

Ich habe sie gewöhnt an den liebenswürdigen Luxus der vornehmen Welt, und doch weiß ich, sie liebt mich genug, um ihm meinetwegen zu entsagen, und so wird sie sich auch meinetwegen daran erfreuen, ohne sich davon blenden zu lassen. — Es war nicht eine bizarre Laune, die mich leitete, noch ein psychologisches Spiel, das ich trieb, es war ein festes, vorgesetztes Ziel, und ich habe es erreicht.

„Und nun, mein verehrter Oheim, mein theurer väterlicher Freund: lernen Sie Ihre Nichte kennen, und ich fordere mehr von Ihnen, als Ihre Verzeihung, ich fordere, daß Sie gut heißen, was ich gethan. Als Zeichen, daß Sie das thun, erwarte ich Sie auf meinem Schloß . . ."

So ungefähr der Inhalt des Briefes, der zugleich ein Räthsel löst, das der Leser längst errathen haben wird.

Richard, oder vielmehr Lord E., wie wir ihn jetzt kennen, trat in das Toilettenzimmer seiner Frau, die eben ihren Anzug vollendet hatte, unterstützt von den Kammerfrauen, die Richard für die Lady in Dienst genommen hatte. Sie stand vor dem Spiegel und ließ eben die letzte Hand anlegen. Das

Haar fiel in langen, weichen Locken nieder, das dunkle, schwere Kleid ließ ihre Gestalt höher erscheinen. Es war etwas von Stolz, nicht von Eitelkeit in ihrem Wesen, das den Gatten befremdete. Er ließ die Dienerinnen fortgehen und warf sich in einen Sessel, ganz versunken in den Anblick der schönen Frau, deren ganzes Wesen etwas Befremdendes für ihn hatte.

„Du bist schön, Ellen," sagte er, „prächtig! Hast Du Freude an dem Anzug? Ich glaube, Du hast den kostbarsten gewählt?" — Ein bitteres Lächeln zog über die Lippen der schönen Frau. Sie warf den Kopf stolz zurück. „Ja, ich will schön sein heute, reich, prächtig; ich werde auftreten mit dem ganzen Stolze, dessen mein Wesen fähig ist. Du hast es gewollt, Lieber, daß ich in geborgtem Glanze heute die Honneurs des Schlosses mache; ich will es thun, nicht als Dienerin Lord E.'s, nein, als die Gattin seines Freundes. Ich will mich nicht einem Spiel leihen, nicht dieser stolzen Aristokratie das Vergnügen bereiten, über die Pächterstochter zu lächeln, die in den Kleidern der vornehmen Frau eine ungeschickte Rolle spielt, ich will den Platz

behaupten, den man mir anweist — für einen Abend. Ich erfülle Deinen Wunsch, nicht den Lord E.'s, das vergiß nicht, aber ich thue es nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?" fragte der erstaunte Gemahl. — „Daß dies der letzte Abend ist, wo Deine Freundschaft Dich zum Diener Lord E.'s macht. Du hast gesehen, wie weit diese Freundschaft reicht. Das Mißtrauen hatte sie verdrängt. Es ist ganz Deinem Wesen angemessen, Deine Kräfte dem öffentlichen Wohl, der Menschheit, ja, sei es, einem Freunde zu opfern; aber es ist Deiner unwürdig, Diener zu sein, noch unwürdiger, Deine Frau zur Dienerin zu machen. Du weißt," fügte sie hinzu, und ihre Stimme zitterte im weichsten Accord der Liebe, „daß ich mich Deiner Einsicht, Deinem Charakter, Deiner Ueberlegenheit beuge im festen Vertrauen, wie vor Gott. Ich weiß, daß Du mich liebst, laß uns das Letzte brechen, was sich zwischen unsere Herzen drängte — diese unglückselige Freundschaft. Ich ertrage sie nicht mehr. Opfere sie der Liebe, damit diese nicht daran zu Grunde gehe."

Der Gatte war aufgestanden und drückte die

weinende Frau an seine Brust, von deren Herzen sich plötzlich die schwere Last gelöst hatte, die sie seit langer Zeit bedrückte. — „Ich verspreche es Dir, Ellen," sagte er. „Mit diesem Abend hört die Freundschaft auf, die Dich drückt, und ich gehöre mit vollem, ungetheiltem Herzen nur Dir." — „Gut," sagte Ellen, „also die letzte Prüfung! Du weißt nun, warum ich stolz auftreten will einem Manne gegenüber, gegen den ich die glühendste Eifersucht hege. Meine Liebe hat gesiegt über seine Freundschaft; ich will ihn meinen Triumph empfinden lassen, ihn, der mich bis jetzt nicht würdig hielt, mich zu bemerken, mich kennen zu lernen, die Gattin seines Freundes. Er soll heute Abend erkennen, daß ich dieser Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre. Und nun laß uns gehen."

An dem Arm des Gatten schritt sie durch die Gemächer über den weiten, gewölbten Vorsaal; die Diener öffneten die Flügelthüren zu den Gesellschaftsräumen, der Glanz der Kerzen strahlte ihnen entgegen, eine bunte Menge war versammelt. Sie traten ein.

Sie hatte nicht die Absicht, eine vornehme Frau

vorzustellen, aber wenn sie auch zum ersten Mal in diesen Kreisen auftrat, wollte sie doch zeigen, daß der Ton der gebildeten Gesellschaft, in der sie in London verkehrt hatte, ihr nicht fremd sei. So trat sie sicher ein, und weshalb sie den Kopf besonders stolz erhob, hatte sie dem Gatten so eben vertraut. Ihr Blick streifte die Gesellschaft und suchte Lord E. Keiner von den anwesenden Herren schien ihr zu der Vorstellung zu passen, die sie sich von diesem jungen Sonderling gemacht hatte.

Der Gemahl führte ihr die Herren der Gesellschaft nach der Reihe zu und wußte die kurzen Worte, die jeder an sie richtete, durch seine Vorstellung so auf den Bau, die Ausschmückung des Schlosses zu lenken, die ihr Werk seien, daß kein eigentliches Gespräch in Gang kam. Es befremdete Ellen, daß sie Mylady angeredet wurde, aber der Gatte flüsterte ihr zu: „Man hält Dich für die Gemahlin Lord E.'s, und er bittet Dich, dem nicht zu widersprechen.“ Ellen erröthete, aber hatte sie sich dem ersten Schritt gefügt, mußte sie sich auch die Folgen gefallen lassen.

Ueber die Schönheit der jungen Frau war nur

Eine Stimme. Die Bevorzugteren, denen eine längere Unterhaltung vergönnt war, erkannten es an, daß sie das Gespräch auf Kunst und Literatur mit Geschick zu lenken, und mit Geschmack zu unterhalten wußte. Einige Herren flüsterten sich zu: „Die Frau ist schön, aber sie ist stolz und kalt wie Eis!“ Wenn man gesagt hatte, daß man sich der Nachbarschaft freue, hatte sie nichts erwidert oder ausweichend. „Sie will die Gesellschaft nicht anziehen,“ meinte man, „sie will sie ferne halten.“

Die Flügelthüren gingen auf, und die Diener verkündeten den Herzog von B., Lord E.'s Oheim und Vormund. Alles wich zurück, als dieser mit ernster, vornehmer Haltung eintrat, und nach flüchtigem Gruß gegen die Gesellschaft auf Ellen zuschritt. Sie stand gerade in der Thür eines Seitenkabinets im Gespräch mit einigen Herren, die zur Seite traten, als der Herzog sich näherte, Ellen bei der Hand nahm und in das Kabinet führte.

„Meine schöne Nichte wird verzeihen, daß ich die erste Begrüßung ohne Zeugen wünsche.“ Er drückte, immer ihre Hand festhaltend, einen Kuß auf die Stirn der jungen Frau, die sich erröthend ver-

beugte und Worte suchte, hier endlich einen Trug abzustreifen, der anfing sie zu beschämen.

„Ew. Herrlichkeit sind im Irrthum," stammelte sie. — „Wo ist mein Neffe?" unterbrach er sie. — Ellen richtete sich wieder stolz auf. — „Lord E.," erwiderte sie, „wird noch nicht anwesend sein, wenigstens hat er sich mir, die ich auf seinen Wunsch seine Gäste empfange, noch nicht vorstellen lassen." — „Noch nicht?" sagte der Herzog, und heftete einen fragenden Blick auf den Neffen, der eben hinter ihm in die Thür getreten war. „Noch nicht? Nun so lassen Sie es meine erste Sorge sein, ihn Ihnen zuzuführen."

Er ergriff die Hand des Neffen. „Lord E.," sagte er, „ein liebenswürdiger, unverbesserlicher Sonderling, der immer Recht haben will, und dem ich heute zum ersten Mal aus vollem Herzen Recht gebe."

Lord E. beugte sich auf die Hand des Oheims, der ihn in seinen Armen aufnahm. — Und Ellen? Sie stand da, starr, bestürzt, aber mit erhobenem Haupt. Sie heftete einen tiefen, forschenden Blick auf den Gatten, und ein ganzes Leben flog an ihrer

Seele vorbei. Bebend, erschüttert stand der Gatte vor ihr, als hätte er eine Verzeihung von ihr zu empfangen. Er wollte sich ihr nähern, aber eine Bewegung ihrer Hand wies ihn zurück, als sei er ihr auf einmal ein Fremder geworden; dann reichte sie ihm mit dem strahlendsten Blick der Liebe die Hand und stürzte in die Arme des Herzogs.

Die Gesellschaft hatte nichts von dem Auftritt bemerkt, eben so wenig, daß Ellen am Arm des Herzogs durch eine kleine Seitenthür das Kabinet verließ und in ihr Zimmer zurückgeführt wurde.

Wir brechen hier unsere Erzählung ab, eben weil wir keinen Roman schreiben wollten. Wir haben nur versucht, die wechselnden Seelen- und Gemüthszustände zu schildern, welche die einfache Begebenheit herbeiführten, die ihrer Zeit großes Aufsehen in England gemacht hat. Wir haben erklären wollen, nicht schildern, und am wenigsten erfinden. Unter geschickteren Händen hätte der Stoff vielleicht zu einem Roman mit spannenden Seelenzuständen erwachsen können; wir haben beweisen wollen, daß kein Roman vorliegt.

Seele darbot. Bebend, erschüttert stand der Graf vor ihr, als hätte er eine Verzeihung von ihr zu empfangen. Er wollte sich ihr nähern, aber eine Bewegung ihrer Hand wies ihn zurück, als sei er ihr auf einmal ein Fremder geworden; dann reichte sie ihm mit dem strahlenden Blick der Liebe die Hand und sank an die Brust des Herzogs.

Die Gesellschaft hatte nichts von dem Auftritt bemerkt, eben so wenig, daß Ellen am Arm des Herzogs durch eine kleine Seitenthür des Kabinet endlich auch in die Zimmer zurückgeführt wurde.

Wir machen hier unsere Geschichte ab, eben weil wir keinen Roman schreiben wollten. Wir haben nur versucht, die uns bekannten Scenen und Gemüthszustände zu schildern, welche die einfache Wahrheit herbeiführten, die überall jetzt großes Aufsehen in England gemacht hat. Wir haben erzählen wollen, nicht schildern, nur am Einfachsten erfinden. Unter geschickteren Händen hätte der Stoff vielleicht zu einem Roman mit spannenden Verwicklungen ausgedehnt können; wir haben begnügt wollen, daß kein Roman endigt.

Aus dem Schwarzen und in das Schwarze.

Im März des Jahres 172* hielt ein verschlossener Wagen vor dem Hause des Commandanten von Spandow, des alten Obristen von O. Ein Officier der Berliner Garnison stieg aus, meldete sich bei demselben und überreichte ihm eine specielle eigenhändige Ordre des Königs Friedrich Wilhelm I. Der alte Mann las sie, nicht ohne Mühe, mehreremal durch und fragte den Officier nach Diesem und Jenem, was, wie er hoffte, etwas Licht in die räthselhafte Ordre bringen sollte. Der Officier zuckte die Achsel und versicherte, selbst nichts weiter empfangen zu haben, als den Befehl, einen Gefangenen, einen jungen Mann von Stande, etwa 18 Jahre alt, der zur Zeit, unter Bewachung eines Sergeanten, unten im Wagen säße, abzuliefern. Der junge Mann selbst schiene über den Grund seiner Gefangennehmung nichts zu wissen, da er, übrigens sehr heiter und überaus gesprächig, den ganzen Weg damit

zugebracht hätte, verschiedene Muthmaßungen aufzustellen, die immer mit dem Resultat geschlossen hätten, es müsse ein Mißverständniß obwalten, das sich schnell lösen würde, und wenn er vorher eine Ehrensache, die ihm sehr am Herzen läge, hätte abmachen können, würde es ihm Spaß machen, das viel besprochene und allgemein gefürchtete Spandow einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

„Eine Ehrensache?“ sagte der alte Obrist; „da kommen wir vielleicht dem Räthsel auf die Spur. Se. Majestät haben in letzter Zeit die Gesetze gegen Duelle und Duellanten sehr verschärft, und wenn dergleichen vorliegt —“

„Uebrigens,“ unterbrach er sich selbst, „liegt es uns nicht ob, darüber zu grübeln. Lassen Sie Ihren Gefangenen heraufkommen, und ich werde den Befehlen Sr. Majestät, so viel in meinen Kräften steht, Folge zu leisten suchen.“

Wenige Augenblicke darauf führte der Officier einen jungen Mann in einfacher, aber sehr eleganter schwarzer Civilkleidung herein, empfing die Bescheinigung der Ablieferung und verließ das Zimmer.

Der alte Obrist betrachtete seinen Gefangenen

mit sichtlichem Wohlgefallen. Das offene, heitere Wesen des jungen Mannes, die Mischung kindlicher Naivetät und vornehmer Sicherheit zogen ihn an. Zudem erweckten die besonderen Rücksichten, die ihm für diesen seiner Aufsicht Empfohlenen vom König vorgeschrieben waren, seine Neugierde und seine Theilnahme. Er forderte den jungen Mann auf, Platz zu nehmen, überflog noch einmal die königliche Ordre und versicherte dann, er könne stolz sein auf die Gnade seines Monarchen, der so väterliche Gesinnungen für ihn hege.

„Ich verkenne nicht die Gnade Sr. Majestät und weiß seine väterlichen Gesinnungen zu schätzen," sagte lächelnd der junge Mann, „wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß ich gewünscht hätte, diese Gnade hätte sich in Anderem geäußert, als gerade darin, daß er mich nach Spandow als Staatsgefangenen schickt."

Der Commandant war einigermaßen außer Fassung, was er, ohne dem Respekt gegen Se. Majestät zu nahe zu treten, diesem Argument entgegen stellen sollte, theilte aber, um seine Worte zu unterstützen, dem Gefangenen mit, daß er Ordre habe, es ihm

an nichts fehlen zu lassen, jeden nur irgend mit den Gesetzen der Festung vereinbaren Wunsch zu erfüllen, ihn von der Gesellschaft der übrigen Staatsgefangenen, von denen er nur Uebles profitiren könne, fern zu halten, ihm aber, damit er sich nicht in der Solitüde schwarze Gedanken mache, nach seiner Wahl von den andern Gefangenen eine passende Gesellschaft beizugeben.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß ein allerliebstes kleines Quartier in den Casematten frei wäre, vor dessen Thür zwischen Bastion und Pallisadenwand der letzte Inhaber sich eine Art Gärtchen geschaffen, daß er das dem Gefangenen und der zu wählenden Gesellschaft einrichten lassen würde, daß er aber verzeihen möge, wenn darüber einige Tage vergingen, da das Quartier, feucht und kalt, erst durchgeheizt werden müsse, auch an Thür und Fenster allerlei Reparaturen nothwendig wären. — Bis dahin möge er es sich in seinem Hause gefallen lassen und auf Ehrenwort sein Gefangener sein.

Der junge Mann gab sein Ehrenwort und dankte in der heitersten Weise von der Welt für all das Wohlwollen.

Der alte Obrist, der unverheirathet war, und der junge Student, das war der Gefangene, lebten sich vortrefflich zusammen ein, und ersterer schien die nothwendigen Einrichtungen im Gefängniß nicht zu übereilen, denn es waren gerade acht Tage verstrichen, als er seinem bisherigen Gaste ankündigte, es sei Alles zu seinem Einzuge bereit und inzwischen auch ein junger, liebenswürdiger Officier, der wegen einer Ehrensache auf mehrere Monate nach Spandow geschickt sei, bereits als sein Gesellschafter eingezogen. Der junge Student empfing diese Nachricht mit mehr Freude, als er in der dankbaren Gesinnung seinem Wirthe gegenüber zu zeigen wagte, da ihm die Tage mit dem alten Herrn doch lang geworden waren und er sich auf die Gesellschaft, die zu seinen Jahren mehr paßte, freute. Nichts desto weniger hatte er dem Obristen im Laufe der Tage seine ganzen Verhältnisse mit der freimüthigsten Offenherzigkeit mitgetheilt, und wir wollen versuchen, dieselben mit kurzen Worten wieder zu geben.

Der Vater des jungen Mannes, ein französischer Emigré, war vor einer Reihe von Jahren aus seinem Vaterlande nach Preußen übergesiedelt, und da

er nicht unbeträchtliches Vermögen mitbrachte, vom König mit offenen Armen empfangen worden. Nicht lange konnte er sich der Gunst seines neuen Monarchen und des Schutzes des neugewonnenen Vaterlandes erfreuen, da ein Schlagfluß ihn in der Blüthe der Jahre plötzlich aus dem Leben abrief. Er hinterließ als Erben seines Vermögens eine Tochter von vierzehn und einen Sohn von zwölf Jahren. Der König, da bereits die Verwandten in der früheren Heimath Anstalten trafen die Kinder zurück zu rufen, nahm diese unter seinen besonderen Schutz, um das Vermögen nicht wieder aus dem Lande zu lassen. Der Sohn wurde in dem Alumnate des Klosters Bergen bei Magdeburg, wohin er bereits bei Lebzeiten des Vaters gebracht war, gelassen, mit Berücksichtigung eines besonderen Wunsches im väterlichen Testamente, daß der Knabe studiren und dann erst selbst entscheiden solle, ob er sich dem Staatsdienst als Officier, oder einer Civilcarriere widmen wolle. Der Tochter gab man die mittellose, würdige Wittwe eines höheren Officiers als Schutz und mütterliche Stütze, und ihr schloß sich das junge Mädchen mit dem ganzen Herzen an. Sie nannte sie Mutter

und war ihr in jeder Hinsicht ergeben. Sechs Jahre waren seitdem verflossen; das schöne, reiche Mädchen war von Bewerbern umschwärmt, aber sie schlug jeden Antrag auf das Bestimmteste aus. Der König, in dem Wunsch, das Vermögen seines Schützlings im Lande dauernd zu fesseln, ließ sie vielfach dringend, ja befehlend auffordern, endlich eine Wahl zu treffen, und war sehr zufrieden, als die junge Dame ihm durch ihre mütterliche Freundin mittheilen ließ, daß ihr Herz gewählt hätte, und einen jungen, unbemittelten Officier aus einer alten märkischen Familie benannte. Der König ließ sofort demselben durch den Commandeur seines Regiments ankündigen, daß er beföhle, er solle sich auf der Stelle mit dem Fräulein de la R. verloben. Die Kameraden beglückwünschten ihn zu dieser glänzenden Partie, der Officier aber, zum allgemeinen Staunen, erklärte, er kenne die Dame nicht, sein Herz sei nicht mehr frei, und auf die Gefahr, den Zorn Seiner Majestät zu erdulden, müsse er die ihm zugedachte Gnade auf das Entschiedenste zurückweisen.

Der Bruder hatte inzwischen seine Schulzeit absolvirt und reiste, ehe er die Universität Halle be-

suchte, nach Berlin, seine Schwester zu besuchen. Er fand dieselbe in Thränen über die erlittene Schmach, die sie zum Stadtgespräch mache. Sie versicherte, der junge Officier hätte sie mit Aufmerksamkeiten bestürmt, sie liebe ihn, und seine Weigerung, ihre Hand anzunehmen, die sie ihm gewissermaßen angetragen, sei eine Beleidigung, die sie nicht überleben werde.

Der Bruder hörte hier zum erstenmal von dem ganzen Vorfall, als er aber die Schwester so gekränkt sah, brauste er auf und schwur, die Beleidigung seiner Familie, zu der er keinen anderen Grund sah, als den Stolz des märkischen Adels, der die Verbindung mit der Familie eines Refugiés unter seinem Range hielt, blutig zu rächen. Die Schwester beschwor ihn abzustehen und weigerte sich, ihm den Namen des Officiers zu nennen. Der junge Mann stürmte fort mit der Versicherung, daß er das ja leicht erfahren werde, ließ hier und da öffentlich seinen Unmuth und seine Racheentschlüsse laut werden, wurde aber in seinen Nachforschungen gehemmt durch einen königlichen Verhaftsbefehl, der ihn sofort nach Spandow expedirte.

Der junge Brausekopf, den wir mit seinem Taufnamen Henri nennen wollen, wurde feierlich von dem Obristen und einer Wache aus der Commandantenwohnung in die Casematten transportirt. Der alte Freund, der bis dahin sehr vertraulich mit seinem Gaste verkehrt hatte, nahm eine steife und ernste Haltung an und enthielt sich jedes Wortes. Henri, der Alles von der heitersten Seite auffaßte, der sich überdies sehr lächerlich in dem grauen Anzuge erschien, mit dem er seine elegante schwarze Kleidung hatte vertauschen müssen, schritt, da ihm Alles wie eine Komödie vorkam, in der es ihm Spaß machte seine Rolle zu spielen, bald mit gesenktem Blick und melancholischem Ausdruck einher, bald redete er den alten Herrn mit einem Scherze an und versicherte, wenn er es nicht aus Rücksicht für ihn unterließe, würde er schnell genug ausgebrochen und entwischt sein, worauf ihm natürlich mit einem stummen und mißbilligenden Kopfschütteln geantwortet wurde.

So kamen sie in dem Gefängniß an, das aus einem kleinen Flur mit einem Zimmer an jeder Seite bestand, wovon das eine für Henri bestimmt,

das andere bereits durch den jungen Officier occupirt war. Vor der Thür, an dem Gefängniß entlang, war ein Raum von etwa vierzig Schritten in der Länge und fünf Schritten in der Breite, begränzt von zwei Seiten durch hohe Pallisadenwände, von einer durch die Bastion; der Mittelsteig war mit spärlichem Buchsbaum eingefaßt, und das vielleicht hatte den alten Commandanten bewogen, diesen Raum eine Art Garten zu nennen. Im Uebrigen erkannte Henri die Sorgfalt seines Freundes in der Anordnung des Zimmers. Er fand einen bequemen Stuhl, dessen er sich vorzugsweise gern in der Wohnung des Commandanten bedient hatte, fand Pfeifen und Tabak und ein großes Tocadillenbrett, dasselbe, auf dem ihn der Oberst in den acht Tagen mit den Grundregeln dieses damals so beliebten Spieles vertraut gemacht hatte. Der Commandant hatte die Wache auf dem kleinen Flur gelassen, hatte Henri selbst in das Zimmer geführt und erinnerte ihn, daß er sich mit allen seinen Wünschen an ihn wenden solle, daß er gern, wie ihm auch von Sr. Majestät befohlen, Alles, was in seinen Kräften stünde, erfüllen würde. Der junge Mann fiel ihm um den

Hals, dankte für alle Liebe und Freundlichkeit, und versicherte heiter, er solle sich um seinetwegen keine Sorge machen, er werde sich die Zeit schon vertreiben, und lange würde ja der Aufenthalt nicht dauern.

Nachdem er das kleine Zimmer, was schnell geschehen, in Augenschein genommen hatte, ging er, mit seinem Leidensgefährten Bekanntschaft zu machen. Er klopfte an, und auf ein ziemlich kurzes „Herein" trat er in ein Zimmer ganz wie das seinige, nur mit weniger Sorgfalt eingerichtet. Den Inhaber, einen jungen Officier von sehr einnehmendem Aeußeren, fand er am Tisch sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, ziemlich verstimmt. Er stand auf, ging dem Eintretenden entgegen, beantwortete die heitere und herzliche Begrüßung lau, wenn auch höflich, und schien wenig Lust zu bezeigen, sich mit dem Gefährten einzulassen. Henri ließ sich jedoch nicht abschrecken, und schon am Abend saßen beide in Henri's Zimmer, der Officier auf dem bequemen Stuhl des Obristen, der Student auf dem Fußende des Bettes. Die Pfeifen waren im Gang und das Gespräch im heitersten Zuge.

Eduard v. M., so hieß der Lieutenant, war

zwar zusammengeschreckt, als Henri sich ihm nannte, hatte doch aber der heiteren Liebenswürdigkeit seines Gefährten nicht widerstehen können, und nur wenn dieser ihn nach dem Grunde seiner Gefangennehmung fragte, brach er ab und gab ausweichende Antworten. Henri merkte das und berührte diesen Punkt nicht weiter.

In wenig Tagen waren die Beiden die besten Freunde. Henri hatte alle Eulenspiegeleien seiner Schulzeit erzählt, Eduard von seinem Leben unter den Cameraden berichten müssen. Sie hatten keine Geheimnisse mehr, nur über ihre Gefangennehmung sprachen sie niemals. Henri scheute sich, die Schande und Beleidigung, die seine Familie, wie er meinte, erlitten, auszusprechen, und Eduard schwieg nun einmal über diesen Gegenstand.

Einmal ließ doch der Student ein Wort fallen, daß er glaube, man hielte ihn gefangen, um ihn an einem Duell zu hindern, das für seine Ehre unvermeidlich gewesen wäre.

„Auf Pistolen oder auf Klinge?“ fragte Eduard.

„Auf Pistolen,“ erwiderte Henri, „und gewiß ich hätte meinen Gegner niedergeschossen, wenn ich nicht selbst auf dem Platze geblieben wäre.“

„So sind Sie Ihres Schusses sicher?“ fragte Eduard.

Henri erröthete und mußte gestehen, daß er niemals eine Pistole abgedrückt hätte, da es auf dem Alumnate streng verboten gewesen wäre, Waffen zu führen.

Als nun Eduard erzählte, daß er für einen der besten Pistolenschützen in der Armee gälte und auf 25 Schritt die einzelnen Augen in der Karte niemals fehle, konnte Henri dem Verlangen nicht widerstehen, sich in dieser Kunst von dem Freunde unterweisen zu lassen. Der Commandant, an den er sich sofort wandte, hatte zwar mancherlei Bedenken, die Pistolen auszuhändigen, aber bei einem Besuche, den er dem jungen Freunde abstattete, wußte dieser durch Schmeicheleien und Versprechungen seine Bedenken so zu besiegen, daß nach dem feierlich gegebenen Worte der beiden Gefangenen, jede Unvorsichtigkeit zu vermeiden, die ein Unglück herbeiführen könnte, der alte Herr der königlichen Ordre eine so weite Ausdehnung gab, daß am andern Morgen der Aufwärter einen Kasten mit zwei schönen Pistolen nebst Pulver, Blei und Kugelform überbrachte.

Während Eduard nun die Kugeln goß, malte Henri eine saubere Scheibe, die er an die Pallisadenwand befestigte, und die Lehrstunden und Uebungen begannen.

Jede Kunst ist schwer, und trotz der Unterweisungen, mit denen sich Eduard alle Mühe gab, konnte Henri nicht so schnell, als er gehofft hatte, eine Geschicklichkeit und Sicherheit gewinnen, und der Freund versicherte ihm ein Mal über das andere, er könne Gott danken, daß aus seinem Duell nichts geworden; denn wenn er nur einen irgendwie geübten Gegner mit halb so viel feindlicher Gesinnung, als er selbst zu hegen scheine, gefunden hätte, so könnte es nicht fehlen, daß der Raum, den er jetzt bewohnen, und den ihm der Schreiner gefertigt haben würde, noch viel beschränkter sein müsse, als der, den ihm die Gnade Sr. Majestät angewiesen; worauf denn Henri erwiderte, daß er noch gar keine Lust verspüre, so eng gebettet zu sein, schon weil er dann die Gesellschaft entbehren müsse, die ihm diesen Ort lieb und angenehm mache.

Zwischendurch hatte aber Eduard doch trübe Stunden, in denen er in sich gekehrt und schweigend

in seinem Zimmer saß; und einmal, in einer besonders ernsten Stimmung, vertraute er dem Freunde, der ihn vergebens aufzuheitern suchte, daß er liebe, und daß der größte Kummer, den ihm seine Gefangennehmung bereite, der sei, daß er sich nicht vorher mit der Dame seines Herzens für ewig hätte binden können, da es nur des letzten Wortes bedurft hätte und er nun fürchten müsse, sie hielte sein Schweigen für ein Zurückziehen.

„Warum schrieben Sie nicht?" fragte Henri.

Eduard zuckte die Achseln. „Ich habe gelernt den Degen zu führen, das wildeste Pferd zu reiten, ich verstehe meinen Dienst aus dem Grunde," sagte er, „auch hat der Hofmeister, den mein Vater mir hielt, mich im Lesen und Schreiben und in der Historia unterwiesen, das ist aber lange her, und wenig kleben geblieben. Einen zierlichen Liebesbrief würde ich nun schon nimmermehr zu Stande bringen."

„Ah," rief Henri, „den wollen wir schon fertig bekommen, dafür lassen Sie mich sorgen, und bestimmen Sie nur, ob er deutsch, französisch, lateinisch oder griechisch abgefaßt sein soll."

Eduard meinte, deutsch thäte es schon, wenn

nur hier und da einige expressions in französischer Sprache eingestreut wären, und nahm das Anerbieten an.

Henri unterwies ihn nun über Form und allgemeinen Inhalt, worauf der Freund meinte, er wolle das Ding lieber erst in Brouillon aufsetzen und dann mit ihm besprechen.

Henri steht vor der Thür der Scheibe gegenüber, ladet, zielt und schießt, aber mit jedem Schuß wird er ungeduldiger und hastiger Er sucht die Kugel vergebens im Schwarzen, oft sogar in der Scheibe.

Eduard sitzt im Zimmer, vor sich einen großen Bogen Papier. Er kratzt sich hinter's Ohr, taucht die Feder ein, aber oft ist sie wieder trocken, ehe er ein Wort geschrieben hat. Er schreibt, kaut an der Feder, beißt auf die Nägel und streicht wieder aus, was er mühsam schrieb.

So vergeht ein halber Morgen. Endlich mit einem Gesicht, das deutlich verräth, wie er selbst wenig Zutrauen zu seiner Arbeit hat, in der Hand einen Bogen Papier voller Klexe, Striche, unleserlicher Worte, tritt Eduard heraus zu dem Freunde, den er wider seine Gewohnheit sehr verstimmt findet.

„Nicht ein einzigesmal in's Schwarze getroffen, kaum einen Ring," ruft ihm Henri entgegen. „Zehnmal bin ich in Versuchung gewesen, die verwünschte Pistole gegen die Bastionwand zu schleudern."

Eduard verschweigt, daß er dem Tintenfaß mehr als einmal ein gleiches Loos zugedacht hatte, und sucht ihn zu beruhigen. „Wenn Sie so aufgeregt sind," sagt er, „wird's freilich nicht gehen, Ihre Hand zittert. Sie müssen wenigstens eine Stunde aussetzen."

„Ah, bringen Sie Ihren Brief?" ruft Henri. „Lassen Sie doch sehen."

Er legt die Pistole fort und nimmt dem fast widerstrebenden Eduard das Papier aus der Hand. Mit Mühe und nur nach vielem Fragen entziffert er einzelne Worte, dann bricht er in ein schallendes Gelächter aus.

Eduard, beleidigt, will ihm das Papier aus der Hand reißen, Henri hält es in die Höhe.

„Sagte ich es nicht?" ruft der junge Officier, „ich kann das einmal nicht und werde es nie lernen. Aus dem schwarzen Faß heraus werde ich niemals etwas Gescheidtes an's Licht fördern."

„Warum nicht?“ erwiderte Henri, „das ist leichter als in's Schwarze, womit ich nun einmal nicht zu Stande komme.“

Nun sprechen sich die Freunde Muth ein; Henri läßt sich noch einmal die Hand führen, schießt noch einmal nach der Anleitung des Freundes und trifft, — wenn auch nicht in's Schwarze, doch nahe an die Grenze.

„Jetzt sagen Sie aber, was ist denn an meinem Briefe so verkehrt?“ fragt nach einer Weile Eduard.

Henri setzt sich auf die Bank, Eduard neben ihn, über die Schulter in's Papier sehend, berichtigend, erklärend, und nun lesen sie:

„Donnerwetter, meine Gnädigste, müssen Sie mich nicht für einen verfluchten Kerl halten, der Dero ganzen und gerechten Zorn meritiret —“

„Fängt man so einen Liebesbrief an?“ platzt Henri heraus, seiner Fassung nicht mehr mächtig. „Ueberlassen Sie mir das, ich werde das Schreiben aufsetzen.“

Nach einigen Tagen hatte Eduard mit Hülfe des Freundes ein ganz manierliches Billet, freilich, nachdem er es mehr als zehnmal wieder abgeschrieben,

zu Stande gebracht, und Henri hatte einigemal, zur höchsten Genugthuung seines Lehrers, in's Centrum getroffen.

Dann wurde noch ein Schreiben an die Mutter der jungen Dame aufgesetzt, in dem sie mit den respektvollsten Ausdrücken um ihre Protection und die Gnade gebeten wurde, einliegende Zeilen in die Hände ihrer Tochter niederzulegen, gesiegelt, adressirt, und der Aufwärter mit Bitten und der Beihülfe eines Goldstückes bewogen, den Brief an seine Adresse zu befördern.

Eduard, in der Hoffnung einer baldigen und günstigen Antwort, stand nun auch nicht länger an, dem gütigen Schreiblehrer zu erzählen, wie er auf einer kleinen Reise mit der jungen Dame und ihrer Mutter zusammengetroffen sei, wie er erst beim Abschied den Namen der Mutter erfahren hätte, als sein Herz durch die Liebenswürdigkeit der Tochter längst gefesselt gewesen. Wie er später, nicht ohne Mühe, die Wohnung der Mutter in Berlin ausgekundschaftet hätte, wie er sie aber niemals zu Haus gefunden und endlich an der Fortsetzung seiner Bewerbungen durch seine Gefangennehmung verhindert worden sei.

Einige Tage später, als Eduard noch schlief, trat der Aufwärter mit sehr geheimnißvoller Miene am frühen Morgen bei Henri ein und zog ein Billet, von Damenhand geschrieben, aus der Tasche, das unter seiner Adresse (die Freunde hatten die Antwort unter Adresse des Aufwärters erbeten), am Abend zuvor angekommen sei. Henri eilte jubelnd, das Billet hoch in die Höhe haltend, zum Freunde und weckte ihn mit dem ersehnten Schreiben. Eduard war mit einem Sprunge aus dem Bette, erbrach den Brief in größter Hast, las, was freilich weit langsamer von Statten ging, ließ aber, zum höchsten Erstaunen des Freundes, das Schreiben erbleichend niederfallen. Es enthielt die wenigen Worte von der jungen Dame, die Eduard, als er sich gefaßt hatte, mit bebender Stimme vorlas:

„Sie fügen sich einer höheren Macht, aber ich verschmähe Ihre Hand, die ich, nur aus dem freien Drange des Herzens geboten, angenommen hätte.“

Der Brief war nicht unterschrieben, und Eduard warf ihn im ersten Auflodern des Zornes in den brennenden Ofen.

An jenem Tage blieben die Pistolen unberührt in ihrem Kasten, und die Freunde überlegten, was zu thun. Henri rieth entschieden, die Liebe aus dem Herzen zu reißen, der unfreundlichen Antwort Verachtung entgegen zu stellen; Eduard versicherte, daß er das nicht könne, erzählte aber, daß eine andere Heirath ihm Reichthum und die Gnade des Königs, ja, sofortige Freiheit verspräche. Der aufopfernde Freund, selbst auf die Gefahr, den Kerker des Gefährten geöffnet zu sehen und allein zurückzubleiben, drang dazu, diesen Entschluß zu fassen, und am Abend schieden sie mit der Verabredung, eine Willensäußerung in diesem Sinne zu Papier zu bringen. Der andere Morgen fand Eduard wieder schwankend, am Abend erklärte er, hier müsse ein Mißverständniß obwalten, das er aufklären wolle, und wieder am andern Tage fand ihn Henri so verliebt als je und fest entschlossen, noch einmal an die Geliebte zu schreiben. Das hatte nun allerdings seine Schwierigkeiten. Eduard konnte keinen Brief verfassen, der ihm zu Dank war, Henri entwarf ein Billet nach dem andern, aber immer war es dem Freunde nicht dringend, nicht zärtlich, nicht überzeugend genug und wurde verworfen.

Endlich erklärte Henri verstimmt, er wolle sich gar nicht mehr damit befassen, das ganze Schreiben sei eine Thorheit, und er wolle die Hand nicht im Spiele haben. Die Freunde erzürnten sich ernstlich, wurden heftig gegen einander, Henri verließ das Zimmer des Freundes im höchsten Unmuth. Keiner wollte den ersten Schritt zur Annäherung thun, und sie verlebten den ganzen Tag getrennt. Henri schoß vom Morgen bis zum Abend, und wunderbarer Weise ein Mal über das andere in's Centrum, Eduard dagegen stand nicht auf von seinem Schreibtisch.

Am Abend hatte Henri seine Pistolen verladen und konnte den Schuß nicht wieder herausbekommen. Eduard war fertig mit dem Entwurf seines Briefes bis auf einige Wendungen, die er nun einmal nicht finden, und einige Worte, deren Orthographie er sich nicht klar machen konnte.

Was half's, man mußte Frieden schließen. Die Einsamkeit ist eine vortreffliche Vermittlerin. Die beiden Freunde haben später niemals erzählt, wer das erste Wort gegeben hat, aber Eduard versprach, die Pistole in Ordnung zu bringen, wenn Henri ihm seinen Brief corrigiren wolle.

Die Bedingung wurde acceptirt, die falsche Ladung wurde, freilich nicht ohne Mühe, herausgezogen, und Henri probirte den ersten Schuß in Gegenwart des Freundes und schoß so gut, so sicher mitten in's Schwarze, daß der Freund versicherte, er könnte ihn jetzt nichts mehr lehren — als etwa die Pistolen nicht zu verladen.

Nun ging's an den Brief. Henri mußte gestehen, daß er so fließend, so beredt, in so guter Form abgefaßt sei, daß er stolz sein müsse auf seine Lehrstunden, und das bis auf etwas Weniges in der Orthographie nichts zu wünschen übrig bleibe.

Diesmal ließ die Antwort lange auf sich warten. Ein Tag verging nach dem andern, der Aufwärter kam aber immer mit leeren Taschen. So war der Mai fast zu Ende gegangen, und das Gras auf der Höhe der Bastion wallte im Winde; der Buchsbaum hatte frische Triebe gemacht; die Pistolen ruhten im Kasten; Henri traf sicher die einzelnen Nagelknöpfe, mit denen er seine Scheiben an der Palissadenwand befestigt hatte, die Uebung hatte dadurch ihren Reiz verloren.

Eduard schickte dem Brief noch einige andere nach,

aber er zeigte sie dem Freunde nicht mehr, denn er scheute sich, vor ihm diese Herzensergießungen kund zu thun, nicht aus Mangel an Vertrauen, aber er wußte, daß der junge achtzehnjährige Mann diese Empfindungen nicht verstehen würde, die ihm entweiht erschienen, wenn sie vor der Geliebten schon von einem Andern gelesen würden. Auch war er seiner Sache sicher und wußte, Henri könne an den Briefen nicht eben mehr Etwas corrigiren.

Nichts desto weniger hatten sich die jungen Männer immer fester an einander angeschlossen, Henri in dem schwärmerischen Freundschaftsbedürfniß der Jugend versicherte, das Schicksal hätte ihm in Eduard gegeben, was er bis dahin sehnlichst gewünscht, schmerzlich vermißt hätte — einen Bruder. Eduard, besonnener, ruhiger, hing an dem liebenswürdigen jungen Manne mit fast väterlicher Neigung. Sie hatten die Betten in ein Zimmer gerückt, das andere mit den spärlichen Meubles für die Beschäftigungen des Tages hergerichtet, sie waren keinen Augenblick mehr getrennt, und Henri's Heiterkeit stets ungetrübt, seine Erfindung immer neuer, freilich sehr einfacher Zeitvertreibe, unerschöpflich.

Da trat eines Tages der Commandant herein, und mit dem feierlichen Gesicht, das er immer annahm, wenn er im Dienst kam, wenn er namentlich eine Ordre seines Königs publicirte, kündigte er die Freiheit an — für Eduard.

Es ist schwer zu sagen, wer von den beiden Freunden am meisten durch diese Nachricht überrascht war. Henri jubelte laut, und Eduard machte eine wehmüthige Miene, als sei es ein Unglück, das man ihm verkündet. Der alte Obrist sah die Beiden an, und in der Besorgniß, sich versprochen zu haben, wiederholte er noch einmal ausdrücklich, daß es Eduard sei, dem er die Freiheit verkünde, während Henri leider noch sein Gefangener bleiben müsse. Die Freunde versicherten, daß sie das wohl verstanden, und daß dieser für jenen erfreut sei, der um den andern traure.

Wir wollen den Abschied nicht schildern, der namentlich den alten Obristen in große Verlegenheit setzte, da er es durchaus für seine Stellung unstatthaft fand, im Dienst eine Thräne zu vergießen, ja eigentlich, das Taschentuch zu ziehen, und doch nicht wohl wußte, wie er sich ohnedem behelfen solle.

Dabei blitzte doch ab und zu ein schlaues Lächeln über das Gesicht des alten Soldaten, das durchblicken ließ, er wisse noch Etwas, das er nur nicht sagen dürfe, das aber auch von den beiden Genossen einsamer Tage in der Scheidestunde nicht bemerkt wurde.

Henri war nun allein. Aber wenig Stunden nach Eduard's Abgange trat der Obrist wieder zu ihm ein, diesmal nicht mit der Dienstmiene, sondern mit einem schlaulächelnden Gesicht. Er setzte sich in den Stuhl, den er aus seinem Quartier dem jungen Freunde geschickt hatte, ließ sich eine Pfeife stopfen und anzünden, versicherte, der Tabak sei doch in der Casematte etwas feucht geworden, lenkte das Gespräch auf den abgegangenen Gefährten und ließ im Wohlgefallen über Henri's Freundschaftsergüsse die Pfeife wieder ausgehen. Dann hub er an:

„Das freut mich, daß Ihr so gute Freunde geworden, und ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen endlich zu decouvriren, weshalb Se. Majestät in seiner allerhöchsten Gnade Ihnen diese Haft zuzudiktiren geruhten. Sie sind ein junger, leichtsinniger Mensch und mit dem Maule, mit Permission zu

sagen, immer eine halbe Meile vorweg. Haben Sie da gleich aller Welt aufgebunden, Sie wollten den Officier, der dero Fräulein Schwester Hand ausgeschlagen, so ihm Se. Majestät allergnädigst antragen zu lassen die Gnade hatten, auf Leben und Tod fordern, und wußten nicht einmal den Namen des Herrn. So Etwas betreibt man hübsch in der Stille und mit der gehörigen Discretion. Da Se. Majestät nun dermalen kein absonderlicher Freund von Raufereien und Duellen sind und in seiner allerhöchsten Weisheit vermeinen, seine Officiere könnten ihre Courage und ihr Leben besser gebrauchen, als daß sie sich unter einander um jeden Quark das Lebenslicht ausbliesen, so sie sich einentheils nicht selbst gegeben, anderntheils auch ihrem Vaterlande und ihrem Dienst schulden, so haben höchstdero Befehl diese kleine Lection für nothwendig erachtet. Da nun der Zufall, was vorher nicht einmal zu verhoffen, Alles zum Besten gefüget, denn daß Sie es nur wissen, der Officier, den Sie damals aus dem Leben zu befördern so große Lust verspürten, ist Ihr Freund Eduard v. M. selber, und Sie werden sich überführt haben, daß Sie in Ihrem Fürwitz da an

den Rechten gekommen wären, da in der Handhabung der Waffen, namentlich der Pistolen, es ihm weit und breit Keiner gleich thut, ja, er selbst in der ganzen Armee dafür bekannt, daß als Pistolenschütze seines Gleichen nicht zu finden. Da er nunmehro Ihr Lehrer in dieser Kunst, zudem Ihr Freund, Sie selbst durch die erhaltene Lection gewitzigt und um etliche Monat älter geworden, habe ich keinen Anstand, Ihnen zu eröffnen, daß mit dem morgenden Tage Ihre Haft abgelaufen."

Damit stand der alte Mann auf und ließ den Gefangenen allein.

Es ist schwer zu schildern, welchen Eindruck diese Mittheilung auf Henri machte. Das Gefühl der Freundschaft und die Bruderpflicht, die Liebe zu Eduard und die Ehre seiner Familie kämpften in seinem Innern. Er verwünschte den unglücklichen Zufall, der ihm diesen Menschen gerade zum Freunde gegeben, und gleich darauf konnte er das Schicksal nicht genug preisen für diese Gabe. Er reimte sich zusammen, daß Eduard ihm vertraut, eine Heirath, die der König ihm befohlen, würde ihm Reichthum, Gunst und Freiheit geben, und mußte sich nun sagen

daß die Briefe, die er für Eduard an dessen Geliebte verfaßt, das Glück seiner eigenen Schwester untergraben. Er bedauerte, daß damals Eduard ihn nicht erschossen hätte, was nicht hätte fehlen können, und schalt auf die Geschicklichkeit, die er dem Freunde verdanke, die er nun vielleicht gegen ihn selbst brauchen müßte, und die den Erfolg der Waffen mindestens zweifelhaft machte. Das stand fest, wenn seine Hand dem Freunde den Tod brächte, würde er dies Schicksal nicht überleben. Er rief sich abwechselnd die Thränen seiner Schwester und die Liebenswürdigkeit seines Freundes vor das Gedächtniß, durchwachte die ganze Nacht und sah mit Schrecken den Tag anbrechen, der ihm die Freiheit, aber zugleich die Nothwendigkeit zu einem Entschluß brachte, dessen Hinausschieben er gern mit einigen Monaten der Haft erkauft hätte.

Der Commandant ließ nicht lange auf sich warten und war schon mit dem Frühsten in der Casematte, dem jungen Freunde die Freiheit zu bringen. Auch hatte er bereits in seiner Wohnung für ein Frühstück gesorgt und eine Reisegelegenheit bestellt, die für den jungen Mann bereit stand. Bei einer Flasche

alten Tokayer gab er nun noch mancherlei Ermahnungen und Lebensregeln zum Besten, die Henri ziemlich verrostet vorkamen, und als dieser nach wiederholten herzlichen Danksagungen endlich in den Wagen stieg, der ihn nach Berlin fahren sollte, ließ er von der Ordonnanz den Pistolenkasten, den er dem jungen Mann in dem Gefängniß geborgt hatte, in den Wagen setzen und bat, dieselben als Andenken zu behalten.

Die Pistolen vor Augen und eine dunkle Zukunft vor sich, fuhr Henri, der den Weg zur Haft in ausgelassenster Laune gemacht hatte, denselben Weg aus der Haft nachdenklich und ernst zurück. Aber sein Entschluß stand fest. Ohne erst seine Schwester sehen zu wollen, ließ er gleich den Wagen vor Eduard's Quartier, das ihm dieser beim Aschied genau bezeichnet hatte, halten, stieg aus, nahm als einziges Gepäck den Pistolenkasten unter den Arm und klopfte an. Ein schnelles „Herein" tönte ihm entgegen. Da saß Eduard in der schönen Uniform seines Regimentes, stattlich und heiter, und eilte dem eintretenden Freunde in freudigster Ueberraschung mit offenen Armen entgegen. Wie war er aber erstaunt,

als Henri mit ernstem Gesicht und vorgestreckter Hand die Umarmung zurückwies und sagte:

„Zuerst, Herr Lieutenant, habe ich Ihnen zu eröffnen, daß wir uns, und zwar in der nächsten Stunde, auf Leben und Tod schießen müssen.“

„Was fällt Dir ein, Henri?“ fragte Eduard betroffen, aber mit lächelndem Gesicht.

„Sie haben meine Schwester und dadurch die Ehre meiner Familie beleidigt!“ fuhr Henri fort.

„Gut,“ sagte Eduard und zwang sich, seinerseits ernst zu scheinen, „ich werde Ihnen jede Genugthuung geben, die Sie verlangen, nun aber, da das abgemacht ist, und bis wir einander todtgeschossen haben, laß uns wieder Freunde sein, Henri.“

Henri zauderte einen Augenblick, dann im überwallenden Freundschaftsgefühl setzte er seinen Pistolenkasten nieder und stürzte in die geöffneten Arme des Freundes.

„Zuerst, Henri,“ sagte Eduard, „muß ich Dir erzählen, daß Deine Herausforderung, die wir wohl bis morgen verschieben können, mir nicht unerwartet kommt. Gleich, als Du mir in den Spandower Casematten Deinen Namen nanntest, errieth ich, daß

Du der Bruder der Dame seist, deren Hand mir Se. Majestät der König bestimmte, die ich ausschlug, was mir den Zorn des Königs und die Festungshaft einbrachte. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir anfangs sehr zurückhaltend entgegenkam, und erst als ich entdeckte, Du hättest keine Ahnung davon, daß ich es sei, den man zu Deinem Schwager bestimmt, gab ich dem anziehenden Eindruck nach, den Du mir gleich beim ersten Sehen machtest, den eine Aehnlichkeit noch erhöhte, von der ich Dir später sprechen werde. Ich wußte auch sehr wohl, daß der Gegner, für den ich Dich auf Pistolen einschoß, ich selbst war."

„Das wußtest Du?" rief Henri.

„Gewiß," fuhr Eduard fort, „aber Du wußtest nicht, für wen Du mir die vortrefflichen Liebesbriefe aufsetztest, die, Dank Deiner ausgezeichneten Unterweisung, so gute Dienste gethan haben, daß ich mich Dir als den glücklichsten Bräutigam vorstelle; denn bei meiner Ankunft gestern fand ich die Antwort, die alle meine sehnlichsten Wünsche erfüllt."

Henri dachte an seine Schwester, wurde ernst, rückte erst einen Schritt von dem Freunde fort, sprang dann auf und rief:

„Du wußtest das Alles und hast mir nichts gesagt! O, Sie haben perfide an mir gehandelt und mein Vertrauen schändlich gemißbraucht. — Auf morgen früh, Herr von M.“

Er war an der Thür. Eduard eilte ihm nach und ergriff ihn am Arme.

„Auf morgen gewiß, die blutigsten Feinde, aber das Heute gehört der Freundschaft. Wenn ich ein Unrecht gegen Dich habe, nicht offen gegen Dich gewesen zu sein, will ich heute wenigstens mein ganzes Herz vor Dir aufschließen. Ich habe Dir erzählt, daß ich die Dame, die ich liebe, jetzt meine Braut, auf einer Reise kennen lernte; ich erfuhr den Namen der Mutter, aber ich erfuhr nicht, daß nur das liebende Herz des jungen Mädchens der würdigen Matrone den Namen und die Rechte einer Mutter einräumte. Es war ihre Pflegemutter, und den eigentlichen Namen meiner Braut nannte mir erst ihr Brief, der mir das Jawort brachte.“

„Lies,“ fuhr er fort und reichte Henri einen Brief, den er auf dem Herzen trug.

Henri faltete ihn auf.

„Die Hand — der Name meiner Schwester!“

rief er und sah bald in den Brief, bald auf den Freund.

„Bist Du zufrieden mit der Genugthuung?“ sagte Eduard, „oder bestehst Du noch auf morgen?“ Er legte die Hand auf den Pistolenkasten.

„Bruder, im vollen Sinne des Worts mein Bruder!“ rief Henri und stürzte in die Arme des Freundes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Zettler

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Putlitz, Gustav Heinrich Gans <<zu>>,

Ausgewählte Werke

Bd.: 4

Berlin 1873

P.o.germ. 1106 ti-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162896-4